

Vorläufige Gewissheiten: Plausibilität als soziokulturelle Praxis

Kirsch, Thomas G. (Ed.); Wald, Christina (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerk / collection

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kirsch, T. G., & Wald, C. (Hrsg.). (2024). *Vorläufige Gewissheiten: Plausibilität als soziokulturelle Praxis* (Edition Kulturwissenschaft, 293). Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839470503>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Thomas G. Kirsch,
Christina Wald (Hg.)

VOR- LÄUFIGE GEWISS- HEITEN

Plausibilität als
soziokulturelle Praxis

[transcript] Edition Kulturwissenschaft

Thomas G. Kirsch, Christina Wald (Hg.)
Vorläufige Gewissheiten

Thomas G. Kirsch ist seit 2009 Professor für Ethnologie und Kulturanthropologie an der Universität Konstanz. Er lehrte an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und am Goldsmith College (London). Seine Forschungsexpertisen liegen vor allem in der Religionsethnologie und im Bereich der »critical anthropology of security«.

Christina Wald ist seit 2014 Professorin für Englische und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. Sie lehrte an der Universität zu Köln, der Universität Augsburg, der Harvard University und der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Forschungsexpertisen liegen vor allem in der Kultur der frühen Neuzeit und der Gegenwart, mit besonderem Interesse an Fragen der transmedialen, transnationalen und transhistorischen Adaption.

Thomas G. Kirsch, Christina Wald (Hg.)

Vorläufige Gewissheiten

Plausibilität als soziokulturelle Praxis

[transcript]

Diese Open-Access-Publikation wurde gefördert durch den Publikationsfonds sowie das Zentrum für kulturwissenschaftliche Forschung (ZKF) der Universität Konstanz

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell.

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2024 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Thomas G. Kirsch, Christina Wald (Hg.)**

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Korrektorat: Natalie Zwätz

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

<https://doi.org/10.14361/9783839470503>

Print-ISBN: 978-3-8376-7050-9

PDF-ISBN: 978-3-8394-7050-3

Buchreihen-ISSN: 2702-8968

Buchreihen-eISSN: 2702-8976

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Einleitung

Gewissheitsökologien und der Möglichkeitssinn des Plausibilisierens <i>Thomas G. Kirsch und Christina Wald</i>	9
---	---

Sektion 1: Existenzweisen des Plausiblen

»Wahrscheinliches Wissen«

Aspekte einer epistemischen und gesellschaftsgeschichtlichen Transition im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert <i>Rudolf Schlögl</i>	39
---	----

Die praktische Infrastruktur der Plausibilität

Eine alltagssoziologische Perspektive <i>Christian Meyer</i>	67
---	----

Plausibilität, Interpretation und das Reflexionsgleichgewicht in der Philosophie

<i>Jacob Rosenthal</i>	87
------------------------------	----

Sektion 2: Eigenlogiken des Plausibilisierens

Zwischen Wissenschaft und Utopie

Zur Plausibilisierung von Gesellschaftswissen im frühen 19. Jahrhundert <i>Anne Kwaschik</i>	109
---	-----

Unsicheres Wissen

Die asymmetrische Ko-Konstruktion von Plausibilität in britischen Asylverfahren <i>Judith Beyer</i>	129
--	-----

Plausibilität als Zwischenschritt und Zwischenraum

Die soziale Bewertung konjunktivischer Wissenspraktiken <i>Thomas G. Kirsch</i>	151
--	-----

Applaus für den König? Applaus für den Maler!

Zur Plausibilitätskrise des höfischen Körpers im 17. Jahrhundert <i>Karin Leonhard</i>	171
---	-----

Sektion 3: Plausibilisierungskonflikte

Wissenspraktiken sozialer Bewegungen

Strategien ihrer Plausibilisierung am Beispiel der neuen Frauen- und Umweltbewegungen <i>Sven Reichardt</i>	197
---	-----

Neues für die Alte Welt

Plausibilisierungsstrategien in Guaman Poma de Ayalas <i>Erste neue Chronik und gute Regierung</i> (1615) <i>Kirsten Mahlke</i>	223
--	-----

Pathologische Plausibilitäten

Organisationsversagen in der Verwaltung <i>Wolfgang Seibel</i>	241
---	-----

Sektion 4: Interne Vielgestaltigkeit und Vervielfältigung

Theatrale Plausibilität im Drama der Migration

<i>Christina Wald</i>	257
-----------------------------	-----

Multiple Plausibilität

Gustav René Hocke und seine Manierismus-Studien in <i>rowohlts deutscher enzyklopädie</i> <i>Christopher Möllmann</i>	277
--	-----

Infrastrukturelle Ästhetik

Zur Plausibilisierung ökologischer Transformation in der literarischen Moderne <i>Timo Müller</i>	299
--	-----

Sektion 5: Lebensweltliche Mobilisierungen

Märkte, Modelle, Märchen

Techniken der Plausibilisierung unter Wirtschaftsexpert:innen <i>Stefan Leins</i>	321
--	-----

»Lo pasado responde de lo porvenir«:

Die Plausibilisierung der mexikanischen Unabhängigkeit bei fray Servando Teresa de Mier (1763-1827) <i>Anne Kraume</i>	339
---	-----

Anhang

Autor:innen	363
--------------------------	-----

Einleitung

Gewissheitsökologien und der Möglichkeitssinn des Plausibilisierens

Thomas G. Kirsch und Christina Wald

Wer sich aufmacht, der Rede vom Plausiblen nachzuspüren, kommt zu einem eigenartigen Befund. In Alltag und Wissenschaft sind Aussagen, dass etwas ›plausibel‹ ist, nahezu allgegenwärtig. Doch versucht man, die in den zumeist beiläufigen Verwendungen dieses Begriffs anklingenden Bedeutungen zu bestimmen, läuft man Gefahr, sich in Wortfeldern verwandter Begriffe zu verlieren, so zum Beispiel: wahrscheinlich, denkbar, möglich, erklärlich, glaubwürdig, überzeugend, einleuchtend, nachvollziehbar, stichhaltig, kohärent, gut begründet (siehe auch Winko 2015: 487–488). Keiner der eben genannten Begriffe hat den Rang eines echten Synonyms; Plausibilität partizipiert an ihren jeweiligen Semantiken, verortet sich »auf einer Skala zwischen den Polen absurd auf der einen und offenkundig auf der anderen Seite« (Böhnert/Reszke 2015: 47) und ist zugleich durch eine besonders bewegliche Semantik gekennzeichnet. Wer nun aber hofft, in der wissenschaftlichen Literatur hinreichend klärende Definitionen von Plausibilität zu finden, wird feststellen, dass die Beobachtung, dass der Begriff der Plausibilität »selbst so unbestimmt ist wie das, was er auszudrücken sucht« (Koch 2002: 194), nichts an Aktualität verloren hat. Die mithin inflationäre Rede vom Plausiblen in wissenschaftlichen Texten wird konterkariert durch die bislang vergleichsweise spärlichen wissenschaftlichen Bemühungen, den Begriff der Plausibilität zu konzeptualisieren.

In der kultur- und sozialwissenschaftlichen Debatte zu Plausibilität lassen sich drei »Diskursstränge« (Jäger 2006) identifizieren, von denen wir nachfolgend zwei skizzieren, um dann im weiteren Verlauf dieser Einleitung unsere eigene Perspektive vorzustellen, die Ansätze aus den beiden Diskurssträngen kombiniert. Im Mittelpunkt des Verständnisses von Plausibilität als ›Applauswürdigkeit‹ stehen die rhetorischen, narrativen, ästhetischen und medialen Strategien persuasiver Akte der Repräsentation und Evokation (Diskursstrang 1). Fragen der gesellschaftlichen Einbettung stehen im Vordergrund von Ansätzen, die sich mit den sozialen Erscheinungsformen und Funktionen von Plausibilität sowie mit Praktiken des Plausibilisierens und der mithin konfliktreichen sozialen Aushandlung von Plausibilität beschäftigen

(Diskursstrang 2). Wird Plausibilität als Kategorie des Denkens aufgefasst, steht ihr epistemischer Status im Verhältnis zu anderen Aussage- und Begründungslogiken, wie diejenigen von ›Evidenz‹ und ›Wahrscheinlichkeit‹, im Zentrum der Aufmerksamkeit (Diskursstrang 3).

Im ersten Diskursstrang wird oft darauf hingewiesen, dass ›Plausibilität‹ etymologisch auf den lateinischen Begriff *plausibilis*, ›applauswürdig‹, zurückgeht. Im Unterschied zur ›Evidenz‹, hier verstanden als ›das Herausscheinende‹ (Kemmann 1996: 33), deren Erleben auch rein individueller Natur sein kann, bezieht sich Plausibilität in dieser theatermetaphorisch operierenden Perspektive immer auf ein soziales Gegenüber, für das das Plausible ›einleuchtend‹ ist (siehe auch Koch 2002: 203; Steudel-Günther 2003: 1282). Zu einer solchen Zustimmung im sozialrelationalen Raum der Plausibilität kann es jedoch nur dann kommen, wenn eine ›Passung‹ zu den Annahmen der adressierten Akteur:innen vorliegt (Winko 2015: 500–501). Diese ›Verstehensumgebung‹ (Tugendhat 1992; siehe auch Böhnert/Reszke 2015: 48) stellt eine notwendige Voraussetzung für das Gelingen von Plausibilisierungsbemühungen dar. Ähnlich äußert sich Andrea Steudel-Günther im *Historischen Wörterbuch der Rhetorik*, wenn sie schreibt, dass ein Argument »für ein Auditorium plausibel [ist], wenn dasselbe Auditorium in einem ähnlichen Fall dem Argument bereits zugestimmt hat« (Steudel-Günther 2003: 1282). Diese Sichtweise kann auf eine lange ideengeschichtliche Genealogie verweisen, denn schon die antike Rhetorik des Aristoteles hat die im sozialen Raum bereits vorhandenen Wissensbestände als *éndoxon*, als geläufige Meinung, beschrieben, auf der plausible Aussagen aufzubauen haben (siehe auch Koch 2002: 196–197).

Die Idee der Applauswürdigkeit impliziert auch, dass Plausibilität nicht allein auf rationaler Argumentation beruht und sich nicht allein auf rational-faktisches Wissen beruft, sondern auch durch sinnliche, affektive Überwältigung operieren kann, also auf suggestive Formen der Überzeugung und eine »Wahrheit der Sinne« (Gess 2021: 35) setzt. Bezogen auf die Erzähltheorie haben Esther Eidinow und Rafael Ramirez diese ästhetischen Verfahren als »›technology‹ of plausibility« bezeichnet: »Stories are not only factual descriptions, they manifest and convey implicit knowledge and are thus inescapably also experienced in aesthetic terms, expressing and conveying considerations of what ›feels right‹« (Eidinow/Ramirez 2016: 44). Unserem Verständnis zufolge unterscheidet sich ›Applauswürdigkeit‹ daher auch von dem sozialwissenschaftlich konnotierten Begriff der ›Anerkennung‹: durch die situative Bindung und die durch sie mögliche sinnlich-affektive Überwältigung hat Plausibilität eine vergleichsweise größere Flüchtigkeit, und folglich eine geringere soziale Verbindlichkeit als ›Anerkennung‹.

Aus den Sozialwissenschaften liegen im zweiten Diskursstrang unter anderem Beiträge zu den Eigenschaften und internen Funktionsweisen der soziokulturellen Verstehensumgebungen von Plausibilität vor. Aus ihnen wird abermals ersichtlich, dass Plausibilitätskonstruktionen von bestimmten Erwartungshaltungen hin-

sichtlich ihrer Adressat:innen geprägt sind, denn, so Niklas Luhmann, »[p]lausibel sind Festlegungen der Semantik dort, wo sie ohne weitere Begründung einleuchten und *man erwarten kann, daß sie auch anderen einleuchten*« (Luhmann 1980: 49; Hervorhebung hinzugefügt). In einem der bekanntesten sozialwissenschaftlichen Anwendungen des Begriffs weist der Soziologe Peter L. Berger zudem darauf hin, dass soziale Welten kontinuierlich plausibilisiert werden müssen:

Worlds are socially constructed and socially maintained. Their continuing reality, both objective [...] and subjective [...] depends upon specific social processes, namely those processes that ongoingly reconstruct and maintain the particular worlds in question. Thus each world requires a social ›base‹ for its continuing existence as a world that is real to actual human beings. This ›base‹ may be called its plausibility structure. (Berger 1967: 65)

Laut Berger sind solche Plausibilitätsstrukturen kein vom sozialen Miteinander unabhängiges Phänomen; vielmehr werden sie in Interaktionen kontinuierlich sozial definiert und aufrechterhalten.¹

Beiden Diskurssträngen liegt eine Idee von sozialen Kollektiven zugrunde, was dazu verleiten kann, Plausibilität mit ›Mehrheitsfähigkeit‹ zu assoziieren. So argumentiert beispielsweise Lutz Koch in seinem prominenten interdisziplinär angelegten Beitrag zu Plausibilität, dass »[p]lausibel [...] ein Urteil nicht dadurch [wird], dass ich der Mehrheit applaudiere, sondern umgekehrt nur dadurch, daß meinem Urteil die Qualität eignet, *den Applaus einer Mehrheit zu gewinnen*« (Koch 2002: 201; Hervorhebung hinzugefügt). Fraglich ist bei dieser und vergleichbaren Aussagen, ob die von ihnen vorausgesetzte Zielsetzung, eine soziale Mehrheit (im Unterschied zu ›Minderheiten‹) zu überzeugen, verallgemeinert werden kann. Denkbar und empirisch belegt sind nämlich auch Fälle, in denen Plausibilisierungsbestrebungen einen weniger weitgehenden Anspruch verfolgen. Es ist ja nicht so, dass man aus der Semantik der Kategorie Plausibilität fallen würde, wenn man beispielsweise aus gegebenem Anlass nur *einem* Nachbarn, nicht aber der mehrheitlichen Nachbarschaft, die soziale Verträglichkeit einer moderaten Lautstärke beim Musikhören plausibilisieren möchte. Auf der Mesoebene des Sozialen haben die Protestbewegungen der jüngeren Zeit wiederum erneut deutlich gemacht, dass sich das Plausibilisieren von Gegenwissen gezielt an eine Minderheit wenden kann, die sich gegen die Mehrheitsmeinung stellt. In diesem Buch gehen wir daher davon aus, dass der Wunsch nach der Applauswürdigkeit des Plausiblen nicht notwendigerweise auf ein größeres soziales Kollektiv gerichtet sein muss, sondern schlicht um die Applauswürdigkeit ›für andere‹ bemüht ist – ganz gleich, ob es sich dabei um einzelne andere oder Mitglieder einer Mehrheit bzw. Minderheit handelt. Davon versprechen wir uns,

1 Siehe auch der Beitrag von MEYER.

der Existenz von Ausdifferenzierungen und Fragmentierungen unterschiedlicher Öffentlichkeiten und Gegenöffentlichkeiten (Warner 2005), die zu Adressaten von Praktiken der Plausibilisierung werden, Rechnung tragen zu können.

Mit dieser Anerkennung pluraler Kontexte einhergehend ist festzuhalten, dass Plausibilität epistemische Toleranz oder Indifferenz gegenüber anderen Plausibilisierungen voraussetzt. Der Soziologe Stefan Meißner schreibt treffend, dass »Plausibilität die Existenz von Alternativen« und folglich das Wissen um »andere Möglichkeiten« einschließt (Meißner 2007: 91). In dieser Akzeptanz des Vorhandenseins von Alternativen sieht Luhmann sogar den zentralen Unterschied zwischen Evidenz und Plausibilität, denn »Evidenz ist verstärkte Plausibilität. Sie ist gegeben, wenn auch der Ausschluss von Alternativen mit einleuchtet« (Luhmann 1980: 49). Vor diesem Hintergrund können Praktiken des Plausibilisierens als eine in sich sinnvolle, legitime oder sogar erstrebenswerte Reaktion auf die Erfahrung lebensweltlicher Kontingenz gelten (Koch 2002: 195). So betrachtet würden sich menschliche Kontingenzerfahrungen in der Vagheit und Flexibilität des Denkens in Plausibilitäten spiegeln. Zugleich darf nicht vergessen werden, dass die Bewertung epistemischer Pluralität je nach soziokulturellen und politischen Kontexten ganz unterschiedlich ausfallen kann. Das Spektrum reicht von wertschätzender Förderung des Pluralen über dessen Tolerierung, bis hin zum willentlichen Ausblenden seiner Existenz oder einer diesbezüglichen Ignoranz oder Indifferenz.² Welche spezifischen Umgangsformen mit Plausibilität in einer gegebenen gesellschaftlichen Konstellation vorherrschen, hängt dabei maßgeblich von ihren jeweiligen Gewissheitsökologien und den dort verfolgten »politics of plausibility« (Sinfield 1999) ab. Machtdynamiken können beeinflussen, wann und in welchen Kontexten die alternativenreichen Möglichkeiten des Plausibilisierens zugelassen, in bestimmte Bahnen gelenkt oder unterbunden werden. Im Falle umstrittener Machtverhältnisse können Praktiken des Plausibilisierens sowohl zu einem Gegenstand des Konflikts als auch zu einem Mittel der Konfliktaustragung werden. In gesellschaftlichen Konstellationen, in denen es konfligierende Ansichten gibt, können für bestimmte Gruppen epistemische Annahmen, politische Haltungen oder religiöse Glaubenssätze demnach eine Pluralität des Plausiblen konstituieren, die für Wahrheiten, Fakten oder doktrinäre Setzungen nicht möglich ist (vgl. Böhnert/Reszke 2022).

Das vorliegende Buch bündelt die Ergebnisse eines intensiven kultur- und sozialwissenschaftlichen Austauschs, an dem Vertreter:innen aus der Ethnologie, den Geschichts-, Kunst- und Literaturwissenschaften sowie der Philosophie und

2 Zu Formen der Ignoranz in Regimen des Nicht-Wissens, siehe Dilley/Kirsch 2015; zum Begriff der ›Indifferenz‹, siehe Herzfeld 1992. Andrew J. Cohen definiert ›Toleranz‹ wie folgt: »an act of toleration is an agent's intentional and principled refraining from interfering with an opposed other (or their behavior etc.) in situations of diversity, where the agent believes she has the power to interfere« (Cohen 2004: 69).

Soziologie beteiligt waren.³ Die interdisziplinäre Herangehensweise, thematische Bandbreite und Multiperspektivität der Beiträge unterscheiden dieses Buch von den meisten anderen Veröffentlichungen im Themenfeld Plausibilität, deren Erkenntnisinteressen zumeist stärker disziplinär gebunden bleiben und bei denen der Begriff für die Analyse *eines* ausgewählten Untersuchungsgegenstands in Anschlag gebracht wird.

Die hier versammelten Beiträge beleuchten die Erscheinungsformen, Modalitäten, Funktionsweisen, sozialen Dynamiken und Strategien des Plausibilisierens in unterschiedlichen historischen und regionalen Kontexten. Einige Beiträge rücken die Frage nach der Rolle von Plausibilität in modernen Wissens- und Repräsentationsordnungen ins Zentrum der Aufmerksamkeit, nämlich in der Philosophie, der Kunst- und Literaturgeschichte und in den empirisch arbeitenden Sozialwissenschaften, in gegenwärtigen sozialen Bewegungen, in Asylverfahren, im Finanzsektor und im Verwaltungshandeln (BEYER, KWASCHIK, LEINS, MÖLLMANN, REICHARDT, ROSENTHAL, SEIBEL). Andere beschäftigen sich mit den Ressourcen und Strategien der Plausibilisierung im Kontext gesellschaftlich kontroverser Themen wie Ökologie und Migration (MÜLLER, WALD) oder solchen, die in Reaktion auf gesellschaftliche Umbrüche und epistemische Krisen vergangener Epochen zum Tragen kamen (KRAUME, LEONHARD, MAHLKE). Vervollständigt wird das Buch durch einen Rückblick in die letzten Dekaden der Frühen Neuzeit, der den Begriff der Plausibilität ins Verhältnis zur zeitgenössischen »Entfaltung einer Semantik der Wahrscheinlichkeit« (SCHLÖGL) setzt, sowie durch zwei Beiträge, die die sozialen Funktionsweisen von Plausibilitätsattribution und -erleben herausarbeiten (KIRSCH, MEYER).

Im Folgenden nähern wir uns dem Thema dieses Buchs über drei unterschiedlich perspektivierte Erkundungen an. Der Begriff der Plausibilität wird dabei für die analytische Reflexion gegenwärtiger gesellschaftlicher Kontroversen (I) und ausgewählter wissenschaftlicher Debatten (II) sowie mit Blick auf kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ästhetische und narrative Formen der Plausibilisierung (III) herangezogen.⁴ Anschließend stellen wir die hier versammelten Beiträge kurz vor,

3 Diese Gespräche fanden im Rahmen des Jahresthemas »Cultures of Plausibilisation« am Zentrum für kulturwissenschaftliche Forschung (ZKF) der Universität Konstanz statt. Wir danken Judith Beyer, Anne Kwaschik und Christopher Möllmann für ihre hilfreichen Anmerkungen zu dieser Einleitung. Zudem danken wir Natalie Zwätz für Ihre kompetente Unterstützung bei der formalen Einrichtung des Manuskripts sowie dem Kommunikations-, Informations-, Medienzentrum (KIM) der Universität Konstanz und dem ZKF für die finanzielle Förderung dieser Publikation.

4 In der thematischen Bandbreite der drei »Annäherungen« zeigt sich eine Besonderheit dieses Buchs, nämlich dass die in den Fallstudien betrachteten Praktiken der Plausibilisierung in analytischer Hinsicht konsequent symmetrisch behandelt, also nicht in wertender Weise hierarchisiert werden. Das Interesse an Erscheinungsformen und Funktionsweisen von Plau-

indem wir sie anhand jeweils eines zentralen Aspekts ihrer Argumentation bündeln – ein Verfahren, das eine erhellende, aber gewiss nicht die einzige Möglichkeit darstellt, Querverbindungen zwischen ihnen aufzuzeigen.

Annäherung I: Aktuelle Kontroversen

In der jüngeren Vergangenheit wurde uns im Zusammenhang mit der COVID-19-Pandemie und anderen Geschehnissen, die gesellschaftliche Kontroversen auslösten, erneut in Erinnerung gerufen, dass die soziale Anerkennung bestimmter Sachverhalte als ›Fakten‹ nicht selbstverständlich ist. Der in der Semantik von Faktizität eingelagerte Exklusivitätsanspruch auf Wahrheit ging dabei nicht nur mit einer Abwertung anders lautender Aussagen als ›Falschmeldungen‹ (*fake news*) oder ›Lügen‹ einher, sondern auch mit dem Postulat der Existenz gleichberechtigter ›alternativer Fakten‹ (*alternative facts*), um ein zu zweifelhaftem Ruhm gekommenes Diktum einer Beraterin des vormaligen US-Präsidenten Donald J. Trump aufzugreifen.⁵

Die kurz vor der Fertigstellung dieser Einleitung abgeschlossene Gerichtsverhandlung zwischen *Dominion Voting Systems*, einem Hersteller von Wahlmaschinen und -software, und dem konservativen US-Sender *Fox News*, in der über Anschuldigungen des Wahlbetrugs bei der US-Präsidentschaftswahl 2020 entschieden wurde, legt wiederum Zeugnis davon ab, dass neben ›Fakten‹ auch ›Glauben‹ ins Spiel gebracht werden kann. Die Beweisführung gegen Mitarbeiter:innen von *Fox News* unterschied zwischen Personen, die wissentlich Falschmeldungen massenmedial verbreitet haben, und anderen, die Aussagen über den vermeintlichen Wahlbetrug durch *Dominion Voting Systems* auch als Privatpersonen Glauben schenkten. Nach geltendem US-amerikanischen Recht erfüllt letzteres den Tatbestand der ›tatsächlichen Böswilligkeit‹ (*actual malice*) nicht.

So unterschiedlich die in dieser Kontroverse verwendeten Kategorisierungen als ›Fakten‹, ›alternative Fakten‹ und ›Glauben‹ im Detail sein mögen, es ist ihnen ge-

sibilität im Feld der Wissenschaft wird dabei von drei Beiträgen geteilt (KWASCHIK, MÖLLMANN, ROSENTHAL) und ist auch für die Analyse der Wissenspraktiken sozialer Bewegungen (REICHARDT) und die ideengeschichtliche Verortung der Rede von Plausibilität (SCHLÖGL) bedeutsam. Alle anderen Beiträge gehen Praktiken des Plausibilisierens in den oben erwähnten außerwissenschaftlichen Zusammenhängen nach. Der im Dezember 2023 bei transcript erschienene Sammelband *Plausibilisierung und Evidenz. Dynamiken und Praktiken von der Antike bis zur Gegenwart* (herausgegeben von Antje Flüchter, Birte Förster, Britta Hochkirchen und Silke Schwandt) hat viele thematische Nähen zum vorliegenden Band, lag uns bei der Finalisierung unseres Buchmanuskripts im Herbst 2023 allerdings nicht vor.

5 Der Ausdruck *alternative facts* wurde von Kellyanne Conway in einem Interview am 22. Januar 2017 verwendet, um auffällige Diskrepanzen in den Angaben zur Teilnehmer:innenanzahl bei der feierlichen Amtseinführung von Präsident Donald J. Trump zu legitimieren.

meinsam, dass sie von der Existenz einer inneren Gewissheit ausgehen, zu der sich diejenigen bekennen, für die bestimmte Befunde bzw. Aussagen einen faktischen Charakter haben oder zu ihren Glaubensinhalten gehören. In dieser Matrix sich gegenseitig ausschließender Gewissheiten scheint es keinen Platz für die Vagheit und Flexibilität des Plausiblen zu geben. Doch indem die Verteidigung von *Fox News* die Berichterstattung des Senders zu den Präsidentschaftswahlen in Berufung auf die US-Verfassung in das Licht der Meinungsfreiheit rückte, wechselte sie das Register. »Fakten« wurden hier die persönlichen »Meinungen« der Moderator:innen von *Fox News* an die Seite gestellt, die nicht an Faktizität zu messen sind, sondern sich legitimerweise im Raum subjektiv wahrgenommener Plausibilitäten bewegen.

Eine wahrhafte Flut des Plausibilisierens zeichnet auch den Umgang mit der COVID-19-Pandemie aus. In Teilen der nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit führte das Spektakel der langwierigen wissenschaftlichen Erkenntnissuche unter anderem zu einer grundsätzlichen Infragestellung von (wissenschaftlichen) »Fakten« und zu einer Aufwertung des lebensnah Plausiblen.⁶ Für viele derjenigen, die in diesem Prozess erstmals Zeug:innen der Vorläufigkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse wurden, mündete diese Beobachtung in eine Nivellierung des Legitimitätsanspruchs unterschiedlicher Erkenntnisquellen. Aussagen wissenschaftlicher Expert:innen konkurrierten nun verstärkt mit Inhalten ungesicherter Herkunft, die auf sozialen Medien geteilt wurden. Der Erkenntnisprozess zur Ätiologie, Pathogenese und bestmöglichen Eindämmung der Pandemie verlief außerdem derart gehetzt und kontrovers, dass sich über einen langen Zeitraum hinweg nur wenige epidemiologische Befunde zu weithin akzeptierten »Fakten« verhärten konnten. Dennoch gehörte auch im Kontext der COVID-19-Pandemie die selbstlegitimierende Referenz auf die (behauptete) Faktizität der eigenen (politisierten) Aussagen zu den geläufigsten rhetorischen Strategien ihrer Plausibilisierung.

Werden mit dem Konzept der »Wissensökologie« die soziokulturell je spezifischen Ausprägungen der Produktion, Zirkulation, Rezeption und Bewertung von Wissen sowie der Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Wissensformen angesprochen, so lassen sich die eben skizzierten empirischen Konstellationen in analoger Weise im Konzept der »Gewissheitsökologie« fassen.⁷ Mit dem letztgenannten Kon-

6 Siehe, zum Beispiel, Butter (2018), Gess (2021) und Reichardt (2021).

7 Der Soziologe Boaventura de Sousa Santos definiert »ecology of knowledge« (Wissensökologie) wie folgt: »Being infinite, the plurality of knowledge existing in the world is unreachable as such, since each way of knowing accounts for it only partially, and from its own specific perspective alone. On the other hand, however, since each way of knowing exists only in that infinite plurality of knowledge, none of them is able to understand itself without referring to the others. Knowledge exists only as a plurality of ways of knowing, just as ignorance exists only as a plurality of forms of ignorance. The possibilities and limits of understanding and action of each way of knowing can only be grasped to the extent that each way of knowing offers a comparison with other ways of knowing. Such comparison is always a reduced ver-

zept meinen wir die plurale Gleichzeitigkeit und Wechselbezüglichkeit unterschiedlicher Modalitäten und Bewertungen des (inter)subjektiven Erlebens von Gewissheit sowie von Gewissheitsaussagen und sozialen Praktiken, die Gewissheiten erzeugen, stabilisieren oder in Frage stellen sollen. Die Gewissheitsökologie bei Anhängern glaubensbasierter monotheistischer Religionen zeichnet sich beispielsweise durch eine strenge hierarchische Ordnung aus, in der absolute Gewissheit in der Frage der Existenz Gottes den höchsten Wert darstellt, dem jegliches anderweitiges Gewissheitsstreben unterzuordnen ist; die vorläufige Gewissheit des Plausiblen gilt in diesem Zusammenhang als unzureichend, der durch Praktiken des Plausibilisierens evozierte Möglichkeitssinn gegebenenfalls sogar als häretisch. Im Unterschied dazu herrscht in der Zukunftsforschung Einigkeit darüber, dass gesellschaftsbezogenen Prognosen keine ›absolute Gewissheiten‹ zugrunde liegen können; gegenteilige Behauptungen gelten als unglaubwürdig; es geht hier vielmehr darum, Verfahren der Plausibilisierung zu kultivieren, deren Schlussfolgerungen in Zukunft idealerweise die Form gesicherter Gewissheiten annehmen werden.

Auf das Thema unseres Buches bezogen, wirkt das Konzept der Gewissheitsökologie ein Schlaglicht auf die Existenz gradueller Abstufungen in der Verknüpfung von ›Wissen‹ und ›Gewissheit‹. Man kann beispielsweise Wissen haben, ohne sich dieses Wissens vollständig gewiss zu sein. Eine solche Abstufung wird gemeinhin für die Unterscheidung von ›Faktizität‹ und ›Plausibilität‹ geltend gemacht. Beides in symmetrisierender Weise durch die Linse des Konzepts der Gewissheitsökologie zu betrachten, verspricht lohnende Einsichten in die Frage nach der Variationsbreite und den kontextspezifischen Erscheinungsformen dieser Unterscheidung.

Unsere kursorische Betrachtung ausgewählter zeitgenössischer Kontroversen (US-Präsidentenwahlkampf 2020, COVID-19-Pandemie) legt nahe, dass sich Praktiken des Plausibilisierens sowohl im Zentrum als auch in einer Randlage gegenwärtiger Gewissheitsökologien befinden können. Sie sind in diesen Ökologien zentral, wenn es darum geht, andere Akteur:innen von der Faktizität einer Aussage zu überzeugen, also Gewissheit über sie zu erzeugen, denn in kommunikativer Hinsicht kommen selbst Fakten nicht ohne Plausibilisierung aus.⁸ Auch werden Praktiken des Plausibilisierens bedeutsam, wenn das Ringen um Fakten keinen allseits verbindlichen Ertrag erbringt und der Rückzug in die Vorläufigkeit des Plausiblen der einzige Ausweg zu sein scheint. In eine Randlage der Gewissheitsökologien wird Plausibilität verschoben, wenn ein dezidiertes, andere Sichtweisen ausschließendes Bekenntnis zu einem bestimmten Wahrheitsanspruch angestrebt wird. Das Denken in Plausibilitäten ist sich seiner Sache dann einfach nicht gewiss genug. Praktiken des Plausibilisierens werden aber auch in eine randständige

sion of the epistemological diversity of the world, the latter being infinite. What I call ecology of knowledge lies in this comparison« (Santos 2009: 116).

8 Siehe auch der Beitrag von KWASCHIK.

Position verwiesen, wenn ihnen in Auseinandersetzungen um Wissensautorität vorgeworfen wird, ungesicherte Plausibilisierungen in einer als ungebührlich empfundenen Weise in den Status einer Deutungspärität mit Expert:innenwissen oder gar der Deutungshoheit zu erheben.

Fasst man diese explorativen Beobachtungen zusammen, so scheint Plausibilität einen ambivalenten und nachgerade paradoxen Status in gegenwärtigen Gewissheitsökologien zu haben. Werden ›Fakten‹ mit der Idee einer bekennenden Gewissheit assoziiert, wie es vielfach geschieht, kann das Denken in Plausibilitäten nur defizitär erscheinen. In ein zweifelhaftes Licht werden Praktiken der kommunikativen Plausibilisierung gerückt, wenn Meinungsnahe oder Bemühungen um ›Applauswürdigkeit‹ als problematische Unterwanderung von Faktizität wahrgenommen werden. Zugleich kommt die soziale Konstruktion von ›Fakten‹ nicht ohne Plausibilisierungen aus, wodurch letztere als Infrastruktur von Faktizität wirken. Und schließlich gibt es gewissheitsökologische Konstellationen, wie zu Beginn der COVID-19-Pandemie, in denen Plausibilität trotz ihrer Vagheit und Flexibilität als der einzig mögliche Grad an Gewissheit erscheint und im Sinne einer epistemischen Vorstufe des erhofften weiterführenden Erkenntnisgewinns Wertschätzung erfährt.

Wir meinen, es ist unter anderem diese gewissheitsökologische Beweglichkeit, die Plausibilität zu einer intellektuellen Herausforderung, aber auch zu einem Faszinosum macht. Angesichts ihrer schillernden Ausprägungen ist es zweifelsohne richtig, ihr semantische Unbestimmtheit zu attestieren, wie es Koch (2002) und viele andere getan haben. Unbestimmt erscheint Plausibilität jedoch nur dann, wenn man darauf abhebt, ihre Semantik über verschiedene Verwendungskontexte hinweg auf einen übergeordneten Punkt zu bringen. Nähert man sich ihr fußläufig, also in dezidierter Anerkennung der soziokulturellen Kontext- und Situationsabhängigkeit ihrer Verwendungsweisen, ergibt sich ein anderes Bild. Plausibilität tritt dann als ein variabel einsetzbarer Modus des Argumentierens, Repräsentierens und Denkens in vorläufigen Gewissheiten in den Blick, der immer eine Hintertüre offen lässt, weil es gegebenenfalls auch anders sein könnte.

Annäherung II: Plausibilisierung in den Wissenschaften

Die große Variationsbreite der Rede von Plausibilität wird ersichtlich, wenn man ihr in unterschiedlichen empirischen Kontexten nachspürt, beispielsweise in den Wissenschaften und in anderen Praxisfeldern, deren teils um Methodik bemühten Vorgehensweisen einen gewissen Grad an Verwissenschaftlichung erkennen lassen. So lässt sich bestimmen, welche gewissheitsökologische Rolle der Plausibilität in den Diskursen und Praktiken der jeweiligen Akteur:innen zukommt und welche Eigenschaften und eventuell Funktionen ihr zugeschrieben werden.

In aller Munde ist Plausibilität bei sogenannten ›Plausibilitätsprüfungen‹, auch ›Plausibilitätskontrollen‹ genannt, die in vielen Institutionen moderner Gegenwartsgesellschaften einen festen Platz haben, so etwa im Versicherungswesen, in bestimmten Aufgabenfeldern der öffentlichen Verwaltung, im Finanzsektor, im medizinisch- pharmazeutischen Bereich und in Wirtschaftsunternehmen. Plausibilitätsprüfungen stellen den Versuch dar, zu einer Einschätzung eines Sachverhalts, einer Information oder eines an die jeweilige Institution herangetragenen Anliegens zu kommen. Zentral ist die Frage, ob letztere als nachvollziehbar und annehmbar gelten können. Offensichtliche Fehler bzw. Unrichtigkeiten sollen identifiziert werden, indem anhand einer mehr oder weniger systematisierten Methodik begutachtet wird, ob die zu prüfenden Sachverhalte, Informationen oder Anliegen im Rahmen des konventionalisiert Erwartbaren liegen.⁹ Diese Verfahrensweise hat unter anderem zeitökonomische Gründe, denn je nach Ergebnis der Plausibilitätsprüfung kann auf ihrer Grundlage entschieden werden, ob bzw. in welcher Weise sich die Institution mit dem entsprechenden Fall weiter befassen wird. Der Umstand, dass diese Ergebnisse vorläufiger und nur bedingt belastbarer Natur sind, wird in Kauf genommen.

Den Verwendungs- und Funktionsweisen des Begriffs Plausibilität im Feld der Naturwissenschaften und der Methodologie der quantitativ arbeitenden Sozialwissenschaften nachzugehen, würde den Rahmen dieser Einleitung sprengen.¹⁰ Wir konzentrieren uns im Folgenden daher in exemplarischer Weise auf solche, die im Zuge einer wissenschaftlichen Selbstreflexion in kulturwissenschaftlichen und sozialtheoretischen Argumentationsführungen beobachtet wurden.

Für die Literaturwissenschaft hat Simone Winko zwei mögliche soziale Funktionen der Rede vom Plausiblen herausgearbeitet. Zum einen reflektiert sie, dass der Begriff ›Plausibilität‹ zu den praxeologisch beschreibbaren Selbstverständlichkeiten des Faches [gehören könnte], über die ein stillschweigender Konsens besteht« (Winko 2015: 484). Plausibilität wäre in diesem Falle folglich ein durch Prozesse der akademischen Akkulturation erworbenes *tacit knowledge*, das selten expliziert wird

9 Diese Orientierung am Erwartbaren und, damit einhergehend, an der produktiven Erkenntnisleistung, die aus Unerwartetem bzw. Überraschendem hervorgehen kann, zeigt die Nähe dieser Praktiken zum Erkenntnisstil der Abduktion, die Thomas Eberle wie folgt beschreibt: »Ein überraschendes Faktum, das im Rahmen der eingespielten Glaubenssysteme und Ordnungsschemata nicht plausibel erklärt werden kann, erfordert einen Bruch mit bisherigen Überzeugungen (*habits of belief*) und eine neuartige Erklärungsweise, die das Faktum rational verständlich (*reasonable*) macht« (Eberle 2011: 26).

10 Ein weiterer wissenschaftlicher Kontext, in dem Plausibilität eine zentrale Ressource für das Generieren und/oder Legitimieren von Erkenntnissen darstellt, ist Gegenstand von Ricarda Schmidt-Scheeles aufschlussreichem Beitrag zur transdisziplinären Szenarioforschung (*scenario research*) und angewandten Szenarienplanung, in der Plausibilität als ein »key indicator for the construction and utilisation of scenarios« (Schmidt-Scheele 2020: 19) verstanden wird.

und das doch zugleich, so könnte man das Argument weiterführen, eine Voraussetzung für die legitime Mitgliedschaft in der literaturwissenschaftlichen Interpretationsgemeinschaft (Fish 1980) ist. Zum anderen legt Winko dar, dass der Begriff der Plausibilität als Strategie verstanden werden kann, fachinterne »Begründungsdebatten« (Winko 2015: 485) zu umgehen. Den literaturwissenschaftlichen Verweisen auf Plausibilität liegen dieser Deutung zufolge keine eingeübten Routinen oder sozial geteilten Verstehenshorizonte zugrunde. Vielmehr ermöglichen sie, bestehende Differenzen in Textinterpretationen zum Zweck der Konfliktvermeidung zu verdecken. Denn wer von »Plausibilität« spricht, muss sich nicht über »Wahrheit« streiten.

Die Frage nach der Rolle des Denkens in Plausibilitäten im längeren Zeitverlauf wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse steht im Zentrum der Studie von Martin Böhnert und Paul Reszke (2015). Sie argumentieren aus der Perspektive der Philosophie und der Linguistik, dass Plausibilisierungen in Zeiten eines grundlegenden wissenschaftlichen Umbruchs, wie die von Thomas Kuhn (1962) beschriebenen Paradigmenwechsel, eine »wegbereitende argumentative Funktion« (Böhnert/Reszke 2015: 52) zukommt, da Plausibilität einen Modus des ergebnisoffenen Aushandelns wissenschaftlicher Perspektiven und Theorien bereitstellt. Für Böhnert und Reszke entfaltet Plausibilität ihre Produktivität demnach vor allem in der epistemischen Kluft, die sich in Situationen eines wissenschaftlichen Umbruchs zwischen den vormals etablierten und den sich neu herausformenden Wissensordnungen auftritt. Plausibilität steht hier für einen Zustand der epistemischen Liminalität, in dem vieles sein kann, aber (fast) nichts sein muss. Diese Funktionsbeschreibung von Böhnert und Reszke lässt erwarten, dass Praktiken des wissenschaftlichen Plausibilisierens in unterschiedlichen Zeiträumen ein je unterschiedliches Gewicht zukommt. Längere plausibilisierungsarme Phasen der »Normalwissenschaft« (Kuhn 1962) würden durch den erhöhten, periodisch auftretenden Plausibilisierungsbedarf in der »außerordentlichen Wissenschaft« durchbrochen.

Dieser Überlegung würde der Soziologe Stefan Meißner vermutlich widersprechen. In seiner systemtheoretisch angelegten Untersuchung wissenschaftlicher Operationen führt Meißner (2007) aus, dass Plausibilität für einen wissenschaftlichen »Möglichkeitssinn« steht, der damit zusammenhängt, dass im Wissenschaftssystem nicht nur sach- und wahrheitsorientiert operiert wird, sondern auch Neuheit und Reputation die Aufmerksamkeit steuern (siehe auch Kühl 2015; Luhmann 1980, 2005). Meißner zufolge entfaltet dieser Möglichkeitssinn eine epistemische Dynamik, die in mancher Hinsicht vergleichbar ist mit Winkos Beobachtungen zur konfliktvermeidenden Funktion von Plausibilität:

Mit der kommunikativen Verwendung von »Plausibilität« kann [...] ein absoluter Wahrheitsanspruch vermieden und zudem ausgedrückt werden, dass Plausibilitäten nur aufgrund eigener Plausibilitäten beobachtet werden können. Damit kann [...] der Geltungsanspruch (auch eigener) wissenschaftlicher Aussagen nicht

mehr an eine universale und a-historische Wahrheit gebunden werden. (Meißner 2007: 93)

Indem sich Plausibilität also gegenüber absoluten Wahrheitsansprüchen in der Schwebe hält, vollzieht sie einen Gestus der verallgemeinerten Relativierung: »Während nämlich mit einem evidenten Wahrheitskriterium Mögliches von Unmöglichem (im Sinne von Unwahrheit) getrennt wird, kann über Plausibilität Wirkliches von Möglichem unterschieden werden. Das könnte bedeuten, dass sich von einer vorgegebenen Norm verabschiedet wird, welche Denk-Möglichkeiten einschränkt« (ebd.: 95).

In diesen Schlaglichtern auf wissenschaftliche und wissenschaftsanalog arbeitende Zusammenhänge deuten sich frappierende Unterschiede darin an, wo Plausibilität in den jeweiligen Gewissheitsökologien verortet wird. Während die Vorläufigkeit von Plausibilität in Plausibilitätsprüfungen willentlich, zwischenzeitlich und in routinierter Form gesucht wird, da in ihr eine eigenwertige epistemische Produktivität gesehen wird, bricht die Notwendigkeit zum Plausibilisieren bei Böhnert und Reszke in Zeiten epistemischer Umbrüche scheinbar ausweglos über die Menschen herein, und das auch über solche, die dem geringeren Plausibilisierungsbedarf des wissenschaftlichen Normalbetriebs den Vorzug gegeben hätten. Im Unterschied zu diesen Sichtweisen, denen zufolge sich Praktiken des Plausibilisierens in bestimmten historischen Zeiträumen oder funktional ausdifferenzierten Praxisfeldern verdichten und an Intensität gewinnen, zeichnet Meißner das Bild einer sich zum Denken in Plausibilitäten bekennenden, zeitlich gleichlaufender Parallelwelt, die den Möglichkeitssinn pflegt und sich konsequent auf Abstand zu Wahrheitsausagen hält. Winkos Befunde bezeugen wiederum exemplarisch, welcher Pragmatismus der Rede von Plausibilität zugrunde liegen kann: Auch wenn wir nicht explizieren, was Plausibilität für uns ist, kann der Verweis auf diesen Begriff im Dienste der akademischen Vergemeinschaftung stehen und uns potentiell konfliktreiche Wahrheitsfragen zurückstellen lassen.

Annäherung III: Ästhetiken und Narrative des Plausiblen

Es steht außer Zweifel, dass Plausibilität nicht einfach in der Welt vorgefunden werden kann, sondern dass sie ›hergestellt‹ und von anderen Akteur:innen als plausibel wahrgenommen bzw. erlebt werden muss. Dabei spielen nicht nur politische und wissenschaftliche, sondern auch ästhetische und narrative Verfahren eine entscheidende Rolle, innerhalb sowie außerhalb von Kunst und Literatur. Ästhetische Verfahren können Rezipient:innen nicht nur intellektuell-kognitiv, sondern auch emotional-affektiv überzeugen und zu Applaus bewegen, beispielsweise durch die Suggestivkraft und Einprägsamkeit von Bildern oder von sprachlichen Rhythmisierungen

gen, Klängen, Reimen oder Wortspielen. Ebenso haben narrativ arrangierte Informationen andere Überzeugungspotentiale als nicht-narrative Informationen und können Leser:innen oder Zuhörer:innen bis dato als unplausibel angesehene Ideen einleuchten lassen oder zu neuen Perspektiven verhelfen. Dies kann etwa dadurch geschehen, dass sie zur Innensicht einer literarischen Figur oder der erzählenden Instanz einladen oder zuvor wenig beachtete Kausalzusammenhänge in das Zentrum der Erzählung stellen.

Für die interdisziplinäre Plausibilitätsforschung sind vor allem kulturell wirkmächtige Narrative relevant, die realitätsformend wirken, also kollektive *master narratives*, in denen sich Gesellschaften oder Gemeinschaften wiedererkennen und sich ihre kulturellen Grundannahmen artikulieren (Sinfield 1999: 811). Zu diesen *master narratives* gehören beispielsweise Gründungsmythen von Nationen oder Zusammenhalt stiftende Narrative wie die der individuellen Aufstiegs- und Selbstverwirklichungsoption des *American Dream*. Die narratologische Forschung hat diese Erzählungen als »a kind of cultural glue that holds societies together« (Abbott 2011: 47) bezeichnet sowie als »the mythological structure of a society from which we derive comfort« (Kermode 1979: 113). Albrecht Koschorke hat in seiner Studie *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie* gezeigt, dass solche Erzählungen »im Medium sozial geteilten Wissens« zirkulieren und dieses zugleich modifizieren (Koschorke 2012: 37). Solche *master narratives* stehen in Krisenphasen zur Disposition und müssen neu verhandelt werden, um die Entwicklungen einer jeweiligen Gegenwart zu plausibilisieren; sie dienen also der Normbearbeitung (siehe auch Bruner/ Bruner 1990: 77).

Der Narratologe H. Porter Abbott geht sogar so weit, Narrativität zur Grundlage von jeglicher Wahrheitsannahme zu erheben, und macht sie damit indirekt zum entscheidenden Faktor für Plausibilisierungen: »You could in fact argue, and people have, that our need for narrative form is so strong that we don't really believe something is true unless we can see it as a story. Bringing a collection of events into narrative coherence can be described as a way of *normalizing* those events. It renders them plausible, allowing one to see how they all ›belong‹« (Abbott 2011: 44, Herv. i.O.). Nach dieser Definition wäre jede narrative Anordnung kohärenz- und damit plausibilitätsstiftend. Von dieser Annahme geht beispielsweise auch Ricarda Schmidt-Scheeles Studie *The Plausibility of Future Scenarios* aus, indem sie die Wichtigkeit der narrativen Strukturierung von Zukunftsprognosen betont (Schmidt-Scheele 2020: 98–100).

Insofern jede fiktionale Erzählung eine Interpretation der Realität bietet, tragen literarische Erzählungen zur Normbearbeitung bei, wobei kulturell plausible *master narratives* neue fiktionale Narrative formen und ihrerseits von fiktionalen Narrativen geformt werden. Dabei stehen Form und Inhalt in engem Wechselverhältnis. So ist etwa das erzählerische Prinzip der Kausalität für die Plausibilitätskonstruktionen vieler fiktionaler Erzählungen von ebenso großer Bedeutung wie für kollektive

master narratives. In den Austauschbeziehungen zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Erzählungen können sich diese Kausalitätsmuster gegenseitig stärken, einander aber auch hinterfragen oder transformieren, was beispielsweise für die Darstellung von Kriegs- und Konfliktursachen politisch und gesellschaftlich bedeutsam ist. Der aktuelle Fall des Krieges in der Ukraine zeigt, dass es für die Plausibilisierung politischen Handelns einen entscheidenden Unterschied macht, ob Russlands Invasion in politischen Diskursen und künstlerischen Formaten als ›Überfall‹, ›Angriffskrieg‹, ›Konflikt‹ oder ›Verteidigung‹ der Position Russlands erzählt wird.

Darüber hinaus kann fiktionale Literatur als Reservoir von Plausibilisierungsstrategien breitere gesellschaftliche Reflexionsprozesse über die Kriterien und Implikationen von Plausibilitätsurteilen anstoßen. Indem sich Erzählungen als Fiktionen anzeigen, reklamieren sie ein strategisches Potential, Erfundenes gemäß der eigenen Parameter zu plausibilisieren und Reales zu deplausibilisieren. Gattungen und ihre jeweiligen Plausibilitätsverfahren lassen sich daher, wie Carolyn R. Miller (2014) argumentiert hat, als operationalisiertes soziales Handeln verstehen, insofern sie sowohl zur Konzeptualisierung und Repräsentation von Wirklichkeit als auch als Handlungsanleitung genutzt werden können. Gattungen lassen sich demnach als Formate und Praktiken von Wissen begreifen (Berg 2014; Bies/Gamper/Kleeberg 2013), die jenseits des ›Beweisbaren‹ plausibilitätssteigernd oder -reduzierend wirken. So ist beispielsweise der gattungsspezifische Plot der Romanze von dem jeweils geltenden soziokulturellen Verständnis der Paarbildung geprägt und formt es zugleich. Der gesellschaftliche Umbruch hin zur Anerkennung von Paarbildungen jenseits der lebenslang monogamen Heterosexualität wurde (und wird) durch literarische Experimente begleitet und hat in Folge zu einer Transformation der gattungsspezifischen Figurenkonstellationen und Plotmuster geführt. Gattungsregeln bieten folglich kontextspezifische Formen der gesellschaftlichen Plausibilisierung, wodurch ihnen »social tasks« zukommen, welche eine Gattung zu einem bestimmten Zeitpunkt mit »special energy and representativeness« ausstatten können (Robbins 2007: 1650). In anderen kulturellen oder geschichtlichen Kontexten kann eine Gattung jedoch an Plausibilisierungskraft verlieren und marginal werden.

Praktiken der Plausibilisierungen als Erkundung des Möglichen spielen auch für die Generierung von Zukunftswissen eine zentrale Rolle. In dieser Hinsicht bietet die ästhetische, erlebnisorientierte Seite von fiktionalen Narrativen einen als-ob-Erfahrungsraum, der über faktisches Wissen hinausreicht und auf sinnliche und emotionale Weise einleuchten oder beeindrucken kann. Ursula Heise, Literaturwissenschaftlerin und Co-Direktorin des *Lab for Environmental Narrative Strategies* an der University of California, hat diese Erfahrungsform als »exercise in ›secondhand nonexperience‹« bezeichnet (Heise 2008: 206). So können beispielsweise Science-Fiction und Horrorgeschichten die Zukunft der globalen Erwärmung

anschaulicher plausibilisieren als bisher weitgehend folgenlose wissenschaftliche Ausführungen zu den Konsequenzen des Klimawandels. Die explorative, vorläufige Form dieses Zukunftswissens steht dabei der Wirkung dieser Szenarien nicht unbedingt entgegen, wie empirische Forschung zur messbaren Auswirkung von Katastrophenfilmen auf ein gesteigertes ökologisches Bewusstsein gezeigt hat (Weik von Mossner 2022: 165).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Narrativen eine doppelte Funktion für soziokulturelle Praktiken der Plausibilisierung zukommt: Einerseits wirken Narrative plausibilitätsstiftend, wenn sie Zusammenhänge herstellen und zu emotional-affektiven Reaktionen bzw. Identifikationen einladen, die kulturelle oder gesellschaftliche Annahmen stabilisieren. Andererseits können Narrative, die als fiktional ausgewiesen sind, einen Anlass dafür bieten, über die lebensweltlichen Verfahren der Plausibilisierung durch narrative Strategien nachzudenken und bestimmte kulturelle oder gesellschaftliche Narrative zu entkräften oder zu transformieren. Diese Einladung zur Reflexion von Bedingungen und Verfahren der Plausibilisierung ist zentral angesichts der politischen Bedeutung von *master narratives* in Zeiten von *fake news* und *alternative facts*, weil bisweilen nicht faktische Befunde entscheidend sind, sondern eine relative Plausibilität für spezifische soziale Gruppierungen, die in emotionaler oder ideologischer Applauswürdigkeit begründet sein kann (Sinfield 1999: 821; Gamper 2010: 68; Böhnert/Reszke 2022: 19). Wie Alan Sinfield aufgezeigt hat, bedeutet dies, dass »[t]he conditions of plausibility [...] govern our understandings of the world and how to live in it, thereby seeming to define the scope of feasible political change« (Sinfield 1999: 746). Die Frage, wie Narrative und deren Interpretationen Plausibilität herstellen, ist daher nicht nur für die Narratologie und die (inter-)disziplinäre methodische Selbstreflexion wichtig, sondern auch für soziale Diskurse und politische Denkmodelle.

Dimensionen des Plausiblen

Viele der in unseren drei ›Annäherungen‹ behandelten Themen, Perspektiven und Fragestellungen werden, in unterschiedlicher Gewichtung und mit unterschiedlichen Schlussfolgerungen, in den Beiträgen dieses Buches aufgegriffen. Zusätzlich werfen sie folgende Fragen auf: Wie kann die Rolle von Plausibilität im gesellschaftlichen Leben allgemein beschrieben werden (›Existenzweisen‹)? Welche soziokulturellen Dynamiken sind für Praktiken des Plausibilisierens in gesellschaftlichen Teilbereichen oder Institutionen kennzeichnend (›Eigenlogiken‹)? Was passiert, wenn unterschiedliche Plausibilitäten in Konkurrenz zueinander treten (›Plausibilisierungskonflikte‹)? Ist innere Kohärenz und Konsistenz tatsächlich ein zwingend erforderliches Merkmal von Plausibilität, wie manchmal behauptet wird, oder zeichnet sich Plausibilität vielmehr durch Flexibilität sowie ›Vielgestaltigkeit

und Vervielfältigungen« aus? Wie lassen sich die Zielsetzungen von Praktiken des Plausibilisierens jenseits ihrer persuasiven Intentionen beschreiben (»Mobilisierungen«)?

Existenzweisen des Plausiblen

Es ist vor allem aus ethnologischen und historischen Forschungen vertraut: das Problem adäquater Begriffe, wenn in der Begriffswelt der untersuchten Akteur:innen jene Begrifflichkeit fehlt, anhand derer ihre Lebenswelten wissenschaftlich aufgeschlüsselt werden sollen. Wie kann etwa über »Religion« in einer Gesellschaft geforscht werden, die nicht über diese Kategorie verfügt? Oder auch: Wie können die systematischen Verzerrungen aufgefangen oder eingehegt werden, die sich einstellen, wenn die eigene Analyse durch Kategorien perspektiviert wird, die von den untersuchten Personen als irrelevant oder gar fehlgeleitet erachtet werden? Von den geläufigsten Strategien des Umgangs mit diesem Problem, einerseits die Suche nach empirischen Analogien oder semantischen Äquivalenten und andererseits die systematische Unterscheidung zwischen analytischen Begrifflichkeiten und den empirisch vorgefundenen Begriffswelten, haben sich die meisten Beitragenden zu diesem Buch für die zweite Option entschieden.¹¹ Für sie muss *doing plausibility* also nicht heißen, dass die darin involvierten Personen das Wort Plausibilität im Munde führen.

Der Beitrag von Rudolf SCHLÖGL kann als Entwurf einer ideengeschichtlichen Vorgeschichte der semantischen Explikation von Plausibilität beschrieben werden. Vor dem Hintergrund der Feststellung, dass das »Plausible« in der Frühen Neuzeit kein eigenständiges semantisches Feld« bildete, beschäftigt er sich anhand einer Relektüre ausgewählter Autoren im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert (Pascal, Descartes, Hobbes, Locke, Thomasius, Leibniz, Müller) mit Ausprägungen des Denkens in Wahrscheinlichkeiten, die viel weiter gefasst waren, als die heutzutage vorherrschende Verkürzung auf »mathematische Wahrscheinlichkeit« vermuten lassen würde. Ein Reiz seiner Analyse liegt darin, dass er die historischen Debatten zur Wahrscheinlichkeit mit gegenwärtigen Perspektiven auf Plausibilität in Bezug setzt und dadurch den Blick auf beides, Wahrscheinlichkeit *und* Plausibilität, schärft.

Dass Plausibilisierungen in jegliche Form der sozialen Interaktion eingebettet und demnach omnipräsent sind, argumentiert Christian MEYER aus einer alltagssoziologischen Perspektive und anhand einer intensiven Auseinandersetzung mit so-

11 Benson Saler beschreibt ein zentrales Problem bei der Suche nach Analogien in der Untersuchung von Religion wie folgt: »the Western scholar identifies »religion« in non-Western societies that have no name for, or concept of »religion« by finding analogies to what that scholar regards as instances of religion elsewhere. This, of course, raises a very important question: analogy to what?« (Saler 2009: 166).

ziologischen Klassikern. Indem Plausibilität »von sozialen Akteuren in ihren Praktiken selbst immer wieder aufs Neue hergestellt« wird, wird sie zur »Infrastruktur« des sozialen Miteinanders. Der in diesem Beitrag verfolgte Ansatz, insbesondere die nicht-begriffliche, praktische Ebene des Herstellens und Erlebens von Plausibilität herauszuarbeiten, weist über Studien hinaus, die sich mit plausiblen Argumentationsführungen in Alltagsgesprächen auseinandergesetzt haben, beispielsweise Douglas Waltons *Plausible Argument in Everyday Conversation* (1992).¹²

Jacob ROSENTHAL wendet sich in kritisch-reflexiver Weise dem Erkenntnisunternehmen der Philosophie zu – einer Wissenschaft, bei der, im Anschluss an Platon, die Suche nach Wahrheit für viele als das eigentliche Erkenntnisziel gilt. Rosenthal setzt dieser Sichtweise entgegen, dass die Philosophie über keine spezifischen Erkenntnismethoden verfügt: »Auch wenn in ihr manchmal feine Beobachtungen angestellt und sorgfältige Argumente aufgestellt werden, handelt es sich dabei methodisch nur um das Alltagsdenken selbst, das versucht, mit seinen eigenen fundamentalen Voraussetzungen zurande zu kommen.« Von philosophischen Überlegungen sei daher »bestenfalls Plausibilität« zu erwarten. Ferner verhält es sich nicht so, dass die in philosophischen Entwürfen getroffenen Aussagen über Wahrheit allgemeine Akzeptanz finden. Vielmehr reihen sie sich in einen Reigen diverser anderer Deutungsmöglichkeiten ein, von der jede um die eigene Plausibilität bemüht sein muss. Zugespitzt könnte man sagen, dass dies ein wissenschaftliches Praxisfeld ist, in dem viel über Wahrheit gesprochen, aber eigentlich Plausibilisierung betrieben wird.

Alle drei Beiträge geben Antworten auf die Frage, von welchen elementaren Existenzweisen bei Plausibilität auszugehen ist. Ihrer Historisierung (SCHLÖGL) wird ein anthropologisch und interaktional argumentierender Ansatz (MEYER) an die Seite gestellt und beides durch eine wissenschaftsreflexive Fallstudie ergänzt (ROSENTHAL), in der Plausibilität eine weithin sublimierte Existenz führt.

12 Walton fasst das Argument seines Buches wie folgt zusammen: »The fundamental thesis of this book is that argumentation in everyday conversations needs to be evaluated as correct or incorrect (reasonable, weak, or fallacious) in light of standards that are entirely different in nature from the standards traditionally accepted in logic. Traditional logic evaluated arguments by deductive and inductive standards. In this book, it is argued that in the most typical cases of argumentation in everyday conversation, these standards are too high. For in these cases, it will be shown, an argument can be quite successful and correct, in carrying out the job it was designed to accomplish, even if it was only plausible, rather than being deductively valid or inductively strong. [...] [It] will be shown how plausible argumentation is based on a kind of reasoning that goes forward tentatively and provisionally in argumentation, subject to exceptions, qualifications and rebuttals. Plausible argumentation is opinion-based – it is inherently subject to retraction as an argument continues and new evidence is brought into the discussion« (Walton 1992: 3).

Eigenlogiken des Plausibilisierens

In unseren hinführenden Überlegungen (Annäherungen I und II) konnten wir feststellen, dass sich soziokulturelle Felder unter anderem darin unterscheiden, in welchen ihrer Bereiche Plausibilität zugelassen oder angestrebt wird, und welche Bewertung sie von den Akteur:innen in diesen Feldern erfährt. Je nach empirischem Kontext können Plausibilisierungen demnach verschiedene Erscheinungsformen haben und eigenlogische Dynamiken befördern.

Anne KWASCHIKS Studie wendet sich der Vorgeschichte der soziologischen Disziplinengeschichte im frühen 19. Jahrhundert zu. Dies war eine Zeit des rasanten gesellschaftlichen Wandels, in der ›das Soziale‹ erstmals als Objekt wissenschaftlichen Wissens konstituiert wurde und in diesem Zuge zu bestimmen war, anhand welcher methodischen Zugänge die entstehende Wissenschaft zu gesichertem Wissen über ihre Gegenstände kommen kann. In den verdichteten Erfahrungs- und Reflexionszusammenhängen von Krisen- und Kontingenzbewusstsein dieser Zeit wurde die Plausibilität »etablierter Wissensbestände und ihre[r] Darstellungsweisen brüchig«. In dieser Situation eines epistemischen Umbruchs diente der Rekurs auf etablierte Vorgehensweisen der Naturwissenschaften, insbesondere auf die ›Beobachtung‹, das ›Experiment‹ und die ›Serie‹, der plausibilisierenden Selbstautorisierung der entstehenden Wissenschaft vom Sozialen. Auch wurden »etablierte Modi der Erkenntnisproduktion für die Konstruktion und Begründung« von Gesellschaftswissen genutzt, um sich dann aber im nächsten Schritt von ihnen abzulösen. In diesem doppelten Gestus, so Kwaschiks Argument, wurde also zugleich für eine gewisse epistemische Kontinuität gesorgt und ein Bruch mit ihr vollzogen.

In der rechtsethologischen Studie von Judith BEYER stellt ›Plausibilität‹ auch für die untersuchten nicht-wissenschaftlichen Akteur:innen ein ausdrücklich benanntes und routiniert eingesetztes Entscheidungskriterium zur Bewertung bestimmter Sachverhalte dar. Anhand eines Abgleichs mit sogenannten *Country of Origin*-Informationen soll in britischen Asylverfahren festgestellt werden, ob die von asylsuchenden Personen angegebenen Hintergründe, die sie zur Flucht gezwungen und zum Asylgesuch geführt haben könnten, mit dem allgemeinen Wissensstand über das jeweils angegebene Herkunftsland dieser Personen übereinstimmen. Mit Blick auf die Komplexität des Asylverfahrens und die unterschiedlichen, in diese Verfahren involvierten Akteur:innen – inklusive ihrer eigenen Rolle als externe ethnologische Gutachterin – zeigt Beyer, dass die rechtliche Plausibilitätsprüfung von Asylanträgen die Form einer Ko-Konstruktion plausibler Erzählungen annimmt.

Um Unterschiede in der Evaluation und sozialen Funktion von Plausibilität geht es im Beitrag von Thomas G. KIRSCH. Sein Vergleich der Bewertung von Plausibilität in einerseits religiösen Zusammenhängen und andererseits Belangen der persönlichen Sicherheit im südlichen Afrika (Sambia, Südafrika) arbeitet zwei sozial wirksame Modi dieser Einschätzungen heraus: Plausibilität als »Zwischenschritt« und

Plausibilität als »Zwischenraum«. Als Zwischenschritt verstanden, gilt das Plausible als eine vorläufige Gewissheit, die durch Bemühungen um einen weiterführenden Erkenntniszuwachs überwunden werden muss. Die Rolle eines verhandlungsoffenen Zwischenraums nimmt Plausibilität ein, wenn in einer Akteurskonstellation die Befürchtung besteht, dass das Beharren auf Wahrheitsansprüchen zu sozialen Konflikten führen könnte. Letzteres kann in das münden, was Kirsch als »Plausibilitätsregime« bezeichnet: eine soziale Welt des Möglichkeitssinns, in der Ansprüche auf eine übergeordnete Wahrheit als Störfaktor empfunden und daher unterbunden werden.

Aus kunstwissenschaftlicher Perspektive legt Karin LEONHARD dar, dass es im Rahmen der Thronnachfolge durch Charles II im England des 17. Jahrhunderts zu einer bedeutsamen Verschiebung in den Plausibilisierungsstrategien monarchischer Regentschaft kam. Während die zuvor geläufige höfische Portraitmalerei bemüht war, die Legitimität der Könige durch mimetische Ähnlichkeit zu plausibilisieren, setzte mit Charles II eine wirkungsästhetische »Neubewertung künstlerischer Techniken, Stile und Manieren« ein, bei der sich »die kunsttheoretische Aufmerksamkeit auf die Instanz des Produzenten selbst [verlagerte,] der als Urheber seinem Produkt vorausgeht und dieses initiiert«. Nun waren es der Künstler und seine spezifische Handschrift, die als Quellen von Plausibilität galten, wodurch »die Plausibilisierung der Darstellung von der Referenzebene zunehmend auf die Verfahrensebene verschoben und damit auf die Sicherheit und Überzeugungskraft einer individuellen und vor allem virtuos geführten Künstlerhand übertragen« wurde.

Die vier Beiträge behandeln verschiedene soziokulturelle Felder und ihre jeweiligen Eigenlogiken, wie Plausibilisierungen praktiziert wird. KWASCHIK zeigt, wie eine neu entstehende Wissenschaft auf bestehenden Wissensgenealogien aufbaut, um sich dann von ihnen zu lösen. Die Studie von BEYER widmet sich einer Gewissheitsökologie, die arbeitsteilig organisiert ist, und bei der sich Praktiken des Plausibilisierens auf einen bestimmten Teilbereich zu beschränken haben. KIRSCH führt aus, dass Plausibilisierungen in unterschiedlichen Kontexten divergierende Bewertungen erfahren können. Und LEONHARD erinnert daran, dass Plausibilisierungsstrategien historisch variabel sind, wobei ihr Wandel zu Verschiebungen in den zeitgenössisch als relevant erachteten Plausibilitätsinstanzen, in ihrer Fallstudie von der bildlichen Ähnlichkeit zur künstlerischen Wirksamkeit, führen kann.

Plausibilisierungskonflikte

Plausibilisieren ist oft eine umstrittene Praxis. In politischen Kontexten, in denen Gewissheitsökologien hegemonial durchwirkt sind, gilt allein schon das Ansinnen, gewissen Formen des Plausibilisierens nachzugehen, als Transgression. Aufgrund des ihr inhärenten Möglichkeitssinns, der sich aus der Hermetik vorgefasster Orthodoxien löst, kann Plausibilität sowohl zu einem Ausdruck als auch

zu einem Medium der Subversion und des Widerstands werden. Wie wir oben gesehen haben, können verstärkte Bemühungen um Plausibilisierung außerdem eine Vermittlungsrolle in Zeiten epistemischer und gesellschaftlicher Umbrüche einnehmen. Praktiken des Plausibilisierens tragen dann dazu bei, die Wucht eines Umbruchs abzufedern, rufen durch ihre Vorläufigkeit aber zugleich ins Bewusstsein, dass es auch andere Möglichkeiten geben kann, die Gegenwart und Zukunft plausibel zu machen. Und so ist nicht verwunderlich, dass die Plausibilisierungen verschiedener Akteursgruppen oder die unterschiedlichen Plausibilisierungen innerhalb ein und derselben Akteursgruppe miteinander in Konflikt geraten können. In solchen Konstellationen ist es nicht ungewöhnlich, wenn die Plausibilisierung eigener Aussagen auf die Deplausibilisierung anders lautender Aussagen abzielt.

Sven REICHARDT entwirft ein Programm zur wissenshistorischen Untersuchung sozialer Bewegungen, die er in einen Wissenskampf verstrickt sieht. Am Beispiel der Frauen- und Umweltbewegungen der 1960er bis 1980er Jahre fragt er danach, »wie sich soziale Bewegungen um die Ermächtigung und Stabilisierung bemühen – nicht zuletzt in der Auseinandersetzung mit ihren Gegnern«. Die dafür eingesetzten Plausibilisierungsstrategien können andere Personen ausschließende Prozesse der Vergemeinschaftung innerhalb einer sozialen Bewegung befördern, setzen im gleichen Zuge aber auch auf öffentlichkeitswirksame Anschlussfähigkeit und den Wunsch nach gesellschaftlichen Veränderungen oder zumindest der Destabilisierung etablierter Wissensordnungen. Hier zeigt Gegenwissen mit Plausibilisierungsbedarf sein Janusgesicht.

Der literaturwissenschaftliche Beitrag von Kirsten MAHLKE führt vor, dass Konflikte um Plausibilität eine implizite Form annehmen und in Gestalt textlicher sowie bildlicher Repräsentationen neu verhandelt werden können. Mahlke beschäftigt sich mit den durch die kolonialzeitliche Invasion Amerikas ausgelösten Plausibilitätskrisen nicht mit Blick auf die Sinngebungen der europäischen Besatzer und Berichterstatter, sondern mittels der Analyse einer zeitgenössischen Chronik des andinen Autors Guaman Poma de Ayala, die europäische Narrative der biblisch geprägten, kolonialen Geschichtsschreibung und deren plausibilisierende Prämissen aus andiner Perspektive in Frage stellt. Überraschenderweise ist diese Chronik aber nicht als ein Gegennarrativ angelegt, das absolute Konfrontation sucht. Vielmehr zielt der Autor auf eine »Hybridisierung zum Zwecke der doppelten Plausibilisierung: Guaman Poma adressiert und hofiert die spanische Kolonialmacht in Person des Königs Felipe III. mit seinem Anspruch auf die christliche Universalmonarchie, während er zugleich eine Vielzahl fundamentaler indigener Interessen [...] auf der Basis andiner Traditionen und Werte verteidigt«. Ersteres findet sich auf der textlichen Ebene, zweites vor allem in der Semantik der bildlichen Darstellungen.

Wolfgang SEIBELS politikwissenschaftliche Untersuchung fußt auf der Beobachtung, dass innerhalb ein und derselben Institution, hier der öffentlichen Verwaltung in Deutschland, die er als »Plausibilisierungsmaschine« versteht, unter-

schiedliche Plausibilitätslogiken koexistieren. Bei einer konfligierenden Situationsdeutung in Entscheidungsprozessen können diese Plausibilisierungen in Konkurrenz zueinander geraten, was im Falle von Fehlentscheidungen zu einem Versagen mit möglicherweise desaströsen lebensweltlichen Folgen für die Bevölkerung führen kann. Zur der oftmals produktiven Funktion von Praktiken des Plausibilisierens im Verwaltungshandeln gesellt sich so die Gefahr kontraproduktiver Effekte.

Interne Vielgestaltigkeit und Vervielfältigungen

Werden für die Begriffsbestimmung von Plausibilität Kriterien wie Nachvollziehbarkeit und Glaubwürdigkeit herangezogen, liegt es nahe, ihr auch interne Kohärenz und logische Konsistenz zu unterstellen (siehe zum Beispiel Connell/Keane 2004). Auf den zweiten Blick wird allerdings deutlich, dass diese Schlussfolgerung qualifiziert werden muss, wenn es um Fragen der lebensweltlichen Resonanzfähigkeit geht. In seiner narratologischen Theorie der Emotionsforschung unterscheidet der Ethnologe Andrew Beatty zwischen »narrativer Plausibilität« (*narrative plausibility*) und »Wirklichkeitsnähe« (*verisimilitude*): »plausibility isn't verisimilitude. (A melodrama may be plausible within generic conventions but lack verisimilitude.) What makes a fiction seem true, rather than merely plausible, is its representativeness, the reader's sense of its fidelity to experience of the external world« (Beatty 2014: 553). Er kommt so zu einer interessanten Beobachtung: »[i]f plausibility depends on internal consistency, one of the ways in which verisimilitude [...] is enhanced is through *inconsistency*, the out-of-character lapse, the capacity to do things that surprise« (ebd.: 554; Herv. i.O.).¹³

Wenn die Applauswürdigkeit eines Narrativs oder einer Argumentation durch ein Resonanzverhältnis mit den lebensweltlichen Erfahrungen der Adressat:innen hergestellt werden soll, muss also gefragt werden, wie es mit der internen Konsistenz solcher Plausibilisierungen wirklich bestellt ist. Was von Beatty in konzeptueller Hinsicht unterschieden wird, würde in solchen Fällen nämlich in eins fallen. Uns bieten seine Überlegungen Anlass, Praktiken des Plausibilisierens auf ihre Vervielfältigungen und interne Vielgestaltigkeit hin zu prüfen.

In ihrem Beitrag beschäftigt sich Christina WALD mit theatralen »Plausibilitätsinszenierungen«. Am Beispiel zweier Theateraufführungen, die sich auf Euripides' Tragödie *Die Troerinnen* beziehen, zeigt sie, wie standardisierte Plausibilitätslogiken

13 Eine vergleichbare Idee findet sich in polizeilichen, juristischen und gerichtspychologischen Bewertungen von den im Zusammenhang eines Strafverfahrens getätigten Aussagen: eine als übermäßig und daher als »lebensfern« wahrgenommene interne Kohärenz und Konsistenz kann Zweifel an ihrer Glaubhaftigkeit und an der Glaubwürdigkeit der angeklagten Person, einer/eines Zeug:in oder eines/einer Nebenkläger:in wecken.

bei der Einschätzung der lebensgeschichtlichen Verwerfungen und Schutzbedürftigkeit von Geflüchteten, auf deren Grundlage über ihre Asylgesuche rechtlich entschieden wird, auf europäischen Bühnen künstlerisch reflektiert und zur soziokulturellen Aushandlung gebracht werden. Um der in diesen rechtlich-bürokratischen Logiken vernachlässigte Heterogenität der Geflüchteten gerecht zu werden, greifen die Inszenierungen in einem selbstreflexiven Gestus auf diverse Plausibilitätsressourcen zurück, wobei transhistorische, transkulturelle und intertextuelle Referenzen miteinander verwoben und dergestalt palimpsestische Plausibilitäten erzeugt werden.

Christopher MÖLLMANNs Untersuchung zu zwei Manierismus-Bänden des Kulturhistorikers und Journalisten Gustav René Hocke, die in den späten 1950er Jahren in der breit rezipierten Taschenbuchreihe *rowohlts deutsche enzyklopädie* erschienen sind, erkundet das Zusammenspiel von sprachlichen und visuellen Formen der Plausibilisierung. Hierbei argumentiert Möllmann, dass der Gebrauch zeittypischer Semantiken und dem Publikum vertrauter Bildprogramme Leser:innen dazu bewegen sollte, die Thesen des Autors Hocke als plausibel gelten zu lassen, ohne ihnen weiter auf den Grund zu gehen. Möllmann zeigt, dass das Selbstverständnis Hockes von der manieristischen Begriffstradition von Plausibilität geprägt war. In ihr verweist das Attribut ›plausibel‹ nicht auf das Einleuchten von Aussagen, sondern auf das *Bewundern* von Aussagenden und ihrer ›Pointenkunst‹. Die titelgebende Wendung »multiple Plausibilität« spielt demgemäß auf eine zentrale These des Beitrags an: Im Falle Hockes und eines für manieristische Text- und Bildverfahren aufgeschlossenen Rezeptionsklimas können diese verschiedenen Verfahren der Plausibilisierung zusammenspielen. Gustav René Hocke, so resümiert Möllmann, zielte mit seinen Manierismus-Studien auf Bewunderung und konnte darauf vertrauen, dass seine Text- und Bild-Kompositionen seinem Publikum einleuchten.

Timo MÜLLER interessiert sich dafür, welchen Beitrag literarische Gattungen und Verfahren dazu leisten können, die aktuellen ökologischen Transformationsprozesse in ihren globalen Ausmaßen nicht nur intellektuell nachvollziehbar, sondern auch sinnlich erfahrbar zu machen. Seine Relektüre modernistischer Werke untersucht, wie sie urbane Infrastrukturen darstellen, die rückwirkend als Infrastrukturen des Klimawandels verstanden werden können. Er zeigt auf, dass Infrastrukturen in diesen Werken zugleich als Gegenstand auftreten und die formalen Verfahren der Texte beeinflussen, indem beispielsweise die urbane Architektur die raumzeitliche Anordnung des Romans bestimmt. Durch diese Zusammenführung von Infrastruktur als Modus des Darstellens und Objekt der Darstellung öffnen die Werke einen Resonanzraum, der die Prüfung der Plausibilität des modernen, infrastrukturierten Alltags und seiner »multiskalaren« Durchdringung von Mensch und Umwelt erlaubt.

Lebensweltliche Mobilisierungen

Knüpft man den Begriff der Plausibilität an die Applauswürdigkeit des Plausibilisierten, kann leicht der Eindruck entstehen, als wäre mit dem Applaus schon alles geschehen – als würden sich nach dem Beifall die Ränge leeren, damit nahtlos zum Alltagsgeschäft übergegangen werden kann. In dieser Deutung wird der lebensweltliche Nachhall vernachlässigt, der durch Praktiken des Plausibilisierens bei den Adressat:innen erzeugt wird oder erzeugt werden soll. Dabei verhält es sich doch augenscheinlich so, dass Plausibilität zu einem folgenschweren gesellschaftlichen *movens* werden kann und dass es demnach wichtig ist, die unterschiedlichen Zielsetzungen von Plausibilisierungsbestrebungen zu berücksichtigen. Neben der Etablierung der eigenen Glaubwürdigkeit und den oben erwähnten Formen der Selbstautorisierung kommt dabei dem Anliegen, auf das gegenwärtige und vor allem zukünftige Wahrnehmen, Denken und Handeln der Adressat:innen einzuwirken und dadurch Veränderungen in ihrem Leben oder in allgemeineren gesellschaftlichen Realitäten einzuleiten, eine besondere Rolle zu.

Der wirtschaftsethnologische Beitrag von Stefan LEINS erörtert, mittels welcher Techniken die Finanzmarktanalyst:innen internationaler Großbanken ihre Vorstellungen von möglichen zukünftigen Entwicklungen auf dem Finanzmarkt gegenüber Kund:innen plausibilisieren, um ihre Investitionsbereitschaft zu mobilisieren. In diesen Sinnstiftungen, die LEINS als Akte der persuasiven Kommunikation im Dienste der Profitmaximierung versteht, werden selbst quantifizierende Darstellungsformen von der Marktentwicklung in narrative Strukturen eingebunden. Auch wird der Expertenstatus der Finanzmarktanalyst:innen durch Verweise auf ihr erfahrungsbasiertes »Bauchgefühl« legitimiert und personalisiert. Die selbstlegitimierende Personalisierung des Expertenwissens wird dadurch verstärkt, dass die Analyst:innen in den Finanzmarktberichten namentlich als Autor:innen genannt werden, was mit der in diesen Großbanken ansonsten vorherrschenden Konvention bricht, das Unternehmen als Kollektivautor zu führen.

Anne KRAUME beschäftigt sich aus literaturwissenschaftlicher Perspektive mit der geschichtlichen Umdeutung der spanischen Eroberung Mexikos durch den Dominikanermönch und Doktor der Theologie fray Servando Teresa de Mier im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert. Die von ihm plausibilisierte und im zeitgenössischen Kontext provokante These, dass die Bewohner:innen Mexikos schon vor ihrem Kontakt mit den Spaniern christlich waren und deshalb keine Notwendigkeit ihrer Missionierung bestanden hätte, konterkarierte die offizielle Legitimation der Conquista, leistete der mexikanischen Unabhängigkeitsbewegung Vorschub und mündete in eine langjährige Haftstrafe des Mönchs. Kraume versteht seine Plausibilisierungen als einen politischen Akt, denn die »Unabhängigkeit plausibilisieren heißt [...] nicht nur, die Adressatinnen und Adressaten der entsprechenden Interventionen von der Notwendigkeit des Kampfes um die Unabhängigkeit zu überzeugen,

sondern es bedeutet vor allem, sie zu mobilisieren und sie als aktive Teilnehmerinnen und Teilnehmer in den Kampf einzubeziehen«. Unter diesem wichtigen Gesichtspunkt betrachtet, können Bemühungen um Plausibilität erst dann als ›gelungen‹ (*felicitous*) gelten, wenn sie Veränderungen in der Welt bewirkt haben.

Schlussbemerkungen

Bei aufmerksamer Lektüre dieser Einleitung mag aufgefallen sein, wie häufig wir von Plausibilität im Konjunktiv gesprochen haben. Dieser Sprachgebrauch spiegelt das Anliegen dieses Buchs wider, nicht zu einer Verallgemeinerung darüber zu kommen, was Plausibilität *per se* tut, sondern ein möglichst feines analytisches Gespür dafür an den Tag zu legen, was mit ihr *unter anderem* getan wird und worin ihre soziokulturellen Potentiale liegen.

Wir verstehen Plausibilisierung als eine flexible, plurale Praxis, die kontextabhängig operiert und daher auch kontextabhängig untersucht werden muss. Eine Schnittmenge der in diesem Band versammelten Beiträge besteht in der Beobachtung, dass Plausibilisierung als soziokulturelle Praxis vorläufige Gewissheiten bietet, ohne auf abschließende Faktizität oder exklusive Wahrheitsansprüche zu setzen. Im Gegenteil erkennt Plausibilität auch die Möglichkeit anderer Plausibilisierungen an. Da Plausibilität auf Applauswürdigkeit zielt, ist sie eine sozial relationale Praxis, die ein Gegenüber voraussetzt, und sei es nur ein imaginiertes Gegenüber, das allerdings keine soziale Mehrheit bilden muss. Plausibilisierungen müssen sich auf die Verstehensumgebung dieses Gegenübers einlassen, um Zustimmung erlangen zu können. Die Etymologie des Applauswürdigen impliziert auch bereits, dass Praktiken des Plausibilisierens nicht allein auf argumentative Verfahren setzen, sondern auch mit Überwältigungs- und Faszinationsstrategien operieren können, die die Sinne und Affekte ansprechen.

Wie die vielfältigen Fallbeispiele der Beiträge gezeigt haben, haben Praktiken des Plausibilisierens in gegenwärtigen Gewissheitsökologien einen paradoxen Status, da sie einerseits unabdingbar sind und selbst ›Fakten‹ der Plausibilisierungen bedürfen, sie andererseits aber in Zeiten von *fake news* und *alternative facts* erhebliche politische Spreng- oder doch zumindest Zersetzungskraft besitzen. Als Beitrag zur interdisziplinären Plausibilitätsforschung möchte dieser Band den Sozial- und Kulturwissenschaften Anregungen bieten, Praktiken des Plausibilisierens weiter zu erforschen und das analytische Potential der Kategorie ›Plausibilität‹ weiter herauszuarbeiten.

Literaturverzeichnis

- Abbott, H. Porter (2011): *The Cambridge Introduction to Narrative*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Beatty, Andrew (2014): »Anthropology and Emotion«, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 20:3, S. 545–563.
- Berg, Gunhild (Hg.) (2014): *Wissenstexturen. Literarische Gattungen als Organisationsformen von Wissen (= Berliner Beiträge zur Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, Band 17)*, Frankfurt a.M.: Verlag Peter Lang.
- Berger, Peter L. (1967): *The Sacred Canopy. Elements of a Sociological Theory of Religion*, Garden City, NY: Doubleday.
- Bies, Michael/Gamper, Michael/Kleeberg, Ingrid (2013): »Einleitung«, in: Dies. (Hg.), *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*, Göttingen: Wallstein-Verlag, S. 7–18.
- Santos, Boaventura de Sousa (2009): »A Non-Occidental West? Learned Ignorance and Ecology of Knowledge«, in: *Theory, Culture & Society* 27:7-8, S. 103–125.
- Böhnert, Martin/Reszke, Paul (2015): »Linguistisch-philosophische Untersuchungen zu Plausibilität. Über kommunikative Grundmuster bei der Entstehung von wissenschaftlichen Tatsachen«, in: Julia Engelschalt/Arne Maibaum (Hg.), *Auf der Suche nach den Tatsachen. Interdisziplinäre Perspektiven auf die Materialität, Vielfalt und Flüchtigkeit wissenschaftlichen und technischen Wissens*, Berlin: SSOAR, S. 40–67.
- Böhnert, Martin/Reszke, Paul (2022): »Das Wissen der anderen – Epistemische Systeme, Verstehensumgebungen und Plausibilität als analytische Werkzeuge des Verstehens«, in: *Aptum* 18 (2), S. 131–148.
- Bruner, Jerome/Bruner, Jeroma Seymour (1990): *Acts of Meaning. Four Lectures on Mind and Culture*, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Butter, Michael (2018): »Nichts ist, wie es scheint«. *Über Verschwörungstheorien*, Berlin: Suhrkamp, 2018.
- Cohen, Andrew J. (2004): »What Toleration is«, in: *Ethics* 115:1, S. 68–95.
- Connell, Louise/Keane, Mark T. (2004): »What Plausibly Affects Plausibility? Concept Coherence and Distributional Word Coherence as Factors Influencing Plausibility Judgments«, in: *Memory & Cognition* 32:2, S. 185–197.
- Dilley, Roy/Kirsch, Thomas G. (2015): *Regimes of Ignorance. Anthropological Perspectives on the Reproduction of Non-Knowledge*, Oxford: Berghahn.
- Eberle, Thomas S. (2011): »Abduktion in phänomenologischer Perspektive«, in: Norbert Schröer/Oliver Bidlo (Hg.), *Die Entdeckung des Neuen. Qualitative Sozialforschung als Hermeneutische Wissenssoziologie*, Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 21–44.
- Eidinow, Esther/Ramirez, Rafael (2016): »The Aesthetics of Storytelling as a Technology of the Plausible«, in: *Futures* 84, S. 43–49.

- Fish, Stanley (1980): *Is There a Text in this Class? The Authority of Interpretive Communities*, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Gamper, Michael (2010): »Ideologie und Gattung«, in: Rüdiger Zymner (Hg.), *Handbuch Gattungstheorie*, Stuttgart/ Weimar: J.B. Metzler, S. 66–69.
- Gess, Nicola (2021): *Halbwahrheiten. Zur Manipulation von Wirklichkeit*, Berlin: Matthes & Seitz.
- Heise, Ursula K. (2008): *Sense of Place and Sense of Planet. The Environmental Imagination of the Global*, Oxford: Oxford University Press.
- Herzfeld, Michael (1992): *The Social Production of Indifference*, Chicago: University of Chicago Press.
- Jäger, Siegfried (2006): »Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse«, in: Siegfried Keller (Hg.), *Handbuch sozialwissenschaftlicher Diskursanalyse*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 83–114.
- Kemmann, Ansgar (1996): »Evidentia, Evidenz«, in: Gert Ueding (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Band 3, Tübingen: Max Niemeyer Verlag, S. 33–47.
- Kermode, Frank (1979): *The Genesis of Secrecy. On the Interpretation of Narrative*, Cambridge: Harvard University Press.
- Koch, Lutz (2002): »Versuch über Plausibilität«, in: Andreas Dörpinghaus/Karl Helmer (Hg.), *Rhetorik – Argumentation – Geltung*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 193–204.
- Koschorke, Albrecht (2012): *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*, Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag.
- Kühl, Stefan (2015): *Reputation. Zur Funktion des Strebens nach Anerkennung in der Wissenschaft. Working Paper 1/2015*, Bielefeld: Universität Bielefeld.
- Kuhn, Thomas (1962): *The Structure of Scientific Revolutions*, Chicago: University of Chicago Press
- Luhmann, Niklas (1980): »Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition«, in: Ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Band 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 9–71.
- Luhmann, Niklas (2005): »Selbststeuerung der Wissenschaft«, in: Ders., *Soziologische Aufklärung. 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 291–316.
- Meißner, Stefan (2007): »Wahrheit oder Plausibilität? Mögliche Konsequenzen in der Wissenschaft«, in: Ronald Langner et al. (Hg.), *Ordnungen des Denkens. Debatten um Wissenschaftstheorie und Erkenntniskritik*, Berlin: LIT-Verlag, S. 87–96.
- Miller, Carolyn R. (2014): »Genre as Social Action (1984), Revisited 30 Years Later (2014)«, in: *Letras & Letras* 31:3, S. 56–72.

- Reichardt, Sven (Hg.) (2021): Die Misstrauensgemeinschaft der ›Querdenker‹. Die Corona-Proteste aus kultur-sozialwissenschaftlicher Perspektive, Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Robbins, Bruce (2007): »Afterword«, in: Publications of the Modern Language Association of America. PMLA 122:5, S. 1644–1651.
- Saler, Benson (2009): Understanding Religion. Selected Essays, Berlin: Walter de Gruyter.
- Schmidt-Scheele, Ricarda (2020): The Plausibility of Future Scenarios. Conceptualising an Unexplored Criterion in Scenario Planning, Bielefeld: transcript.
- Sinfeld, Alan (1999): »Cultural Materialism, Othello, and the Politics of Plausibility«, in: Julie Rivkin/Michael Ryan (Hg.), Literary Theory. An Anthology, Oxford: Blackwell, S. 743–763.
- Studel-Günther, Andrea (2003): »Plausibilität«, in: Gert Ueding (Hg.), Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Band 6. Tübingen: Niemeyer, Sp. 1282–1285.
- Tugendhat, Ernst (1992): »Überlegungen zur Methode der Philosophie aus analytischer Sicht«, in: Ders., Philosophische Aufsätze, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 261–274.
- Walton, Douglas (1992): Plausible Argument in Everyday Conversation, Albany: State University of New York Press.
- Warner, Michael (2005): Publics and Counterpublics, Princeton: Princeton University Press.
- Weik von Mossner, Alexa (2022): »Climate on Screen. From Doom and Disaster to Ecotopian Visions«, in: Adeline Johns-Putra/Kelly Sulzbach (Hg.), The Cambridge Companion to Climate and Literature, Cambridge: Cambridge University Press, S. 162–175.
- Winko, Simone (2015): »Zur Plausibilität als Beurteilungskriterium literaturwissenschaftlicher Interpretationen«, in: Peter Auer/Gesa von Essen/Werner Frick (Hg.), Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens, Berlin/München/Boston: de Gruyter, S. 483–512.

Sektion 1: Existenzweisen des Plausiblen

»Wahrscheinliches Wissen«

Aspekte einer epistemischen und gesellschaftsgeschichtlichen Transition im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert

Rudolf Schlögl

Das ›Plausible‹ bildet in der Frühen Neuzeit kein eigenständiges semantisches Feld aus. Wohl aber ist seit dem zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts zu beobachten, dass Wahrscheinlichkeit zu einem Stichwort wird, um das sich eine Semantik entfaltet, die über die mathematisierte Wahrscheinlichkeit, deren Grundlagen von Pascal und Fermat 1654 formuliert wurden (Daston 1988: 5–13), weit hinausreicht und von der Frage nach der Existenz Gottes über die Bedingungen und Grenzen menschlicher Erkenntnis bis hin zu den kommunikativen Grundlagen sozialer Ordnungsbildung ein sehr breites Feld erfasste.¹

Ausgehend von den antiken Wurzeln des Begriffs hätte man annehmen können, dass die Rhetorik den Rahmen für diese Semantik der Wahrscheinlichkeit stellte. Das ist freilich nicht der Fall. In den Rhetoriken des 17. Jahrhunderts spielen Fragen der Wahrscheinlichkeit so gut wie keine Rolle (z.B. Melanchthon 2001; dazu Knappe 1993; Meyfahrt 1974; Weise 1974). Das Konzept bleibt eingekapselt im Problem des Überzeugens und der Beweisführung. Als Gegensatz zur evidenten Wahrheit, wie es Aristoteles bestimmt hatte (Aristoteles 1995: 18, 100b), braucht das Wahrscheinliche als dasjenige, das auf der Zustimmung von Vielen, den Meisten oder einigen Weisen beruht, nicht Gegenstand ausführlicher Überlegungen zu werden, weil sich die Überzeugungskraft wahrscheinlicher Sätze im Vollzug der rhetorischen Situation von selbst ergibt. Wahrscheinlichkeit braucht in der Anwesenheitskonstellation des

1 Jacob Rosenthal wies mich freundlicherweise darauf hin, dass die Verknüpfung von Wissen (also Aussagen über die Welt, die man für gewiss hält) und Wahrscheinlichkeit widersprüchlich ist. Ich bleibe in diesem Text bei diesem Wortgebrauch, weil die Texte, um die es geht, genau diese Grenze zwischen Gewissheit und Wahrscheinlichkeit zu erfassen suchen. Es finden sich in den untersuchten Texten noch weitere Stellen, in denen, wie der aufmerksame Leser feststellen wird, der Gebrauch von Wahrheit, Wahrscheinlichkeit, Wissen und Gewissheit nicht den heutigen philosophischen Standards entspricht. Ich danke Jacob Rosenthal sehr für die Lektüre des Textes und für seine Hinweise. Thomas Kirsch und Christina Wald danke ich dafür, dass sie mit der ersten Version des Textes nicht zufrieden waren und weitere Lektüren für eine Überarbeitung angeregt haben.

Gerichts oder der Volksversammlung kein analytisches Fundament. Sie emergiert als performatives Epiphänomen der Rede, die erfolgreich Zustimmung bewirkt. Als Gegensatz zur evidenten Wahrheit, wie es Aristoteles beschrieben hatte, bleibt es in der Rhetorik gegenwärtig, ohne Gegenstand semantischer Reflexionen werden zum müssen. Rhetorik war gerade die Kunst, auch mit Behauptungen jenseits der Evidenz zu überzeugen. Dort steht dafür allerdings ein anderer Begriff: das Plausible.

Um die geheime Korrespondenz dieser beiden Konzepte zu verstehen, um die es in diesem Beitrag gehen wird, ist ein kleiner Umweg über die kurrente wissenschaftstheoretische Diskussion zur Plausibilität notwendig. Auf Plausibilität wird in den gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskursen dann rekuriert, so kann man den Diskussionsstand zum Thema zusammenfassen, wenn man Hypothesen auszeichnen will, die sich entweder gar nicht oder nur unter Bezug auf einen unsicheren Wissensstand begründen lassen. Hypothesen stehen in der neuzeitlichen Wissenschaft für Propositionen, deren Wahrheit man in weiteren Verfahren prüfen will, um sie dann entweder als gesicherte Tatsachen auszuweisen oder sie als falsch zu verwerfen (Böhnert/Reszke 2014; Winko 2015; Schmidt-Scheele 2002). In diesem Sinn ist Plausibilität nicht zwischen wahr und falsch angesiedelt, sondern beschreibt einen lymbischen Raum davor. Was sich dort befindet, hat Wahrheit unterschiedlicher Potentialität. Man wird sich im weiteren Vorgehen denjenigen Hypothesen zuwenden, denen man größere Aussichten auf Wahrheit einräumt als anderen. Das Evidente muss man ohnehin nicht prüfen. Die praxisorientierte Wissenschaftstheorie, die mit den Forschungen von Fleck, Feyerabend und Latour verbunden ist, weist zusätzlich darauf hin, dass Wissen an Wissensgemeinschaften gebunden ist (Böhnert/Reszke 2014: 50–63). Das Plausible bekommt dann einen dreifachen Index. Zeitlich sind plausible Aussagen als vorläufig zu charakterisieren, sachlich sind sie dadurch gekennzeichnet, dass sie sich – wie alle Sätze neuzeitlicher Wissenschaft – auf einen nicht völlig gesicherten Wissensstand beziehen, der in einer bestimmten Wissenschaftsgemeinschaft – das ist die soziale Dimension – aber als Arbeitsgrundlage akzeptiert ist.

In dieser Fassung ist Plausibilität nicht historisierbar. Die Forschung zur Rhetorik weist das Plausible seit Aristoteles als das Beifallswürdige aus (Steudel-Günther 2003). Beifallswürdig und damit zustimmungsfähig sind Aussagen, weil man sie selbst schon einmal so getroffen hat, oder weil sie sich im rhetorischen Geschehen bewährt haben. Aussagen, auf die in der rhetorischen Praxis Verlass ist, fasst die Rhetorik in Gemeinplätzen zusammen. Die Kunst besteht dann darin, solche Aussagen geschickt zu kombinieren und sie gegebenenfalls von einem Gegenstand auf einen anderen zu übertragen. Dazu gibt es Syllogismen und die Logik (Koch 2002). Damit stellt sich die Frage, welche semantischen Verschiebungen sich ereignen, wenn Pflege und Weiterentwicklung gesellschaftlicher Semantiken nicht mehr dem rhetorischen Modell folgen. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wird die Rhetorik als eine Technik des Übertragens von Affekten mithilfe der in Topoi geordneten

Gemeinplätze infrage gestellt. Statt mit dem Beifallswürdigen zu überreden, soll mit Argumenten überzeugt werden.

Niklas Luhmann hat in seiner Wissenssoziologie dem Plausiblen einen systematischen und einen historischen Ort zugewiesen (Luhmann 1980: 47–53, 170–177). Er fasst die Veränderung der gepflegten gesellschaftlichen Semantik mit den drei evolutionstheoretischen Konzepten von Variation, Selektion und Stabilisierung. Plausibilität steuert zusammen mit Evidenz die Selektion von Variationen. Plausible Aussagen sind solche, die auf passende Erwartungen treffen und deswegen Zustimmung auslösen. Das umschreibt das rhetorische Modell der alteuropäischen Semantik. Es trägt solange, bis die funktionale Primärdifferenzierung die Führung in der gesellschaftlichen Strukturbildung übernimmt. Dann differenziert sich auch die mit einer Oberschicht verbundene Semantik sachlich nach funktional bestimmten Feldern aus und folgt neuen Mechanismen der Variation, Selektion und Restabilisierung, die jetzt von den entstehenden, ebenfalls sachbezogen differenzierten Wissenschaften bestimmt werden.

Die Formulierungen Luhmanns wurden in den gegenwartsbezogenen Forschungen zur Plausibilität mehrfach aufgegriffen, jedoch ohne deren systematischen Ort in einer Analyse der gesellschaftlichen Wissensbestände zu berücksichtigen (z.B. Winko 2015: 497). Das soll hier nachgeholt werden. Die These ist, dass die Verwissenschaftlichung gesellschaftlicher Wissensproduktion an einem zeitgenössischen Begriff abzulesen ist: Wahrscheinlichkeit. Sie rückt mit zunehmender Distanzierung von der rhetorischen Tradition an die Stelle des Beifallswürdigen. Sie übernimmt die Funktion, diejenigen Aussagen über die Welt zu identifizieren, auf die man sich verlassen will und die man daher für prüfenswert hält. Die semantischen Verschiebungen, die angefangen mit den Auseinandersetzungen Pascals und Descartes bis hin zu Thomasius und seinen Schülern zu beobachten sind, schließen einerseits an die pyrrhonische Krise des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts an (Spoerhase/Werle/Wild 2009: 13). Sie stehen aber auch für den Versuch, dem »Medienwerden der Welt« (Vogl 2001) eine neue Form zu geben.

Die Wahrscheinlichkeit Gottes

Die *Pensées* Pascals entstanden seit 1657; publiziert wurde der Text erstmals 1670 (Pascal 1978). Was als Auseinandersetzung mit dem rationalistischen Gottesbegriff seiner Zeit und der Suche nach einer jetzt, nach den Schriften von Descartes, noch vertretbaren, glaubensbasierten Beziehung zu Gott begann, endete als überhebliche Abrechnung mit dem Probabilismus der Jesuiten und als autoaggressive Misanthropie. Montaigne wurde Leichtgläubigkeit vorgeworfen. Descartes habe Gott aus der Welt verbannt und lasse ihn nur noch als ersten Beweger in einem ansonsten mathematischen Gesetzmäßigkeiten folgenden Universum vorkommen

(ebd.: 39, 52). Das Fundament von Pascals eigener Position war markiert durch einen scharfen Gegensatz. Der Sicherheit der sinnlichen Wahrnehmung, auf die Menschen sich gewöhnlich in ihrem Tun erfolgreich verlassen, setzte Pascals die absolute Ungewissheit Gottes entgegen. Gewiss sei dem Menschen nur dessen Existenz, sein Wesen sei ihm aber unbekannt, wie der Mensch sich auch selbst nicht völlig durchschaue (ebd.: 50).

In der Welt handelt der Mensch mit seiner Vernunft auf der Basis von Unterstellungen. Die Vernunft setzt Konstanz und Intersubjektivität der sinnlichen Wahrnehmung voraus, und sie ist in der Lage, Phänomene als Ursachen und Wirkungen einander zuzuordnen. Darauf gründet eine Ordnung der Politik, der Sittlichkeit und des Rechts, die den zutiefst nichtswürdigen Grund des Menschen freilich nur verdeckt (ebd.: 453). Die tierhafte Konkupiszenz des Menschen – Pascal zählt die Fleischeslust, die Augenlust und das hoffärtige Wesen des Menschen darunter – hindert die Vernunft daran, ihre Begrenzung einzusehen (ebd.: 451). Um sich nach dem Abfall von Gott wieder als Teil des Ganzen fühlen zu können, muss der Mensch seine Selbstliebe überwinden, muss er lernen, sich selbst zu hassen, damit er zur Liebe Gottes in der Lage ist (ebd.: 483–485).

Als Beleg für die menschliche Defizienz führt Pascal auch die Skeptiker unter den Philosophen der Pariser Académie an. Sie bezweifeln, dass die Sinne dem Verstand ein verlässliches Bild von der äußeren Welt liefern. Den Skeptikern bliebe dann nur zu erklären, man könne nicht sicher sein, ob man wache oder träume. Das Wissen von der Welt sei daher nur wahrscheinliches Wissen (ebd.: 180f.). Gegen diese Behauptung Descartes' mobilisiert Pascal erneut die Differenz von Immanenz und Transzendenz. Die Offenbarung gebe dem Mensch Gewissheit. Diese Gewissheit dürfe der Mensch in Fragen des Heils nicht gegen vernunftbegründete Wahrscheinlichkeitsüberlegungen eintauschen. Der Probabilismus der Jesuiten löst die Folgen der Konkupiszenz hingegen in Rationalisierungen auf, stützt sich dabei ausschließlich auf vernunftbegründetes Wissen und vergisst daher den schwankenden Grund, auf dem er sich befindet. Gegen diesen Probabilismus stellt Pascal die Ausgangsüberlegung des zusammen mit Fermat erarbeiteten Kalküls zum Spielabbruch: Weil die Vernunft nichts entscheiden könne hinsichtlich der Existenz Gottes, muss der Mensch seine Wahl ohne Gewissheit treffen. Wer auf die Existenz Gottes wette, der könne aber das Risiko der Wette gegen das Heil, als den absolut unübertreffbaren Gewinn, verrechnen. Für den Skeptiker sei ein Verlust nicht zu befürchten. Wenn er die Wette verliere, befände er sich just in dem Stand, den er ohnehin in seiner Lebensführung vorausgesetzt habe (ebd.: 233).

Descartes, den Pascal stellvertretend für die Skeptiker und Mitglieder der Pariser Académie genannt hatte, schied die Offenbarung als Grundlage gesicherten Wissens über die Welt aus und wollte auf ihr auch keine Ethik aufbauen, wie man seinen Untersuchungen zu den Leidenschaften der Seele entnehmen kann (Descartes 1996). Er hatte die Transzendenz aus seinem Wissenschaftsprogramm gestrichen.

Der Verstand habe Zugang zur Welt über die Sinne und könne über die eingeborenen Ideen dadurch zu Vorstellungen kommen (Pape 1966: 61). Völlige Gewissheit des Beobachtens habe der Verstand freilich nur hinsichtlich der an sich selbst wahrgenommenen Abfolge der Gedanken. Für die Wahrnehmung der äußeren Welt nahm Descartes deswegen Gott in Anspruch (Descartes 1996a: 31–61). Er könne sich nicht vorstellen, dass dieser den Menschen fortlaufend betrüge, hielt er in seiner Auseinandersetzung mit Hobbes über die Frage fest, ob der Mensch denn unterscheiden könne, ob er wache oder träume (Hobbes 1997: 172). Weil Descartes das erkennende Subjekt aus der Welt herausgelöst hatte, musste der Schöpfergott die Bürgschaft für die Existenz der Welt übernehmen. Darüber hinaus war aber das Heil kein Gegenstand der cartesianischen Philosophie mehr.

Descartes verpflichtete das erkennende Subjekt darauf, den wissenschaftlichen Weltzugang von dem des Alltags scharf zu trennen. Sicheres Wissen lieferten nur Arithmetik und Geometrie. Die Mathematik muss deswegen zur Grundlage des Erkennens der Natur gemacht werden. Nur auf diese Weise könne man sich ihre Bauprinzipien erschließen, die den Regeln von Arithmetik und Geometrie folgten (Casirer 1996: XLXIII; Descartes 1996b: 9). Einer Natur als materialisierter Mathematik gegenüber versagten Logik und Syllogismen notwendigerweise als Methoden des Erkennens und Erschließens. Der Verstand müsse sich aus dem Alltag der Vorurteile vielmehr herauszweifeln, indem er alle diese Gewissheiten bis zum evidenten Beweis zu Irrtümern erklärt (Descartes 1996a: 39). Aus diesem Grund fügt auch die Einbildungskraft dem Erkenntnisvermögen des Verstandes nichts hinzu. Sie versorgt zwar den Verstand mit bildlichen Vorstellungen von äußeren Dingen. Beim reinen Verstehen richtet sich der Geist auf sich selbst und gewinnt die Gewissheit der Existenz aus der Reflexivität. Die bildliche Vorstellung der Einbildungskraft ist aber auf den Körper gerichtet. Das Zustandekommen der Einbildung führt zu Einsicht, dass der Körper existiert. Mehr als Wahrscheinlichkeit kann diese Einsicht allerdings nicht für sich beanspruchen. Aus der Einbildung ergibt sich noch kein Beweisgrund, aus dem das Dasein eines Körpers »mit Notwendigkeit folgte« (Descartes 1996a: 133). Descartes hatte die gesamte, den Sinnen zugängliche Welt zum Reich der Wahrscheinlichkeit und damit zum Gegenstand des fortdauernden Zweifels erklärt, der, wenn er nach den Regeln der Methode erfolgte, zur evidenten und damit gewissen Erkenntnis führe. Hatte Pascal die Wahrscheinlichkeit mit der Vernunft verbunden und die Gewissheit mit der Offenbarung, so rückte Descartes die Wahrscheinlichkeit in die Immanenz, indem er diese noch einmal teilte. Gewissheit gewann der Verstand, wenn er die Welt mit den Unterscheidungen und Methoden der Mathematik beobachtete und die Sinneseindrücke mit den Erfordernissen mathematischer Beweise konfrontierte. Solange er sich auf die Sinne und seine Einbildungskraft verließ, bewegte er sich im Reich des Wahrscheinlichen. In letzter Konsequenz war damit auch die Verlässlichkeit von Gottes Bürgschaft in Zweifel gezo-

gen. Dem Wahrscheinlichen war nur mit einem methodisch operierenden Verstand zu entkommen.

Während man die Wette Pascals noch als einen Versuch begreifen kann, die Einheit des Weltbezuges zu retten, tritt das allein in seiner Selbstreferenz begründete Subjekt bei Descartes einer als Objekt in Distanz gebrachten Natur gegenüber. Das Wissen, das man von dieser Natur haben kann, entsteht aus methodisch kontrollierter Beobachtung eines Gegenstandsbereichs, von dem unterstellt wird, er folge in seinen Strukturen und Abläufen den Gesetzen von Geometrie und Mathematik. Diese Unterstellung erlaubt es, Sinneseindrücke zu Hypothesen zu abstrahieren, die man dann der Prüfung unterzieht. Der Zweifel öffnet damit zunächst einen Raum der unendlichen Möglichkeiten, die durch eine Theorie der Natur in bestimmte (und damit bestimmbare) Komplexität überführt werden. Dafür steht dann das Wahrscheinliche als das potentiell Evidente. Zum rhetorischen Modell der Wissensproduktion hin, das bewährte und sozial beglaubigte Alltagsgewissheiten in Topoi einsortierte und sie in Syllogismen miteinander verband, wurde eine klare Grenze gezogen. Das erkennende Subjekt trat nicht nur aus der Natur heraus, es distanzierte sich auch von einer Gesellschaft der Anwesenden als Wissensgemeinschaft mit gemeinsamen Überzeugungen. Aus dem Beifallswürdigen wurde damit das grundsätzlich zu Bezweifelnde. Erst die wissenschaftliche Beobachtung generierte zusammen mit einer Theorie der Natur daraus Hypothesen, denen Wahrscheinlichkeit zuzuschreiben war.

Vom Nutzen des wahrscheinlichen Wissens

Descartes und Pascal hatten in je unterschiedlicher Weise und mit unterschiedlichen Motiven die Wahrscheinlichkeit abgewertet, indem sie Gewissheit und Evidenz dagegen in Anschlag brachten. Darin manifestierte sich das neue Modell der Wissensproduktion, das Hypothese und Beweis miteinander verband. Fast zeitgleich werden mit Thomas Hobbes Veränderungen im semantischen Feld greifbar, die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts bereits einen umfänglichen Bestand an Argumenten zutage förderten, warum es notwendig und nützlich sei, sich mit Aussagen über die Welt zu beschäftigen, denen nur Wahrscheinlichkeit zuzuschreiben ist. Damit verbunden sind Überlegungen zur Methode, mit der Ungewissheit zu behandeln ist, und zur inhaltlichen Qualifikation dieses Wissens.

Im *Leviathan* und in *Elements of Law* verschob Hobbes den Zweifel von der sinnlichen Erkenntnis auf die Korrespondenz von sinnlicher Wahrnehmung und Bezeichnung. Die sinnliche Wahrnehmung hielt Hobbes für das unhintergehbare Fundament der Weltbeziehung. Sein Zweifel bezog sich eher auf den guten Willen Gottes (Hobbes 1997: 171f.). Für die Gewissheit seiner Erkenntnis war damit der menschliche Verstand selbst zuständig und er war dafür gerüstet mit der Fähigkeit zu un-

terscheiden, ob er im Traum oder wachen Zustandes operiere. Im Traum erhalte der Verstand die Impulse für seine Vorstellungen aus dem Körper (Blähungen!) und zum Teil aus Erinnerungen. Wenn er hingegen wach ist, sind es äußere Gegenstände, die über die Sinne vermittelt im Verstand Vorstellungen hervorrufen, denen dann Namen gegeben werden. Durch Verknüpfungen lassen sich aus den Namen Propositionen und Schlussfolgerungen bilden. Der Verstand rechnet auch bei Hobbes, aber anders als bei Descartes, nicht mehr mit Zahlen und Proportionen, sondern mit Worten. Hobbes führte mit der Sprache ein neues Element in die Vorstellungen vom menschlichen Verstand ein (Hobbes 1980: 13–40, Teil I, Kap. 1–6). Damit konnte ein Bild vom menschlichen Verstand gezeichnet werden, welches die mechanistischen Vorstellungen eines Descartes weit hinter sich ließ. Allerdings operierte dieser Verstand für Hobbes in einer sozialen Welt, in der Sprache Bedeutungen übertrug und nicht mehr einfach Affekte aufeinanderstießen, wie Descartes sich das vorgestellt hatte. Soziale Ordnung ließ sich damit nicht mehr in einer Art Kreuztabelle der Affekte abbilden (Descartes 1996; vgl. Gruenbein 2008: 12, 67–73). Man musste mit Täuschungen, Missverstehen und überhaupt der Eigendynamik von Semiose und Verstehen rechnen. Dies wiederum war Hobbes unheimlich. Er verpflichtete die Wissenschaft auf normierten Wortgebrauch und sah ansonsten vor, dass auf den Feldern konflikträchtiger, gesellschaftlicher Deutungsproduktionen das Souverän das letzte, entscheidende Wort haben sollte.

Mit der Sprachfähigkeit des Menschen hing eine weitere Neuerung bei Hobbes zusammen. Die Weltorientierung des Menschen war für ihn konstitutiv mit seinem Erinnerungsvermögen verbunden. Traditionell wurde das Erinnerungsvermögen als Ort der eingeborenen Ideen diskutiert oder als Bereich, in dem Vorstellungen gespeichert werden, die sich aus vergangenen sinnlichen Erfahrungen gebildet hatten (Art. »Erinnerung«: 636f.). Descartes hatte für die eingeborenen Ideen optiert. In den Leidenschaften der Seele bestimmte die Erinnerung an frühere Sinneseindrücke die Bewertung der aktuellen. Erinnerung dynamisierte den Weltbezug der Seele. Gleichzeitig ließ Descartes immer wieder erkennen, dass er der Erinnerung im Prozess der methodisch angeleiteten Erkenntnis zutiefst misstraute. Das intuitive Erleben von Evidenz war für ihn ein Geschehen epiphanischer Präsenz, das durch Erinnerung meist nur verfälscht oder eingetrübt werden konnte. Wenn man schon glaubte, einen sinnlichen Eindruck für später festhalten zu müssen, dann solle man tunlichst zu Papier und Stift greifen und die Wahrnehmung auf diese Weise fixieren (Descartes 1996b: 145).

Für Hobbes hingegen bildete das Erinnerungsvermögen überhaupt die Grundlage, um Ursache-Wirkungs-Verhältnisse in der Welt beobachten und sie auch auf ihre Regelmäßigkeit, das heißt Gesetzesförmigkeit prüfen zu können. Auch wenn es bei nicht vergleichbaren Einzelfällen blieb, ermöglichte das Archiv der gesammelten sinnlichen Erfahrungen dem Menschen Voraussicht und damit Klugheit. Über das

Erinnerungsvermögen erhielt die Vergangenheit in der Gegenwart Bedeutung für die Orientierung auf eine unbekannte Zukunft hin (Hobbes 1969: 24–27).

Hobbes hatte den Weltbezug des Menschen damit in fundamentaler Weise temporalisiert. Er hatte ihn trotz des Gegenwartsbezugs aber auch aus dem Präsentismus des Gegenwärtigen befreit. Auch wenn es in der Natur nur die Gegenwart gibt, wie Hobbes feststellte, so operierte der menschliche Verstand vermittels der Sprache und des Erinnerungsvermögens doch stets unter Bezug auf Ereignisse und sinnliche Erfahrungen, die sich an anderen Orten zu anderen Zeiten zugetragen hatten. Der menschliche Verstand brachte deswegen nicht nur sicheres Wissen, sondern im großen Umfang auch wahrscheinliches Wissen hervor. Wahrscheinliches Wissen entstand in Operationen des Schließens, also in der ›rechnenden‹ Verstandestätigkeit, wenn Irrtümer nicht völlig ausgeschlossen werden konnten. Ein Kriterium für die Irrtumsfreiheit sah Hobbes darin, dass Schlüsse nicht in Absurditäten führten. Und: Wenn die eigenen Schlüsse durch das Urteil Anderer bestätigt würden. Auch hier seien aber Prüfungen notwendig. Man müsse ausschließen können, dass es Anlass zu Betrug gebe und man solle darauf achten, dass der Befund durch weitere unabhängige Zeugen gestützt werde. Auf Grund dieser Überlegungen zur Wahrscheinlichkeit unterschied Hobbes dann das sichere Wissen von der Meinung oder von bloßen Überzeugungen. Sich auf eine Überzeugung zu berufen sei bereits ein Anzeichen für Nichtwissen. Wenn daher der menschliche Verstand sich auf die Zukunft richtet und sie aus der Vergangenheit extrapoliert, muss er sich gleichzeitig auf sich selbst richten und seinen Willen aktivieren, damit dieser ihn dann dazu bringe, sich eine Überzeugung zu bilden (ebd.).

Dreieinhalb Jahrzehnte nach den beiden Texten von Hobbes war dessen Argumentation in *Die Logik von Port Royal* noch prägnanter ausgearbeitet zu lesen (Arnault/Nicole 1994). Die Zweifel an der Verlässlichkeit sinnlicher Erfahrungen wurden nicht nur zurückgewiesen von Antoine Arnault und Pierre Nicole, sondern die Sinne insoweit noch einmal explizit aufgewertet, als betont wurde, ihnen leicht zugängliche Tatsachen könne man als konstant voraussetzen, auch wenn sie der eigenen Erfahrung unzugänglich seien. An die Stelle der Autopsie trat auch hier die Prüfung der Zeugnisse. Die fremden Sinneserlebnisse sollten nach Möglichkeit an verschiedenen Orten, zu unterschiedlichen Zeiten und von den Zeugen selbst gemacht worden sein. Außerdem sei zu prüfen, ob sich Anzeichen für eine vorsätzliche, koordinierte Täuschung ergäben. Als Begründung für die Notwendigkeit, die eigenen Wissensbestände auf nur bezeugte Beobachtungen zu begründen, verwiesen die Autoren auf den Umstand, dass es sich einfach so verhalte bei den meisten unserer Erkenntnisse, da es »unendlich viel mehr Dinge gibt, [...], als die, welche wir auf Grund eigener Anschauungen kennen« (ebd.: 316).

Die Logik von Port Royal rechnete mit einer Gesellschaft, in der die sinnhafte Weltorientierung fundamental auf über Zeiten und Räume zirkulierende Wissensbestände gründete. Entsprechend wurden jetzt auch systematische Anstrengungen

unternommen, diese Wissensfelder inhaltlich zu qualifizieren und Regeln für den Umgang mit dekontextualisiertem Wissen zu formulieren. Nachdem Arnault und Nicole noch einmal die absolute Verlässlichkeit der göttlichen Offenbarung betont hatten und davon die menschlichen Zeugnisse als notorisch unzuverlässig abhoben, widmete sich ein eigenes Kapitel der »Führung der Vernunft beim Fürwahrhalten menschlicher Dinge« (ebd.: 329–332).

Die Autoren betonten, dass der gesunde Menschenverstand andauernd gezwungen sei, über die Wahrheit oder Falschheit von Ereignissen zu entscheiden, weil davon die Erwartungsbildung hinsichtlich der Zukunft abhängt. Ausgangspunkt der Argumentation bildete die Unterscheidung von Wesen und Sein der Dinge. Entscheidend sei dann, bei kontingenten Ereignissen zu einer Einschätzung zu kommen, ob sie in der Zukunft sein oder nicht sein würden, bzw. in der Vergangenheit sich zugetragen hatten oder nicht. Während bei Aussagen über das Wesen der Dinge schon ein einziges Gegenbeispiel ausreiche, um die Propositionen als falsch auszuweisen, könne beim Sein kontingenter Dinge nicht von einem Fall auf alle anderen geschlossen werden. Das unterschied die Deduktion von der Induktion. Eine erste Prüfung gelte daher der Möglichkeit eines in Frage stehenden Sachverhalts. Damit wird freilich nur das Unmögliche ausgegrenzt. Das Mögliche muss deswegen noch nicht für wahr gehalten werden, sondern die Existenzbehauptungen sind vielmehr genau zu prüfen (ebd.: 332–336). Man muss die Umstände in Betracht ziehen, in denen ein Sachverhalt situiert ist und gleichermaßen die Verlässlichkeit der Zeugnisse prüfen. Mit Recht neigt dabei unser Geist dazu, von vergleichbaren Konstellationen auf die fragliche zu schließen und die Behauptung für wahr zu halten, wenn es eine Bestätigung durch analoge Fälle gibt. Arnault und Nicole bezeichnen dies als moralische Gewissheit. Sie liegt unserer Lebensführung größtenteils zu Grunde. Es gibt dabei freilich viele Fälle, in denen man sich mit Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit begnügen muss. Als Beispiel werden die Regierungszeiten der Könige des Alten Testaments aufgeführt, die offenbar bei genauem Zusehen in sich widersprüchlich sind und nach Interpolation verlangen. In der *Logik von Port Royal* folgt dann ein Abschnitt über die Verlässlichkeit von Berichten über Wunder. Die Tätigkeit der Bollandisten ließ sich nicht länger beiseiteschieben. Sie hatten in ihren Forschungen nachgewiesen, dass die Quellen die vielen in Heiligenviten überlieferten Wunder nicht bestätigten (ebd.: 336–338; Sawilla 2009). Zum Ausgleich verweisen die Autoren darauf, dass man auch bei der institutionell abgesicherten und vorausgesetzten Verlässlichkeit von Notaren nicht vor Betrugsfällen geschützt sei. Auch hier sei es ratsam, sich die betreffende Person genau anzusehen. Statistik sage eben nichts über den Einzelfall aus (Arnault/Nicole 1994: 341). Und so sei es auch bei zukünftigen Ereignissen (ebd.: 345–348). Besonders Ärzte und Feldherren wären mit ihnen befasst. Hier gelte es besonders, das Wünschbare nicht an die Stelle des Wahrscheinlichen zu setzen und umgekehrt eine Gefahr geringer Wahrscheinlichkeit nicht zum Anlass zu nehmen,

zur Vermeidung ein großes Übel in Kauf zu nehmen. Am Horizont stand auch hier noch einmal die Wette auf das Heil und deren Verhältnis zum Genuss weltlicher Güter.

John Locke trat 1695 mit seinen Untersuchungen über den menschlichen Verstand nicht gegen Descartes an, noch war er bemüht, ein mathematisches Verständnis des Wissens mit Kernsätzen eines christlichen Weltbildes zu harmonisieren, wie es das Anliegen der *Logik von Port Royal* gewesen war. Locke knüpfte mit seiner Unterscheidung von Wissen, Meinung und Glauben an Hobbes an und schied (wie dieser) alle dort verhandelten Gegenstände von den Engeln über Geister bis zu den Teufeln aus dem Feld der sinnlich begründeten Erfahrung aus (Locke 1975: 432). Wissen und Glauben hatten nichts mehr miteinander zu tun. Mit seinen Überlegungen zur Operationsweise des menschlichen Verstandes auf der Grundlage sinnlicher Eindrücke trat er aber auch weitere entscheidende Schritte aus der aristotelischen Begriff- und Vorstellungswelt heraus. Wir können die Ausführungen zum sich in seiner Abfolge von Gedanken selbst beobachtenden Verstand hier weder nachvollziehen noch die Konsequenzen, die sich daraus für das Konzept von Identität als Einheit der Differenz von Dauer und Veränderungen ergaben, ausführlich würdigen (ebd.: 203–219; Yolton 1993: 281–285). Für die Semantik der Wahrscheinlichkeit wurde wichtig, dass Locke einen Begriff von Zeit entwickelte, der nicht mehr um Bewegung kreiste, sondern die Abfolge von Ereignissen zum Ausgangspunkt nahm. Das Erinnerungsvermögen wurde damit zu einer entscheidenden Fakultät des menschlichen Verstandes, weil es ihn befähigte, vergangene sinnliche Eindrücke nicht nur zu speichern, sondern sie auch in zeitlicher Abfolge zu ordnen. In Gottes Ewigkeit herrschte hingegen die ungeschiedene Gleichzeitigkeit. Ob das von Vorteil war, ließ Locke offen (Locke 1975: 108–119). Jedenfalls aber ergab sich aus der zeitlichen Abfolge die Möglichkeit, Ereignisse in ihrer Relation zueinander zu beobachten. Locke verschob das Konzept des Wissens von der Frage der Existenz in Richtung auf das Verhältnis von Ereignissen zueinander. Insbesondere Ursache-Wirkungsverhältnisse rückten mit seinem Konzept von Kraft ins Zentrum des menschlichen Weltwissens (ebd.: 140–170). Locke verwandte wie schon Arnauld und Nicole keine Mühe mehr darauf, die Zugänglichkeit der Welt durch die Sinne und ihre Verlässlichkeit grundsätzlich in Frage zu stellen. Die Wahrnehmungsfähigkeit der Sinne habe Grenzen, die zu beachten seien, aber Träume und Sinneswahrnehmungen könne der Verstand verlässlich auseinanderhalten (ebd.: 341). Das ermöglichte ein Konzept von Wissen, dass nicht mehr auf die Referenz von Verstandesvorstellungen auf die äußere Welt orientiert war, sondern als Bestand sprachlicher Propositionen über die Welt gefasst wurde, die der Verstand in sich und in ihrem Verhältnis untereinander beobachtete und ihre Stimmigkeit mit der Unterscheidung wahr/falsch beurteilte (ebd.: 254–330). Es kam Locke auf das Urteil an: Die Einstufung eines solchen Verhältnisses von Sachbehauptungen als wahr oder falsch nahm der Verstand vor, indem er bewusst ein Raster von Kriterien zur Anwendung brachte (ebd.: 421–423). Die Zustimmung oder die

Ablehnung ergab sich, wenn die Stimmigkeit einer Identitätsbehauptung geprüft war, wenn die Relation zwischen Phänomenen bestimmt werden konnte, wenn gesichert war, ob eine notwendige Koexistenz – als ein Ursache-Wirkungsverhältnis – vorlag und wenn überhaupt die Existenz des Phänomens nachgewiesen werden konnte (ebd.: 425–428). Anders als noch in der *Logik von Port Royal*, in der das Sein oder Nicht-Sein von Ereignissen und Phänomenen im Rahmen eines Möglichkeitshorizonts im Zentrum unterscheidender Verstandesoperationen stand, kam es bei Locke nicht mehr auf Kontingenz an. Die Operationen des Verstandes waren auf eine Welt der selektiven Beziehungen zwischen Phänomenen gerichtet, auf eine komplexe Welt also.

Im weiteren Verlauf seiner Argumentation unterschied Locke dann Wissensbestände nach ihrer Begründungsbedürftigkeit. Es gab für ihn evidenten Wissen, dessen Wahrheit der Verstand spontan bestätigte, und demonstratives Wissen, das nach ausführlichen, kleinteiligen Beweisen verlangte, deren einzelne Schritte je für sich auf wahr/falsch zu prüfen waren. Die weitergehende Behauptung war dann, diese an die Mathematik angelehnte Form des Beweises sei nicht nur auf die Welt der Zahlen beschränkt, sondern auch bei allen anderen Gegenständen – insbesondere im Bereich moralischen Wissens – möglich (ebd.: 335–339). Wie man bei Substanzen, ihren Eigenschaften und Relationen den Bestand wahrer Aussagen nur durch Erfahrung, das heißt durch sinnlich vermittelnde Beobachtung ausweiten könne, so sei das auch bei menschlichen Verhaltensweisen möglich. Man müsse sie genau bezeichnen, sie in ihren Eigenschaften, vor allem aber in ihren Beziehungen untereinander beobachten (ebd.: 415–417).

Locke betonte das Verstandesurteil, weil er der Überzeugung war, dass das evidente und auf Beweise gegründete Wissen längst nicht ausreiche, um das Leben zu bewältigen. Das Verstandesurteil half dann weiter, wenn Evidenz sich nicht einstellte oder ein klarer Beweis nicht möglich war. Dann wurde eine Proposition vom Verstand ohne klaren Beweis für überzeugend erklärt. Man verließ damit das Feld der evidenten und demonstrierbaren Wahrheit und betrat den unüberschaubaren Bereich des Wahrscheinlichen. Er erstreckte sich von der Möglichkeit und Nähe zur Gewissheit bis hin zu Unmöglichkeit und Ungewissheit (die ja Möglichkeiten keineswegs ausschloss). Um sich auf diesen unübersichtlichen Gefilden zu orientieren, nutzte der menschliche Verstand ebenfalls gespeicherte sinnliche Wahrnehmungen. Sie standen in Form von eigener erinnerter Erfahrung zur Verfügung, in noch größerem Umfang aber in Gestalt fremder Erfahrungen, von denen man Kenntnis bekommen könne. Bei erinnerter Erfahrung lautete der Ratschlag, sich nicht auf frühere Schlüsse zu verlassen. Der Verstand war damit aufgerufen, frühere Urteile im Licht späterer Erfahrungen zu prüfen und dabei auch die möglicherweise veränderten Umstände zu bedenken. Bei der vermittelnden Erfahrung Dritter lagen die Dinge komplizierter. Locke griff hier auf die Forensik gerichtlicher Zeugenbefragung zurück, um dem Verstand Handreichungen zu geben, wie solche Zeugnis-

se auf ihre Verlässlichkeit hin abzutasten sind. Dieses Argument muss hier nicht im Detail nachvollzogen werden. Wichtig ist, dass Locke explizit mit medialer Vermittlung rechnete und daher empfahl, neben dem Text, auf den man sich verlassen sollte, auch den Autor und dessen sonstiges Werk zu berücksichtigen. Überhaupt riet Locke, sich Alter und sozialen Stand von Zeugen genauer anzusehen. Es ging ihm dabei gerade nicht darum, Stand und Alter mit Autorität zu verbinden, sondern einen solchen Index zu streichen. Den höchsten Grad an Wahrscheinlichkeit habe ein Zeugnis, wenn möglichst viele in allen Altersstufen darin übereinstimmten (ebd.: 427–432; vgl. Yolton 1993: 175–177).

Die Orientierung auf dem Meer des Wahrscheinlichen blieb freilich stets mit Risiken behaftet. Deswegen empfahl Locke einige wenige feste Grundsätze, an denen man auch dann festhalten sollte, wenn sie der Irritation zweifelnder Nachfrage ausgesetzt waren (ebd.: 428). Der aus Erfahrung lernende Verstand musste angesichts der Dynamik der Verhältnisse und Meinungen Unsicherheitsabsorption durch kalkulierte Lernunwilligkeit betreiben.

Versucht man an dieser Stelle, eine erste Bilanz zu ziehen, kann man festhalten, dass in der Semantik der Wahrscheinlichkeit von der Mitte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ein Reflexionsraum für den Weltbezug des menschlichen Verstandes mit sehr stabilen Konturen zur Verfügung stand.

In den oben erörterten Aussagen über den menschlichen Verstand sind drei Elemente von zentraler Bedeutung. Seit Hobbes war unumstritten, dass der Verstand auf der Basis der Sprache operierte. Trotz allem Misstrauen einem zeichenbasierten Weltbezug gegenüber und der ausführlich diskutierten Kontingenz des Verstehens verschob sich der Begriff der Wahrheit vom Verhältnis zwischen sinnlichen Eindrücken bzw. Vorstellungen und Welt in Richtung der Verknüpfung von Vorstellungen. Wahrheit kam nur noch Propositionen zu. Eine zweite wichtige, in den Vordergrund geschobene Eigenschaft des Verstandes war sein Erinnerungsvermögen. Es befähigte ihn, sinnliche Eindrücke von der Welt zu speichern und sie in seinen laufenden Operationen immer wieder selektiv aufeinander zu beziehen, sie aber auch mit den laufend neu gewonnenen Sinnesdaten aus der Welt in Beziehung zu setzen, um diese zu bewerten. Das Erinnerungsvermögen befähigte auf diese Weise, Möglichkeitsräume für die Zukunft zu umreißen. Das ermöglichte eine Optimierung des Umweltbezuges, insofern als die Verarbeitung von laufend gewonnenen Daten aus der Umwelt zu systemrelevanten Informationen durch gespeicherte Datenbestände angeleitet werden konnte. Damit war immer expliziter auch die Erkenntnis der Natur gemeint. Weil die Reichweite und Genauigkeit der Sinne begrenzt sei, könne sie nur Akzidenzien, nicht die Substanzen erfassen – oder wie es auch hieß, nicht in das Innere zu den Partikeln vordringen. Drittens wandelte sich der menschliche Verstand von der trivialen Maschine eines Descartes zu einer sich selbst beobachtenden nicht-trivialen Maschine, die durch Reflexivität Eigenkomplexität über die Zeit ih-

res Operierens aufbaute und Identität aus der laufend beobachteten Differenz von Dauer und Veränderung gewann.

Dieser Verstand operierte in einer Welt, die seiner Operationsweise und seinen Strukturen entsprach. Sie präsentierte sich ihm als das konstruktive Ergebnis seiner Beobachtungen. Es handelte sich (1.) um eine verzeitlichte Welt, in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auseinandergetreten waren. Zudem war diese Welt (2.) dadurch bestimmt, dass das (medial) vermittelte Abwesende – Gegenwärtiges wie Vergangenes – zusammen mit der laufenden Präsenz sinnlicher Wahrnehmung die gegenwärtige Welt vorstellten. Eine weitere Eigenschaft dieser Welt war (3.) ihre ungebändigte Dynamik. Sie veränderte sich fortlaufend in ihren Beständen (Ereignissen, sinnlichen Wahrnehmungen), aber auch in den Bezügen (d.h. Strukturen), die zwischen diesen Elementen auftraten. Auch wenn das Wesen der Dinge weiterhin im Zentrum philosophischer Überlegungen stand, interessierten Ereignisse und Phänomene immer mehr in ihren Relationen zueinander. Damit musste sich langsam der Beobachtungsfokus von Sein/Nicht-Sein auf So-/Anderssein verschieben, von Kontingenz auf Komplexität. Noch waren die Formulierungen an dieser Stelle uneindeutig. Jedenfalls aber waren (4.) dem in einer so (von ihm selbst) beobachteten Welt operierenden Verstand laufend Entscheidungen abverlangt, die er auf der Basis wahrscheinlichen Wissens zu treffen hatte. Daher wurden (5.) Anleitungen für das interne Operieren des Verstandes sinnvoll, wie aus den sinnlich vermittelten Daten aus der Welt das Mögliche und das Wahrscheinliche herauszufiltern seien und dann auch gegeneinander gewichtet werden könnten. Zum Symbol dafür wurde mehr und mehr das Konzept der Klugheit.

Die hier herangezogenen Texte beschäftigten sich zwar mit dem individuellen Weltbezug, aber sie lassen gleichzeitig keinen Zweifel daran, dass sich die Bedingungen für die Formulierung und Entwicklung von sprachlich gefassten und kollektiv geteilten Wissensbeständen in der Wahrnehmung der Zeitgenossen fundamental änderten. Als einzige Quelle von Aussagen über die Welt war jetzt das autonome, erkennende Subjekt identifiziert, das aus Sinneseindrücken Propositionen verfertigte. Das Mediensystem sorgte dafür, dass diese Aussagen über Raum und Zeit hinweg zirkulieren und akkumulieren konnten. Das musste jetzt auch für die semantischen Bestände gesellschaftlicher Selbstbeschreibung gelten, die auf diese Weise dem fortdauernden Druck von Variationen ausgesetzt waren. Sofern sie überhaupt noch darauf zu sprechen kamen, stimmten die Texte darin überein, dass das Instrumentarium der Rhetorik nicht mehr taugte, um in dieser Flut der Abweichungen und Innovationen das Anschlussfähige zu identifizieren. Das Wahrscheinliche wurde zum Symbol für Propositionen, die trotz Prüfung ungewiss blieben und solche, für deren Prüfung Sinnesdaten nicht zur Verfügung standen. Prüfen hieß, den an der Mathematik orientierten Methoden der Naturphilosophie zu folgen. Man hielt sie auch für tauglich, sich auf dem Feld der moralischen Gegenstände zu orientieren. Trotz dieser Übergeneralisierung ist offensichtlich, dass sich die Welt der Wis-

sensbestände zu teilen begann. Neben die Transzendenz und ihrem Erscheinen im Diesseits, für die jetzt Theologen mit ihren eigenen Verfahren der Wahrheitssuche zuständig waren, trat eine Welt, in der man die Natur und das Moralische auseinanderhalten sollte. Das Soziale nahm als eigenständiger Gegenstandsbereich des Wissens nach und nach Umrisse an. Aber für die Selektion aus der Vielzahl der möglichen Aussagen über diese Welt waren stets wissenschaftsorientierte Verfahren zuständig, die sich von Autoritäten, welcher Art auch immer, nicht mehr beeindruckten ließen.

Universelle Wahrscheinlichkeit

Die letzte Etappe in der Entfaltung einer Semantik der Wahrscheinlichkeit, die wir hier bis zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts verfolgen wollen, ist vor dem Hintergrund der bisherigen Entwicklung gekennzeichnet durch die Bemühungen um eine weitere Präzisierung des Wahrheitsbegriffes und seines Verhältnisses zur Wahrscheinlichkeit. Das war verbunden mit einer ausgreifenden und systematisierenden Kartographie der Felder des wahrscheinlichen Wissens. Man war sich einig, dass der Großteil des menschlichen Vernunftgebrauches – auch in den Wissenschaften – sich darauf beziehe. Entsprechend intensiv verlief die Suche nach Regeln, die den Verstand dabei anleiten sollten. Weil Wissenschaft wie Alltagshandeln von Wahrscheinlichkeit durchdrungen war, lag es nahe, unter dem Stichwort ›Ausübung der Vernunft-Lehre‹ zusätzlich Überlegungen zu einer klugheitsbegründeten Sozialität anzustellen, die davon ausging, dass die Verstandesoperationen jedes einzelnen Menschen zu ganz verschiedenen Ergebnissen führen konnten und außerdem durch das mehrdeutige Medium der Sprache vermittelt würden. Davon ging ein reflexiver Effekt aus, der ein Verständnis wissenschaftlicher Praxis begründete, das konstitutiv auf der Konfrontation unterschiedlicher Verstandesurteile beruhte. Wir werden in chronologischer Folge die Beiträge von Thomasius, Leibniz und August Friedrich Müller dazu berücksichtigen.

Christian Thomasius bezog Wahrheit in seiner 1691 publizierten *Einleitung in die Vernunftlehre* zwar auf die Unterscheidung wahr/falsch, hielt aber die Qualifikation von gewiss und wahrscheinlich für wichtiger. Zum Prüfstein wurde Evidenz – das dem Verstand unmittelbar Einleuchtende. Gewissheit könne man nur evidenten Propositionen oder Schlüssen aus evidenten Axiomen zusprechen. Alle anderen Sätze kann man für wahrscheinlich oder falsch halten (Thomasius 1968: 136–143, 181–183). Das betraf den weiten Bereich der Welt, der die Kraft der Sinne überstieg, angefangen von Gott und den Engeln bis hin zur Beschaffenheit der Natur (ebd.: 211). Letztere entzog sich den Sinnen, da diese nur die Akzidenzien der Dinge, aber nicht die Substanz erfassen können.

Jenseits solcher Reminiszenzen an den Aristotelismus formulierte Thomasius eine Vernunftlehre, die Reflexivität der Vernunft voraussetzte und ihren Gebrauch an den Austausch von Gedanken, Urteilen und sinnlichen Erfahrungen band (ebd.: 223–227). Bei gewissen Wahrheiten diene der Beweis dazu, andere von der selbstempfundene Evidenz einer Wahrheit zu überzeugen. Wenn es um wahrscheinliche Aussagen ging, musste der Verstand sich selbst überzeugen, dass Gewissheit in diesem Fall nicht zu erreichen sei und er daher nur zu einer Meinung kommen könne (ebd.: 218). Das solle er dann aber als Aufforderungen zum Lernen und vor allem zum weiteren Nachforschen nehmen (ebd.: 263–285). Das Wahrscheinliche grenzte an einen großen Kontinent des Nichtwissens und war jetzt nicht mehr Quelle des Zweifels, sondern Aufforderung, ihn zu erkunden, indem man sich auf die Suche nach neuen Wahrheiten machte. Dieser Suche widmete Thomasius ein ganzes »Hauptstück« seines Werkes. Wir übergehen hier diese an der Unterscheidung vom Ganzen und seinen Teilen orientierte Methodenlehre, halten nur fest, dass Thomasius den Vorgang des Erkennens neuer Wahrheiten präsentistisch dachte, weil er auf die laufenden sinnlichen Erfahrungen aufbaute und somit auch die Dauer von Phänomenen voraussetzte. Soweit Propositionen sich deswegen auf räumlich und zeitlich entfernte Dinge oder Ereignisse bezogen, kam ihnen nur Wahrscheinlichkeit zu. Hier musste sich der Verstand häufig auf induktives Vorgehen verlegen, indem er vom Einzelfall auf allgemeine Verhältnisse schloss (ebd.: 232). Die schon verfügbaren Techniken statistischer Extrapolation und der mathematischen Wahrscheinlichkeit (vgl. Daston 1988: 116–142) kamen Thomasius dabei nicht in den Sinn. Er verwies auch hier auf Lernbereitschaft. Man müsse sich im Lichte neuen Erlebens immer wieder korrigieren. Darüber hinaus wurden die bekannten Ratschläge zur Prüfung von Zeugnissen über vergangenes und räumlich entferntes Geschehen gegeben (Thomasius 1968: 232–235).

Während Thomasius sich in der *Einleitung in die Vernunftlehre* noch überzeugt gab, der Mensch könne, weil mit der Fähigkeit zur Selbsterkenntnis ausgestattet, die Gedanken des anderen mit so großer Wahrscheinlichkeit erkennen, dass sie fast an die Wahrheit kommt (ebd.: 263), schien ihm diese Ansicht in der *Ausübung der Vernunftlehre* abhandengekommen zu sein. Das dritte »Hauptstück« fasste sich mit dem Begreifen von Irrtümern und Wahrheiten, die von anderen vorgelegt wurden. Den Unterschied machte, ohne dass Thomasius dies auf den Punkt gebracht hätte, der Wechsel von Interaktion zu medial vermittelter, dekontextualisierter Kommunikation. Er begann dieses Kapitel mit Ausführungen zur Unterweisung von Schülern durch ihren (akademischen) Lehrer, um festzustellen, dass Schüler hier ja jederzeit nachfragen könnten, wenn sie etwas nicht verstehen würden und ein Lehrer auch jeweils genau wisse, was er habe sagen wollen (Thomasius 1968a: 149–165). Genau diese Übertragungsleistung von Gedanken konnte der Sprache aber jenseits der Interaktion abhanden kommen, sodass es selbst bei den besten Absichten des Redners und bei den deutlichsten Reden auf Seiten des Adressaten

nur bei einer *demonstratio hypothetica* hinsichtlich der Übereinstimmung mit den Gedanken bleibt (ebd.: 173; vgl. Petrus 1997: 125–142). Jede Interpretation und jede Lektüre blieb daher hypothetisch und führte nur auf eine wahrscheinliche Wahrheit, umso mehr, wenn man auf unklaren Wortgebrauch, Verschreibungen oder dunkle Stellen stieß.

Thomasius empfahl, sich für das Lesen durch Lesen zu rüsten, um den Verstand in die Lage zu versetzen, schwierige Texte zu verstehen. Um die dazu nötigen Regeln der menschlichen Klugheit zu erlernen, müsse man sich in vielen Disziplinen bewandert machen (ebd.: 180). Bezogen auf den einzelnen Text und die Interpretation ›dunkler Stellen‹ müsse aber Kontextualisierung betrieben werden. Es brauche Informationen über den Autor, seinen Stand, sein Verhältnis zum behandelten Gegenstand, seine fachlichen Kompetenzen und ob er eventuell einer besonderen philosophischen ›Sekte‹ angehöre. Dann schaffe auch der Text selbst und das schon bekannte Werk eines Autors einen Kontext, der bei der Interpretation dunkler Stellen Orientierung gebe. Um die Bedeutung von begrifflicher Konsistenz zu erläutern, bezog sich Thomasius immer wieder auf das Recht und Gesetzestexte. Mehrfach ließ er dabei seine Abneigung gegen die formalistische Interpretationslehre von Juristen erkennen (ebd.: 181–188). Man müsse stets in Rechnung stellen, dass jemand seine Meinung und mithin seinen Sprachgebrauch auch ändern könne. Ein ehernes Prinzip bei aller Interpretation sei aber – außer der Text oder der Autor ließ klar erkennen, dass man ›Possen‹ machen wolle – die Präsomption der Vernünftigkeit des Autors und der im Text vermittelten Gedanken. Man solle den Autor daher auch dann ernst nehmen, wenn Interpretationen auf Mehrdeutigkeit, Sinnlosigkeit oder Widersprüchlichkeit eines Textes führten (ebd.: 187–200).

Für Thomasius erschloss die Kategorie der Wahrscheinlichkeit für die Vernunft eine Welt, in der die Wissensbestände, mit denen sie sich auf diese bezog, wesentlich medial vermittelt und de-kontextualisiert waren. Dem sollte ein Wissenschaftsbetrieb entsprechen, dessen Teilnehmer sich bis zum Beweis des Gegenteils gegenseitig Vernünftigkeit unterstellten und die Unterschiedlichkeit ihrer Vernunftschlüsse und ihrer Lektüren der zirkulierenden Texte nicht zum Anlass für persönlichen Streit nahmen. Keiner könne Gewissheit für sich in Anspruch nehmen, jede Interpretation habe nur Wahrscheinlichkeit für sich. Wer bei Widerspruch glaubte, seine Ehre retten zu müssen, könne ja für sich annehmen, dass nicht jeder Verstand von der Qualität sein könne wie der eigene (ebd.: 177). An dieser Stelle war es von Vorteil, dass Thomasius in der »Einleitung« wie in der »Ausübung« darauf verzichtet hatte, Wahrscheinlichkeit systematisch als ein steigbares Konzept auszuformulieren. Die wahrscheinliche Wahrheit stellte in jedem Fall einen Anlass für weiteres Forschen, weitere Interpretationen und für Lernen dar. Thomasius hatte damit aus dem Pietismusstreit heraus den Weg der Eklektik eingeschlagen (vgl. Gierl 1997: 488ff.).

Thomasius war mit seiner Reaktion auf die heftigen konfessionellen und theologischen Kontroversen der Zeit nicht allein. Auch Leibniz folgte diesen Argumenten. Seine *Neuen Abhandlungen über den menschlichen Verstand* von 1704 trugen keine grundlegend neuen Begriffe oder Argumente in die Semantik der Wahrscheinlichkeit ein, aber sie zeigen, welcher Assoziationshorizont sich mit diesem Konzept inzwischen verband und wie bewusst man jetzt die Grenzen zu einer aristotelischen Epistemologie des Wissens zog. Das war bei Leibniz schon der inneren Ordnung des Textes zu entnehmen, die nur noch wenig Rücksicht auf traditionelle Einteilungen der Wissensordnung nach Metaphysik, Logik oder Rhetorik nahm.

Leibniz identifizierte zwei Quellen des wahrscheinlichen Wissens: Die eigene Erfahrung und die durch das Zeugnis anderer vermittelten Erfahrungen. Aus diesen Erfahrungen heraus war die menschliche Vernunft in der Lage, auch auf den Feldern auf Ursache-Wirkungsverhältnisse zu schließen, auf denen die Sinne dazu keine Gewissheit lieferten. Leibniz hielt dies für eine Fähigkeit, die man auch bei Tieren beobachten könne. Während dies bei Tieren aber intuitiv geschehe, suchen Menschen für diese Zusammenhänge Gründe anzuführen und nehmen dies dann zum Anlass für Untersuchungen, aus denen sie die Wahrscheinlichkeit ihrer Vermutungen ableiten. Auch wenn damit nicht die Wahrheit getroffen werde, ermöglicht Klugheit, auf dieser Grundlage Entscheidungen zu treffen (Leibniz 2013: 541). Leibniz war wie andere schon vor ihm der Meinung, die alltägliche Weltorientierung auf der Basis wahrscheinlichen Wissens sei notwendig, weil meist nicht die Zeit bleibe, wahrheitsfähige Beweise beizubringen und häufig die eigene wie die fremde Erfahrung dafür keine ausreichende Grundlage liefere.

Leibniz zog daraus zwei wichtige Schlussfolgerungen. Zum einen müsse sich der Mensch in seinem Weltbezug auf fortlaufendes Lernen einstellen. Wie man neuerdings im Recht bei fehlendem Urkundennachweis auf die *restitutio in integrum* ziele, so sollten wir auch unsere alltäglichen Festlegungen nicht als unumstößlich begreifen, sondern sie unter den Vorbehalt stellen, sie auch wieder ändern zu können (ebd.: 501). Alltagshandlungen wurden als fortlaufendes Entscheiden mit Korrekturbedarf beschrieben. Damit verlor seiner Auffassung nach aber gleichzeitig der Anspruch des eigenen Meinens auf soziale Verbindlichkeit seine Grundlage. Man dürfe anderen seine Ansichten sehr wohl kundtun, könne aber billig nicht verlangen, dass diese übernommen werden. Direkt angesprochen wurde an dieser Stelle die theologische Zensur. Der Raum wahrscheinlichen Wissens stellte sich für Leibniz konstitutiv als Raum der kontroversen Ansichten und Meinungen dar, nicht nur, weil der Mensch irren könne, sondern vor allem, weil Menschen die Dinge nicht von der gleichen Seite betrachteten und daher zu unterschiedlichen Urteilen und Meinungen kämen. Jeder müsse daher die Meinung eines anderen erst einmal respektieren, um untereinander Frieden halten zu können. Diese Irenik ist umso wichtiger, je mehr man Anlass hat, beim Gegenüber Interessen, Ehrgeiz oder andere persönliche Mo-

tive zu vermuten (ebd.: 501, 507). Die soziale Neutralisierung des Nein setzte voraus, von einer Kommunikation im Modus der Ehre auf Höflichkeit umzustellen.

Während die Kontroverse im Alltag vermieden oder wenigstens in zivilisierter Form ausgetragen werden sollte, gingen die Überlegungen für das universitär verwaltete und produzierte Wissen in eine andere Richtung. Hier zielte Leibniz darauf, den Bereich der beweisbaren Wahrheiten auszuweiten oder, wenn dies, wie bei moralischen Gegenständen, nicht möglich war, die Beweisführung methodisch zu kontrollieren, um deren Verlässlichkeit, das heißt Wahrscheinlichkeit, einschätzen zu können. In der Erkenntnis der infinitesimal strukturierten Natur erwartete Leibniz eine stetige Vervollkommnung des Wissens durch die immer bessere instrumentale Bewaffnung der Sinne (ebd.: 537). Die zunehmende Nutzung des Mikroskops könne auf eine empirische Bestätigung der Monadenlehre führen. Auch die Verbesserung des moralischen Wissens erfordere neue Einsichten und bessere Beweise. In einem langen Abschnitt legte Leibniz dar, warum der Syllogismus dafür keinesfalls das geeignete Instrument sei (ebd.: 543–549, 563). Gerade wenn es um Wahrscheinlichkeit gehe, taue er nicht, um neue Entdeckungen zu machen und neue Beweisführungen zu entwickeln. Man müsse vielmehr das gesamte System der aristotelischen Topik und der Anordnung von Gemeinplätzen hinter sich lassen, um eine neue Logik zu entwerfen, die das Argumentieren wie ein mathematisches Kalkül anleiten und strukturieren könne. Leibniz verwies zwar an dieser Stelle auf die mathematisierte Wahrscheinlichkeitsrechnung und sprach die Hoffnung aus, ein Mathematiker möge ein solches Buch schreiben (ebd.: 515f.). Um den Weg dahin aber zu illustrieren, ging Leibniz ausführlich auf die Regeln der Beweisführung und der darauf gegründeten Urteilsfindung im Recht ein. In diesen Verfahrensformen erblickte er eine eigenständige Logik, mit der Rechtsfragen behandelt würden. Um für ein ›stichfestes Urteil‹ Wahrscheinlichkeiten gegeneinander abwägen zu können, brauche es mithin gegenstandsbezogene Begriffsdefinitionen und Regeln der Verknüpfung zwischen ihnen. Dann könnten aus Beobachtungen neue Schlüsse gezogen und ihre Validität auch vergleichend bewertet werden (ebd.: 511–515). Erst auf dieser Grundlage gelang man von einer Rhetorik, in der durch Zeugnis belegte und andere Beweise sich mischten, zu einer vernünftigen Argumentation, die andere überzeugt, indem sie Behauptungen an methodisch gewonnene Beweise bindet (ebd.: 549f.).

Dass es dabei auch auf die Form der symbolischen Repräsentation von Beobachtungen und Erfahrungen und deren Selektion ankam, verdeutlichte Leibniz in seinen Ausführungen zur Geschichtsschreibung. Er hielt es für schwierig, vergangene Ereignisse zu erfassen. Schon den Zeitgenossen sei nur das öffentliche Handeln zugänglich, nicht die Motive. Neuerdings würden daher Satiren und Romane geschrieben, weil man das Fehlende einfach glaube erfinden zu dürfen. Eine große Menge an Einzelheiten sei am schwierigsten zu erfassen. Von Schlachten brauche man Berichte von klugen Beobachtern auf beiden Seiten. Um sich dann eine Vorstellung vom Ablauf zu bilden, solle man Zeichnungen anfertigen, in denen die Stel-

lung der Truppenteile zu bestimmten Zeitpunkten nachvollziehbar gemacht werden (ebd.: 517–519). Leibniz empfahl hier, was die zeitgenössische Kriegskunst gerade lernte: Strategien und Taktiken aus der draufsichtigen, symbolisch abstrahierten Darstellung von Armeen im Gelände zu entwickeln (Krez 2018).

Die abstrahierende und theoretisierende Symbolisierung von Ereignissen und ihre Zerlegung in Zeitschichten – man kann auch sagen: in verschiedene Gegenwarten – nötigte gleichzeitig zur Selektion. Man musste das Wichtige vom Unwichtigen scheiden. Leibniz gestand zu, dass Geschichtsschreibung der spielerischen Zerstreuung des Lesers dienen könne, weswegen er auch eine Geschichte der Kleidung etwa nicht für verwerflich hielt. Eine Universalgeschichte freilich, der nützliche Belehrungen entnommen werden können, müsse anders vorgehen. Sie dürfe nur die folgenreichsten Geschehnisse und einige »wenige andere Dinge« vermerken. Der Gegenstand einer Geschichtsschreibung, die sich nicht als Archiv von Gemeinplätzen oder Kuriositäten verstand, war als eine fortlaufende Gegenwart gedacht, in der (auf der Grundlage von wahrscheinlichem Wissen) über zukünftige Gegenwarten entschieden wurde. Nur dann könne sie den Horizont nützlicher Erfahrungen für den Leser erweitern (Leibniz 2013: 521–532).

Leibniz hatte keinen nachvollziehbaren Einfluss auf die Schüler von Thomasius in Deutschland, die die Semantik der Wahrscheinlichkeit in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts weiter systematisierten. August Friedrich Müller bezog sich auf seinen Lehrer, den Thomasius-Schüler Andreas Rüdiger, wenn es um Wahrheit ging. Wenn der Verstand und die Wahrscheinlichkeit diskutiert wurden, rief er Locke oder Gassendi auf. Müller, der auch in den Rechtswissenschaften eine Disputation ablegte, hatte seit 1731 eine Professur für Philosophie in Leipzig inne. In seiner 1728 erstmals erschienenen Einleitung in die philosophischen Wissenschaften formulierter er in den Kapiteln 4 und 19 eine Systematik der Konzepte Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, die man deshalb als paradigmatisch für den Stand der semantischen Entwicklungen nehmen kann, weil die Argumente und zum Teil auch Formulierungen fast unverändert in den entsprechenden Lexikonartikel bei Walch und im Zedler übernommen wurden (Art. »Wahrheit« 1726; Art. »Wahrscheinlichkeit« 1726; Art. »Wahrscheinlichkeit oder Probabilität«). Müller hat sie mutmaßlich selbst verfasst (vgl. Alexander 1996: 138, Anm. 13). Wir orientieren uns im Folgenden überwiegend an der *Einleitung*.

Müller übernahm in seinen Ausführungen zum menschlichen Verstand den Stand der Diskussion, fügte dem sinnenvermittelten Zugang zur Welt, dem Erinnerungsvermögen und der Urteilskraft noch das Ingenium hinzu. Das Ingenium war dafür zuständig, die Welt des Möglichen zu erkunden und es legte damit, wie wir sehen werden, die Grundlage für die Orientierung in der Sphäre des Wahrscheinlichen. Die Unterscheidung wahr/falsch ließ Müller nur noch hinsichtlich der logischen Wahrheiten gelten, die man auf die Übereinstimmung der Propositionen mit Sinneseindrücken bezog. Der metaphysischen Wahrheit stand keine Falschheit

entgegen. Weder gab es falsche Empfindungen der Sinne für Müller noch konnte deren Bezeichnung falsch sein. Erst die daraus gezogenen Schlüsse konnten als wahr oder falsch kategorisiert werden, je nachdem, ob sie durch Sinneseindrücke gedeckt waren oder nicht. Diese Übereinstimmung war dann beweispflichtig. Deswegen stand am Ende der Argumentation die Unterscheidung von Wahrheiten, die man (demonstrativ) beweisen könne und solche, die im Bereich des Wahrscheinlichen verblieben. Alles hing an der von Müller vorausgesetzten Verlässlichkeit der Sinne (Müller 2008: 113–125).

Wo die Welt den Sinnen die Ursachen des Vorfallenden nicht preisgab, trat das Ingenium des Verstandes auf den Plan. Es ersinnt die möglichen Ursachen, die dann als Hypothesen ausformuliert werden. In der anschließenden Prüfung durch die Urteilskraft wird das Verfahren der demonstrativen Beweisführung umgekehrt. Es wird geprüft, ob die sinnlich beizubringenden Umstände des Vorfallenden die Hypothese stützen oder ihr widersprechen. Je mehr sinnliche Stützen für eine hypothetisch formulierte Wahrheit beigebracht werden können, desto wahrscheinlich ist sie; je mehr Sinneserfahrungen ihr widersprechen, desto unwahrscheinlicher wird sie. Es ist freilich auch darauf zu achten, nach welchen Umständen die Bestätigung einer Hypothese verlangt. So kann es sein, dass schon ein einziger Negativbefund eine Hypothese in den Bereich des Unwahrscheinlichen oder auch Unmöglichen verschiebt (ebd.: 552–557). Diese Überlegung Müllers zeigt, dass er eine abstrakte Modellierung des Gegenstandsfeldes, dem das Vorfallende zuzuordnen war, voraussetzte. Das Ingenium fantasierte nicht einfach drauf los, sondern suchte nach Regelmäßigkeiten, die nach Ursache und Wirkung aufzuschlüsseln waren (ebd.: 563f.).

Müller unterschied fünf Gegenstandsbereiche wahrscheinlicher Wahrheit und ordnete ihnen jeweils eine Zielrichtung der Hypothese sowie des Feldes sinnlicher Erfahrung zu, auf dem die Prüfung der Wahrscheinlichkeit zu erfolgen habe (ebd.: 557). Er behandelte der Reihe nach die historische Wahrscheinlichkeit, die hermeneutische, die nicht mehr wie bei Thomasius in die Anwendung der Vernunft ausgelagert war; sodann die physikalische, die politische und die praktische (ebd.: 572ff.). Wir können für unsere Argumentation darauf verzichten, Müllers Überlegungen im Detail zu rekapitulieren. Sie sind, was die ersten drei Wahrscheinlichkeiten anbelangt, weitgehend auch bei Thomasius schon zu finden. Interessant sind die Ausführungen zur politischen Wahrscheinlichkeit, weil sie noch einmal die Notwendigkeit der theoretischen Modellierung von Gegenstandsfeldern vor Augen führen. Da die inneren Anlässe des menschlichen Handelns stets verborgen bleiben, braucht es umfassende Überlegungen zur Anthropologie des Menschen, um von äußeren Umständen, früheren Handlungen, situativer Dispositionen des Gegenübers auf seine zukünftigen Handlungen schließen zu können. Mit der praktischen Wahrscheinlichkeit zielte Müller auf natürliche Kausalitäten jenseits des menschlichen Handels. Der Mensch strebe danach, die Wirkung natürlicher Dinge für sich »klüglich zu gebrauchen« (ebd.: 593). Das technische Ingenium musste nicht darauf warten,

alle Wirkmechanismen der Natur verstanden zu haben. Es konnte sich brikolierend vorwärts tasten. Darüber hinaus dachte Müller an dieser Stelle offenbar auch an das Handeln des Menschen. Man könne nicht nur die Taten des Menschen auf ihre Ursachen hin befragen. Die Taten selbst würden wiederum Ursachen künftigen »Erfolgs«. Dieses künftige Geschehen gründlich vorherzusehen, sei für alle menschlichen »Geschäfte« dringend nötig – auch wenn wegen der menschlichen Willensfreiheit hier keine letzte Sicherheit zu erlangen sei (ebd.: 590–596). Die Urteilskraft, die sich dann über die Beweislagen zu den Hypothesen beugte, entschied nach Hoffnung oder Furcht, die sich mit den vermuteten »Erfolgen« jeweils verband. Sie wog damit Chancen gegen Gefahren ab.

Semantik und Struktur

Loraine Daston führt in ihrer umfassenden Darstellung der Entstehung und praktischen Umsetzung der mathematisierten Wahrscheinlichkeit eine Reihe von Gegenstandsbereichen auf, angefangen vom Recht über den aleatorischen Vertrag bis hin zur Theoretisierung des Spieles selbst, in denen Überlegungen zur Wahrscheinlichkeit von Ereignissen angestellt wurden. Dabei blieb aber unterbelichtet, dass sich Wahrscheinlichkeit auf Phänomene sehr unterschiedlicher Qualität bezog und mit dem Konzept deswegen auch sehr verschiedene Behauptungen verbunden waren. Am nächsten dürfte der mathematisierten Wahrscheinlichkeit der Verteilung des Verhältnisses von Ereignissen verschiedener Fallklassen noch Überlegungen zum Spiel gekommen sein. Beim aleatorischen Vertrag ging es zwar auch um Risiken, die aber nicht quantifiziert wurden. Im Zentrum stand vielmehr die Hermeneutik des Vertragstextes, auf den sich beide Seiten verständigten (z.B. Grotius 1898: 479–499). Im Gerichtswesen schließlich wurde das Gewicht von Zeugenaussagen bewertet, um einschätzen zu können, ob ein behauptetes Ereignis stattgefunden habe oder nicht (Radbruch 1975: Art. 18–47, 62–74). Weder die Interpretation von Vertragstexten noch die Zeugenbewertung hatte etwas mit der stochastischen Verteilung von kontingenten Ereignissen zu tun, sondern es ging im Kern jeweils um die Frage, ob und unter welchen Umständen der menschliche Verstand in der Lage sei, etwas von der Welt zu wissen und wie verlässlich dieses Wissen für die Selektion von Handlungen einzuschätzen sei. Etwas allgemeiner gesprochen: Im Zentrum stand das Verhältnis von Informationsgewinnung und interpretativer, das heißt sinnbasierter Informationsverarbeitung durch den menschlichen Verstand, damit gerade nicht die Proportionalität und Verteilung von Fallzahlen. Es ist deswegen nicht verwunderlich, dass Texte, die sich mit dieser Seite der Wahrscheinlichkeitssemantik beschäftigen, nur in Ausnahmefällen auf den zeitgleich laufenden Diskurs um die mathematische Wahrscheinlichkeit Bezug nehmen.

Wir konnten in den hier untersuchten Texten zu Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, angefangen von Descartes und Pascal bis hin zu Thomasius und seinen Schülern, beobachten, wie sich das Konzept der Wahrscheinlichkeit von einer Formel für den Skeptizismus des Weltbezuges hin zu einem Reflexionsmedium entwickelte, in dem nicht mehr die Unmöglichkeit sicheren Wissens von der Welt behauptet, sondern die Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung thematisiert und Vorschläge unterbreitet wurden, wie man mit der Welt jenseits dieser Grenzen umzugehen habe. Diese Überlegungen führten zunächst zu einer immer genaueren und systematischeren Kartographie der Welt des wahrscheinlichen Wissens. Damit verbunden wurden Regeln für die Verarbeitung von durch die Sinne gewonnenen Informationen durch den menschlichen Verstand, die es diesem erlauben sollten, das Mögliche zu identifizieren sowie das Wahrscheinliche davon zu unterscheiden und herauszufiltern. Damit sollte der Verstand zu einer Graduierung von Wahrscheinlichkeiten kommen, die ihn zu handlungsorientierenden Entscheidungen befähigten. Es ist richtig, dass die zeitliche Verteilung von Ereignissen auch hier eine wichtige Rolle spielte, insofern immer auf die vom Erinnerungsvermögen gespeicherten Regelmäßigkeiten hingewiesen wurde. Je weiter sich die Wahrscheinlichkeitssemantik freilich im Verlauf der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entfaltete, desto häufiger wurden Hinweise, dass der Verstand mit einer dynamischen sich in ihren Beständen (d.h. Ereignissen) und ihren Strukturen (d.h. den Beziehungen zwischen ihnen) verändernden Welt zu rechnen habe. Fortgesetztes Lernen bedeutete deswegen nicht mehr nur, alte Sinneseindrücke durch neue zu überschreiben, sondern auch von neuen Relationen zwischen ihnen auszugehen. Die Erkundung der Welt des wahrscheinlichen Wissens ging deswegen einher mit der Auflösung der Vorstellung einer allein vom Zufall bestimmten Welt und beförderte Argumente, die auf eine komplexe Welt zielten. Kontingenz richtet sich auf Existenz, Komplexität auf die (nicht beliebige) Relation zwischen Phänomen oder Ereignissen (Luhmann 2017: 25–59). Diese Relationen sind abstrakt zu fassen und in ihrer möglichen Regelmäßigkeit theoretisierbar. Genau diese Theoretisierung verschiedener Gegenstandsbereiche war mit der ausgreifenden Kartographie des wahrscheinlichen Wissens verbunden.

Die hier untersuchten Texte zeigen jeweils nur einen kleinen Ausschnitt der entsprechenden zeitgenössischen Diskurse, aber die Hinweise sind eindeutig. Der Mensch kann sein Ingenium nutzen, um sich in einer komplexen Welt zu orientieren. Wahrscheinlichkeit zeigt sich am Ende als Formel für die Entwicklung von Strategien der Unsicherheitsabsorption und der Komplexitätsreduktion, mit denen das Handeln in der Welt möglich bleiben soll. Mit Strukturmetaphysik, wie gegenwärtig vermutet wird (Auer 2021: 120), hatte das nichts zu tun. Es formierten sich vielmehr an dieser Stelle die Voraussetzungen für eine operative Reproduktion von Gesellschaft, die wenig später als eigendynamische Ordnungsbildung unsichtbarer Hände beobachtet wurde (vgl. Sheehan/Wahrman 2015).

Die Semantik des Wahrscheinlichen ist deswegen als Teil einer gesellschaftsgeschichtlichen Transformation zu beobachten, die an der operativen Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen und Einrichtungen unmittelbar beteiligt war. Die Semantik bildet diese strukturelle Kopplung selbst ab in der immer wiederholten Begründung für die Bedeutung dieses Konzepts. Es bestimmte das Alltagshandeln der Menschen durchgehend, hieß es immer wieder. Weitere strukturelle Einbettungen lassen sich in der Semantik selbst leicht erkennen. Sie können hier nur noch angedeutet werden.

Am augenfälligsten ist, dass die Semantik der Wahrscheinlichkeit sich selbst vielfach in Bezug setzte zur Evolution des Mediensystems. Das beginnt mit der Feststellung, dass die Weltorientierung nicht auf die eigene sinnliche Erfahrung beschränkt werden könne, sondern immer auf medial vermitteltes und zirkulierendes Wissen zurückgreife, und es endet mit Ratschlägen wie Texte zu interpretieren und Bücher zu lesen seien. Die Semantik der Wahrscheinlichkeit zeigt sich damit als ein eindrucksvoller Indikator dafür, dass die Ablösung der Vergesellschaftung unter Anwesenden durch medienvermittelte Kommunikation weit fortgeschritten war und in der Selbstbeschreibung der Gesellschaft bereits ihren Niederschlag fand (vgl. Schlögl 2014: 29–49). Weniger deutlich in der Semantik selbst ist die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts zu beobachtende institutionelle Dynamik zu greifen. Sowohl in der Verwaltung von Herrschaft wie in der Ökonomie lässt sich die Entwicklung von organisationsförmigen Sozialsystemen (Verwaltung, Unternehmen) nachvollziehen, die in ihrem Umweltbezug nicht mehr wie Korporationen von einer durch Kontingenz bestimmten Welt, sondern von einer komplexen ausgingen. Damit lief auch eine großflächige, abstrakte Modellierung und Theoretisierung der entsprechenden Gegenstandsfelder an. Organisationsförmige Einrichtungen sind in der Lage, in ihrer Umwelt Medien, wie etwa eine (statistisch beschriebene) Bevölkerung oder regelmäßig notierte und verbreitete Marktpreise zu identifizieren, die sie mit Informationen versorgen, auf die man intern mit Entscheidungen reagieren kann. Diese Konturierung von Organisationen war eingelagert in die Ausdifferenzierung und langsame Schließung funktional bestimmter Systeme der Gesellschaft. In den hier beobachteten Identifikationen des Sozialen als einer Welt, die nicht nur veränderlich und unberechenbar ist, sondern Gesetzmäßigkeiten folgt, die zudem noch von Gegenstandsfeld zu Gegenstandsfeld variieren, wird dieser laufende Differenzierungsprozess greifbar. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts hatte diese Theoretisierung des Sozialen einen Stand erreicht, der umgekehrt daran denken ließ, soziale Zustände und Abläufe in umfassender Weise zum Objekt einer mathematisierten, statistisch operierenden Wahrscheinlichkeitsrechnung zu machen (Laplace 1819). Die entstehenden Sozialwissenschaften gingen freilich größtenteils andere Wege.

Drittens schließlich wurde Wahrscheinlichkeit zu einem entscheidenden Argument in der Entstehung der modernen Wissenschaft, die nicht nur die experimentell betriebene Naturforschung, sondern alle Bereiche der methodisch

kontrollierten Wissensproduktion erfasste. Die Festigung eines binären Codes wahr/falsch und eines entsprechenden Programmes, das die Zuweisung der beiden Prädikate regeln sollte, erwies sich als ein langwieriger Prozess, der im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts noch nicht abgeschlossen war. Entsprechend variabel blieb die Positionierung des Wahrscheinlichen in dieser Programmierung. Gleichzeitig wurde die Produktion von gesellschaftlich relevantem Wissen als ein kollektives und damit kommunikatives Phänomen beschrieben, das nicht von der Homogenität des Plausiblen, sondern gerade von der Vielfalt gegensätzlicher Ansichten ausging. Das kennzeichnete einen Wissenschaftsbetrieb, der die Ehre der Teilnehmer in Klammern setzte, um die sachbezogene Grenze zwischen der demonstrativen und der nur wahrscheinlichen Wahrheit laufend neu zu vermessen. Wissensproduktion setzte die Lernbereitschaft der Beteiligten voraus. Sie vollzog sich als dynamischer Prozess, so dass Wahrheit mit einem zeitlichen Index versehen werden musste. Sie blieb vorläufig. Daran sollte auch der Versuch aufgeklärter Vernunft, den Gemeinsinn als eine überparteiliche Position noch zu retten, wie Kant das betrieb (Koch 2002: 200–204), nichts mehr ändern. Rhetorik und Syllogismen hielt man jetzt auch auf dem Feld des moralischen Wissens folglich nicht mehr für geeignet, neue Hypothesen hervorzubringen und zu überprüfen. Insofern berichten die hier untersuchten Texte in Varianten von einem Vorgang, den Niklas Luhmann mit der Umstellung des Selektionsmechanismus gesellschaftlicher Semantik von Plausibilität auf die Verfahren der neuzeitlichen Wissenschaft markiert hat. Wenn in der rezenten wissenschaftstheoretischen Forschung wieder von Plausibilität an der Stelle die Rede ist, an der seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Wahrscheinlichkeit gesprochen wurde, dann hat dies vermutlich mit der Mathematisierung des Wahrscheinlichen zu tun. In dieser Fassung steht der Begriff nicht mehr zur Verfügung, um unsichere, aber prüfungswerte Annahmen über das, was der Fall ist, zu symbolisieren.

Literaturverzeichnis

- Alexander, Werner (1996): »Pluraque credimus, paucissima scimus. Zur Diskussion über philosophische und hermeneutische Wahrscheinlichkeit in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts«, in: *Archiv für die Geschichte der Philosophie* 78, S. 130–165.
- Aristoteles (1995): *Topik*. (=Philosophische Schriften, Band 2), Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Arnauld, Antoine/Nicole, Pierre (1994): *Die Logik oder die Kunst des Denkens*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Art. »Erinnerung« (1972), in: Joachim Ritter et al. (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Band 2, Darmstadt: Schwabe, S. 636–643.

- Art. »Wahrheit« (1726), in: Johann Heinrich Walch (Hg.), *Philosophisches Lexikon*, Leipzig: Gleditsch, S. 2807–2817.
- Art. »Wahrscheinlichkeit oder Probabilität« (1747), in: Johann Heinrich Zedler (Hg.), *Großes und vollständiges Universallexikon*. Band 52, Halle: Zedler, S. 1020–1061.
- Art. »Wahrscheinlichkeit« (1726), in: Johann Heinrich Walch (Hg.), *Philosophisches Lexikon*, Leipzig: Gleditsch, S. 2821–2838.
- Auer, Mariella (2021): »Komplexität«, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 4, S. 116–120.
- Böhnert, Martin/Reszke Paul (2014): »Linguistisch-philosophische Untersuchungen zu Plausibilität. Über kommunikative Grenzen bei der Entscheidung wissenschaftlicher Tatsachen«, in: Julia Engelschalt/Arne Maibaum (Hg.), *Auf der Suche nach den Tatsachen. Proceedings der 1. Tagung des Nachwuchsnetzwerks INSIST 22./23.10.2014*, Social Science Open Access Repository (SSOAR), S. 40–67.
- Cassirer, Ernst (1996): »Descartes' Wahrheitsbegriff«, in: René Descartes. *Philosophische Schriften in einem Band*, Hamburg: Felix Meiner.
- Daston, Lorraine (1988): *Classical Probability in the Enlightenment*, Princeton: Princeton University Press.
- Descartes, René (1996): *Die Leidenschaften der Seele*, Hamburg: Felix Meiner.
- Descartes, René (1996a): *Meditationes de prima philosophia*. *Philosophische Schriften in einem Band*, Hamburg: Felix Meiner.
- Descartes, René (1996b): *Regeln zur Ausrichtung der Erkenntniskraft*. *Philosophische Schriften in einem Band*, Hamburg: Felix Meiner.
- Gierl, Martin (1997): *Pietismus und Aufklärung. Theologische Polemik und die Kommunikationsreform der Wissenschaft am Ende des 17. Jahrhunderts*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Grotius, Hugo (1898): *Drei Bücher über das Recht des Krieges und des Friedens, in welchen das Natur- und Völkerrecht und das Wichtigste aus dem öffentlichen Recht erklärt werden*, 2 Bände, Leipzig: Felix Meiner.
- Gruenbein, Durs (2008): *Der cartesianische Taucher. Drei Meditationen*, Berlin: Suhrkamp.
- Hobbes, Thomas (1969): *The Elements of Law Natural and Politic*, London: Cass.
- Hobbes, Thomas (1980): *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines bürgerlichen und kirchlichen Staates*, Berlin u. a.: Ullstein.
- Hobbes, Thomas (1997): »Einwände gegen die Meditationen des Descartes nebst dessen Erwiderungen«, in: *Die Lehre vom Körper. Elemente der Philosophie I*, Hamburg: Felix Meiner.
- Knappe, Joachim (1993): *Philipp Melanchthons Rhetorik*, Tübingen: Max Niemeyer.
- Koch, Lutz (2002): »Versuch über Plausibilität«, in: Andreas Dörpinghaus/Karl Helmer (Hg.), *Rhetorik – Argumentation – Geltung*, Würzburg: Königshausen & Neumann.

- Krez, Jenny (2018): Die Veränderung der Kriegsdarstellung vom Dreißigjährigen bis zum Siebenjährigen Krieg. Magisterarbeit, Konstanz.
- Laplace, Pierre (1819): Philosophischer Versuch über die Wahrscheinlichkeiten, Heidelberg: Neue Akademische Buchhandlung von Karl Gross.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (2013): Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. Bücher I-IV. (=Philosophische Werke. Band III,1-2), Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Locke, John (1975): *An Essay Concerning Human Understanding*, Oxford: University Press.
- Luhmann, Niklas (1980): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 1*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2017): *Systemtheorie der Gesellschaft*, Berlin: Suhrkamp.
- Melanchthon, Philipp (2001): *Elementa rhetorices. Grundbegriffe der Rhetorik*, Berlin: Weidler.
- Meyfahrt, Johann Mathäus (1974): *Teutsche Rhetorica oder Redekunst*, Tübingen: Max Niemeyer.
- Müller, August Friedrich (2008): *Einleitung in die philosophischen Wissenschaften. Erster Teil, welcher den Eingang, die Logic und Physik in sich enthält*, Hildesheim: Georg Olms.
- Pape, Ingetrud (1966): *Tradition und Transformation der Modalität. Erster Band. Möglichkeit-Unmöglichkeit*, Hamburg: Felix Meiner.
- Pascal, Blaise (1978): *Pensées. Über Religion und über einige andere Gegenstände. Werke. Band 1*, Heidelberg: Schneider.
- Petrus, Klaus (1997): *Genese und Analyse. Logik, Rhetorik und Hermeneutik im 17. und 18. Jahrhundert*, Berlin u. a.: De Gruyter.
- Radbruch, Gustav (Hg.) (1975): *Die Peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532*, Stuttgart: Reclam.
- Sawilla, Jan Marco (2009): *Antiquarianismus, Hagiographie und Historie im 17. Jahrhundert. Zum Werk der Bollandisten. Ein wissenschaftshistorischer Versuch*, Tübingen: Max Niemeyer.
- Schlögl, Rudolf (2014): *Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit*, Konstanz: Konstanz University Press.
- Schmidt-Scheele, Ricarda (2002): *The Plausibility of Future Scenarios. Conceptualizing an Unexplored Criterion in Scenario-Planning*, Bielefeld: transcript.
- Sheehan, Jonathan/Wahrman, Dror (2015): *Invisible Hands. Self-Organisation and the Eighteenth Century*, Chicago: University of Chicago Press.
- Spoerhase, Carlo/Werle, Dirk/Wild, Markus (2009): »Zur Einführung«, in: Dies. (Hg.), *Unsicheres Wissen. Skeptizismus und Wahrscheinlichkeit 1550–1850*, Berlin: de Gruyter, S. 1–16.
- Studel-Günther, Andrea (2003): Art. »Plausibilität«, in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Band 6*, Tübingen: Niemeyer, S. 1282–1285.

- Thomasius, Christian (1968): *Einleitung in die Vernunftlehre*, Hildesheim: Georg Olms.
- Thomasius, Christian (1968a): *Ausübung der Vernunftlehre*, Hildesheim: Georg Olms.
- Vogl, Joseph (2001): »Medien-Werden: Galileis Fernrohr«, in: Lorenz Engel/Joseph Vogl (Hg.), *Mediale Historiographien. Archiv für Begriffsgeschichte*, Weimar: Universitätsverlag Weimar, S. 115–123.
- Weise, Christian (1974): *Neu Erleutertes Politisches Redner*, Kronberg/Ts.: Scriptor.
- Winko, Simone (2015): *Zur Plausibilität als Beurteilungskriterium literaturwissenschaftlicher Interpretationen*, in: Andrea Albrecht et al. (Hg.), *Theorien, Methoden, Praktiken des Interpretierens*, Berlin: de Gruyter, S. 483–511.
- Yolton, John W. (1993): *A Locke Dictionary*, Oxford: Blackwell.

Die praktische Infrastruktur der Plausibilität

Eine alltagssoziologische Perspektive

Christian Meyer

Aus einer alltagssoziologischen Perspektive ist Plausibilität von einer Reihe von Spannungsverhältnissen gekennzeichnet, von denen in diesem Text drei diskutiert werden.

Erstens baut die Wahrnehmung und Bewertung eines Sachverhalts oder einer sozialen Situation als ›verständlich‹ und ›plausibel‹ auf bestehenden Wissens- und Erfahrungsbeständen auf, die sich auf die erlebte Sinnhaftigkeit und Wahrscheinlichkeit von Ereignisabläufen beziehen. Plausibilität bezieht sich damit nicht nur auf die isolierte Beurteilung von Aussagen als ›einleuchtend‹ und ›nachvollziehbar‹ (vgl. Winko 2015), sondern führt unausgesprochen implizierte Wissens- und Erfahrungsbestände sowie (zumindest vorläufig) unhintergehbare, ›letzte‹ Gründe mit, die in der weiteren Vertrauens- und Glaubensökonomie der Gesellschaft verankert und zum Teil institutionalisiert sind. Peter L. Berger und Thomas Luckmann (Berger/Luckmann 1969: 165–181) haben die Inhalte dieser Vertrauens- und Glaubensökonomie in ihrer Theorie der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit entsprechend als »Plausibilitätsstruktur« bezeichnet, auf die ich im ersten Teil dieses Textes eingehen werde. Dabei behandle ich zwei Aspekte dieses Spannungsverhältnisses: zum einen das Verhältnis zwischen sinnhaften bzw. plausiblen Einzelphänomenen und der diese mitbegründenden Sinngesamtheit und zum anderen das Verhältnis zwischen dem plausibilitätserlebenden Individuum und der Gesellschaft, welche die dafür notwendigen Plausibilitätsstrukturen bereitstellt.

Wenn diese (bisweilen als ›Raum‹ metaphorisierte) interdependente Gesamtheit an implizit mitgeführten und nicht permanent explizierbaren Gründen nicht als gegeben, sondern als gesellschaftlich konstruiert und damit als fragil konzeptualisiert wird, dann bedeutet dies *zweitens*, dass dieser ›Raum‹ ständig neu mit Geltung versorgt werden muss, um aufrechterhalten zu werden. Mit anderen Worten: jeder subjektiv erlebte Sachverhalt ebenso wie die sprachlichen Mittel seiner Darstellung muss von einer unsichtbar operierenden Infrastruktur gestützt werden, die ihn in eine Gesamtrelation an Gründen einbettet und so Plausibilität gesellschaftlich verbürgt, ohne dass diese Infrastruktur selbst thematisch wird. Im zweiten Abschnitt dieses Textes gehe ich auf diese Infrastruktur ein, indem ich die Wissens- und Er-

fahrungsbestände beleuchte, welche die Passung subjektiver Erfahrungen mit der gesellschaftlichen Sinnstruktur sicherstellen. Sie sind zum einen praktischen Ursprungs – indem sie auf der praktischen Vertrautheit mit der äußeren Welt basieren und zum anderen sozialer Herkunft, indem sie kommunikativ und diskursiv produziert und als geteilt erlebt und unterstellt werden. Wie ich argumentieren werde, ist es das in gelingenden Interaktionen realisierte Verstehen, das Sinn konstituiert, und nicht die Vorab-Existenz geteilten Sinns, die Verstehen ermöglicht. Wesentlich hierfür sind Praktiken der Begegnung mit der materiellen und sozialen Welt, in denen die sinnhafte Struktur von Erfahrungen permanent erneuert und modifiziert, aber auch auf die Probe gestellt wird. Der zweite Abschnitt thematisiert somit das Spannungsverhältnis zwischen der vermeintlich natürlichen Gegebenheit von Plausibilitätsstrukturen und deren tatsächlicher permanenter Reproduktion und Modifikation im sozialen Tun.

Ein *drittes* Spannungsverhältnis entsteht an dieser Stelle dadurch, dass Plausibilitätsstrukturen nicht nur in praktischen Begegnungen mit der materiellen Welt, sondern auch in Begegnungen mit Sozialem reproduziert werden. Viele der mit sozialen Kriterien der Plausibilität bewerteten Sachverhalte, Inhalte und Gegenstände sind selbst sozialer Natur. Eine Besonderheit sozialer Phänomene ist somit, dass sie nicht nur dem Individuum extern sind und auf dieser Basis dessen Plausibilitätsstrukturen auf die Probe stellen, sondern dass sie zugleich sozial hergestellt werden. Genauer: sie werden bereits unter Bezugnahme auf vertraute, in der Vergangenheit erfolgreiche Praktiken auf eine Weise hergestellt, die unterstellt, dass sie von anderen als plausibel wahrgenommen werden. Der dritte Teil dieses Textes erörtert zwei Aspekte dieses Spannungsverhältnisses, die für soziale Phänomene charakteristisch sind: das Verhältnis zwischen der Produktion von als plausibel bewerteten Sachverhalten oder Aussagen und ihrer Rezeption sowie das paradoxe Verhältnis, dass plausible soziale Phänomene nicht nur als solche interpretiert, sondern auch bereits mit Plausibilitäts- und Verstehbarkeitsunterstellungen verfertigt werden.

Ich werde argumentieren, dass die für Plausibilität grundlegend relevante Ebene des Seins in der Welt nicht das Mentale ist, sondern die Praxis mit ihren zum Teil nicht-begrifflichen, materialen Begegnungs- und Bewältigungsvollzügen. Mit ihr beginnt das Erfassen von Plausibilität; und was erfasst wird, sind keine einheitlichen, propositionalen Strukturen, die beobachtet und in Gedanken durchgespielt werden können, sondern mehr oder weniger unbestimmte Affordanzen zum praktischen Tun. Deswegen spricht dieser Text von einer praktischen Infrastruktur von Plausibilität, die jenseits von Logik (Deduktion) oder Wahrscheinlichkeit (Induktion) operiert, sondern in immer wiederkehrenden sinnhaften Welt- und Sozialbegegnungen die Vertrautheiten mit oder auch Gewissheiten von gesellschaftlichen Plausibilitätsstrukturen produziert, die zur Bewertung der Plausibilität einzelner Phänomene notwendig sind.

Zur gesellschaftlichen Plausibilitätsstruktur

Berger und Luckmanns mittlerweile klassischem Werk *The Social Construction of Reality* (1966, dt. 1969) zufolge ist die gesellschaftliche Wirklichkeit zwar auf verschiedene Weise gesellschaftlich konstruiert, wird vom Individuum aber zugleich subjektiv als eine externe, objektive und zwingende Realität – als soziale Tatsache im Sinne Durkheims – erlebt. Diese objektive Realität war schon vor der Geburt des Individuums da: es wurde in sie hineingeboren, auch wenn sie aus subjektiv motiviertem Handeln anderer konstruiert ist.

Zur Frage, wie das im Konstruieren der Realität verkörperte Wechselspiel – die von Berger und Luckmann so bezeichnete Dialektik – aus subjektivem Erleben und Handeln und objektiver Realität als Spannungsverhältnis zwischen dem plausibilitätserlebenden Individuum und der Gesellschaft, welche die dafür notwendigen Plausibilitätsstrukturen bereitstellt, gestaltet ist, machen Berger und Luckmann einen Vorschlag. Eine zentrale Stelle nehmen für sie die Strukturen des Wissens in der Welt des Alltags ein, d.h. Sinnzuschreibungen, die dem Individuum als selbstverständlich gelten, in Interaktionen und Kommunikationen reproduziert und in Institutionen verkörpert werden. Damit Wissen sowohl subjektiv als auch objektiv vorhanden ist, zirkuliert es in permanenten Prozessen der Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung von gesellschaftlicher Wirklichkeit. Subjektives wird nach außen gekehrt und in diesem Zuge objektiviert; Objektives wird verinnerlicht (z.B. sozialisatorisch oder lernend angeeignet) und derart mit subjektivem Nachvollzug – mit lebendiger Vertrautheit (Berger/Luckmann 1969: 154) – angereichert.

Dem Individuum begegnen gesellschaftliche Konstruktionen als Objektivationen maßgeblich in alltäglichen Interaktionssituationen, in denen Individuen von Angesicht zu Angesicht im unmittelbaren Kontakt sind. Solche Situationen sind zwar prinzipiell eigendynamisch, inkrementell und unvorhersehbar, sie nutzen aber dennoch vorhandene Objektivationen – insbesondere Sprache. Objektivationen machen Wissensbestände unabhängig vom Individuum und generalisieren sie: Sie entbinden sie von Idiosynkrasien und situativen Kontingenzen. Die gesellschaftlich konstruierte Wirklichkeit ist auf die Bestätigung durch für das Individuum bedeutsame Andere angewiesen, die dann auch den auf der Internalisierung gesellschaftlicher Objektivationen basierenden Sinnproduktionsleistungen des Individuums Anerkennung schenken. Es bedarf also einer Gemeinschaft, die sicherstellt, dass die Kongruenz des subjektiven Sinnerlebens, Handelns und des Selbstverständnisses des Individuums mit der öffentlichen Sinnordnung gewahrt bleibt.

Der aus all den individuellen Wissensbeständen zusammengesetzte allgemeine Wissensvorrat ist zwar oft semantischer Art, umfasst aber auch andere epistemische Formen: Handlungs- und Rezeptwissen, affektives oder verkörpertes Wissen. In konkreten Begegnungen wird es ständig aktualisiert und modifiziert. Wis-

sen fungiert als sinnorganisierende Leitstruktur von Erfahrung und Plausibilitätsattribution, ist dem Individuum jedoch zu unterschiedlichen Graden vertraut. Solange das Wissen im Alltag auf befriedigende Weise funktioniert, muss das Individuum keine Zweifel an ihm aufkommen lassen (Berger/Luckmann 1969: 45): »Die Wirklichkeit der Alltagswelt [...] bedarf keiner zusätzlichen Verifizierung. Sie ist einfach *da* – als selbstverständliche, zwingende Faktizität. Ich *weiß*, dass sie wirklich ist« (ebd.: 26, Herv. i.O.).

In diese Wirklichkeit wird das Individuum, wie Berger und Luckmann sagen, »primärsozialisiert« (ebd.: 141 u.ö.). Erst nach der Primärsozialisation kann sich der Mensch den »Luxus des Zweifels« (ebd.: 146), wenn auch nur in bescheidenem Rahmen, leisten. Zweifel ist zwar im pragmatisch ausgerichteten Alltag hinderlich, in anderen gesellschaftlichen Bereichen – Religion oder Wissenschaft – hingegen erwünscht und sogar institutionalisiert. In diesen Sphären »redet man sich regelrecht in seine Zweifel hinein« (ebd.: 164) und bildet entsprechende Diskurskonventionen heraus, die ihrerseits – da sie Medium des Zweifels sind – nicht durchgängig dessen Gegenstand sein können. In solchen Zusammenhängen werden Zweifel also absichtlich erzeugt und prozessiert. Es ist aber auch möglich, dass sie als von außen verursacht erlebt werden und den Alltag betreffen: als Inkompatibilitäten oder Brüche zwischen der subjektiven und der objektiven Wirklichkeit, die z.B. durch Katastrophen und Krisen entstehen, die Selbstverständliches plötzlich umstürzen, oder durch wachsende gesellschaftliche Pluralität, die die Geltung von etablierten Konventionen in Frage stellt (ebd.: 166–167).

Auch der unproblematische Alltag ist nicht vollkommen zweifelsfrei, auch wenn dessen Wirklichkeit nach pragmatischen und nicht nach wissenschaftlichen Relevanzen geordnet ist und so Zweifel ausgeblendet bleibt. Alltagswissen ist immer unvollständig, so dass auch hier Zweifel entstehen kann und Raum für Fragen nach dem Was, Wann, Wie und Warum sozialer Wirklichkeit bleibt.

Berger und Luckmann zufolge bedarf es überall da, wo Zweifel entstehen kann, einer epistemischen Grundorganisation der gesellschaftlichen Konstruktionen, die zwischen dem Subjektiven und Objektiven vermittelt. Eine solche bezeichnen sie als »Plausibilitätsstruktur« (ebd.: 165–181). Plausibilitätsstrukturen sind für sie verallgemeinerte Orientierungsmuster, die die gesellschaftliche Wirklichkeit im Alltag sinnhaft organisieren und dem Individuum Gelegenheit geben, sie subjektiv auch entsprechend sinnhaft zu erfahren und entsprechend Aussagen als einleuchtend und nachvollziehbar oder als abwegig und absurd zu beurteilen. Auf diese Weise wird das Spannungsverhältnis zwischen erlebten Einzelpänomenen und der gesellschaftlich repräsentierten Sinnhaftigkeit im Ausgleich gehalten.

Für Berger und Luckmann kommen diese Plausibilitätsstrukturen vor allem im Bereich unsicherer, pluraler oder gar konkurrierender Wirklichkeitskonstruktionen zum Tragen. Sie verwenden mehrere Beispiele zur Illustration der Idee der Plausibilitätsstruktur, von denen viele der Religion gelten, die sich mit beson-

ders schwer zu verifizierenden Wissensinhalten befasst (Berger/Luckmann 1969: 144–145). Durch Institutionen wird eine öffentliche Plausibilitätsstruktur geformt, die klärt, welche Überzeugungen als sinnvoll und legitim gelten. Die Akzeptanz einer Plausibilitätsstruktur wird aus diesem Grund normalerweise ohne Argumente als selbstverständlich vorausgesetzt, und eine Abweichung davon wird als – mehr oder minder schwerwiegende – Devianz betrachtet.

Bei Plausibilitätsstrukturen handelt es sich also um die auf Sinn bezogenen gesellschaftlichen Bedingungen, die dafür notwendig sind, dass individuell-subjektive Realisierungen sozialer Handlungen oder sozialer Rollen, Überzeugungen oder Einstellungen innerhalb einer Gesellschaft sinnvoll und untereinander stimmig erscheinen. Stimmigkeit ist somit ein Hintergrundaspekt von Plausibilität. Zum stimmigen Handeln einer Lehrerin beispielsweise gehört rollenkongruentes Handeln, und die Plausibilität ihrer Aussagen wird immer auch daran gemessen.

Die Konstruktion der subjektiven Wirklichkeit als eine normale und mit anderen geteilte ist also prinzipiell auf öffentliche, objektive Plausibilitätsstrukturen angewiesen. Um sie über die Zeit hinweg aufrechtzuerhalten, muss sie an eine gesellschaftliche Grundlage und an gesellschaftliche Prozesse gebunden bleiben. Nur so bleibt das subjektive Gefühl, in einer stimmigen und einheitlichen Wirklichkeit zu leben, der »Wirklichkeitsakzent« (ebd.: 152), ungebrochen bestehen.

Berger und Luckmann unterscheiden dabei zwischen dem Wirklichkeitsakzent, der in der Primärsozialisation erlernt wird und gewissermaßen zur Grundlage aller Weltwahrnehmung wurde, und dem wesentlich weniger stabilen Wirklichkeitsakzent, der in der Sekundärsozialisation erworben wird (ebd.: 153–154). Hieraus lässt sich die Unterstellung von zwei durch gesellschaftlich fundierte Plausibilitätsstrukturen unterbauten Ebenen der Wirklichkeitswahrnehmung und -verortung ableiten: Die erste Ebene, die in der Primärsozialisation vermittelt wird, fungiert als permanente Infrastruktur der Weltwahrnehmung und ist der Reflexion – da sie ja ihr Medium ist – nur zum Teil zugänglich (vgl. Merleau-Ponty 1966). Die zweite Ebene der Wirklichkeitswahrnehmung und -verortung, die in der Sekundärsozialisation konstruiert und mit Plausibilitätsstrukturen gestützt wird, ist fragiler und optionaler, d.h. leichter zu wechseln und zu verändern. Sie kann mit den Mitteln der ersten Ebene beobachtet werden.

Berger und Luckmann zufolge fungieren »signifikante Andere«, mit denen das Individuum in direkter Interaktion von Angesicht zu Angesicht steht, als »Mittler« der Plausibilitätsstruktur (Berger/Luckmann 1969: 170). Der Abbruch interaktiv gestützter sozialer Beziehungen bedroht nachgerade die subjektive Wirklichkeit eines Individuums (ebd.: 183). Andere Medien – Berger und Luckmann (ebd.: 166) erwähnen schriftliche Korrespondenz – haben nicht dieselbe »wirklichkeitsschaffende Kraft« wie die Bestätigung der geteilten Wirklichkeit von Angesicht zu Angesicht (ebd.: 166). Daher tragen all jene, denen das Individuum im Alltagsleben begegnet, dazu bei, es seiner gültigen subjektiven Wirklichkeit zu versichern. Nur der fortlau-

fende Kontakt mit ihnen garantiert die »ausdrückliche und gefühlstragende Gewissheit« (Berger/Luckmann 1969: 161) der subjektiven Wirklichkeit.

Dass die permanente Konfrontation mit Unvertrautem, Unbekanntem, Unge-
wusstem und Unwisbarem das Individuum nicht verzweifeln und die Gesellschaft
nicht anomisch werden lässt, liegt an den Plausibilitätsstrukturen, die die Gesell-
schaft bereitstellt und die das Individuum permanent lebendig mitvollzieht. Auf
diesem impliziten subjektiven Mitvollzug öffentlicher Plausibilitätsstrukturen ba-
siert auch die individuelle Fähigkeit, Neues in Bekanntes einzuordnen, Relevanzen
zuzuordnen und Typisierungen vorzunehmen und so Sinn und Verstehen zu gene-
rieren (Luckmann 1980: 79). Für Berger und Luckmann ist das fortgesetzte Wechs-
spiel zwischen öffentlichen Plausibilitätsstrukturen und subjektivem Plausibilitäts-
erleben somit der Grund für gesellschaftliche Kontinuität und Integration. Dabei
gilt: Je kontingenter die Wissensbestände, auf die sich die Plausibilitäten beziehen,
umso wichtiger ist ihre gesellschaftliche Unterstützung.

Allerdings bleibt in Berger und Luckmanns Modell unklar, wie genau in der In-
teraktion die gemeinsame Wirklichkeit als objektiv und die Plausibilitätsstruktur
als natürlich gegeben reproduziert wird.

Zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Plausibilitätsordnung

Im Folgenden werde ich mich daher näher damit befassen, wie die Aufrechterhal-
tung der öffentlichen Sinnordnung und die Anbindung des Individuums an diese
über die Zeit erfolgt, ohne notwendigerweise explizit zu werden. Berger und Luck-
mann weisen darauf hin, dass Plausibilisierungsleistungen des Individuums auch
in Routinezeiten und -situationen notwendig sind. Sie können nicht durch einen
bestehenden Konsens oder eine bestehende Geteiltheit eines Wissensbestands er-
klärt werden, da eine derartige Erklärung die Frage offenlassen würde, wie wieder-
um das Bestehen eines geteilten Konsenses angesichts der kontingenten Pluralität
von individuellen Erfahrungen in einer Gesellschaft möglich ist.

Die Geteiltheit von Sinn- und Bedeutungsordnungen – darunter Plausibilitäts-
strukturen – kann daher nicht als Gegebenheit, sondern nur als eine fortwährend
zu bewältigende Leistung begriffen werden, die in jedem Kommunikationsereignis
neu erbracht werden muss. Berger und Luckmann beziehen sich in ihrer Vorstellung
von zusammenhängenden Sinnstrukturen, die dem Individuum als externe Realit-
tät begegnen, auf eine Idee, über die auch in der Sprachphilosophie mittlerweile
Einigkeit zu herrschen scheint: dass Sinneinheiten ihren Sinn nicht im Verhältnis
zur gegenständlichen Welt erhalten, die sie bezeichnen, sondern im Verhältnis zu
anderen Sinneinheiten. Letztlich erhalten sie damit ihren Sinn in Relation zu ei-
nem Ganzen, das – je nach theoretischer Ausrichtung – in einem Zeichensystem,
einer Sprache oder einem System von Vorstellungen oder Überzeugungen bestehen

kann. Diese Vorstellung ist in unterschiedlichen Varianten des methodologischen Kollektivismus in der Soziologie (z.B. Durkheims Modell des Kollektivbewusstseins) oder des semantischen Holismus in der Philosophie (z.B. Wittgensteins Annahme holistischer Einbettungsverhältnisse von Sprachspielen in Lebensformen) vertreten worden.

Eine frühe Kritik am sinnstrukturellen Kollektivismus wie auch semantischen Holismus betrifft die mitgeführte Unterstellung einer Identität des Inhalts von Sinneinheiten bei sämtlichen Gesellschaftsmitgliedern als Voraussetzung für Interaktion und Intersubjektivität. Die Objektivität der gemeinsamen Wirklichkeit und die Natürlichkeit der geteilten Plausibilitätsstruktur kann nicht in einem von allen identisch geteilten Konsens bestehen. Denn die Auffassung, dass der begriffliche Gehalt einer einzelnen Sinneinheit – z.B. einer Plausibilitätszuschreibung oder Normalitätswahrnehmung – durch seine Beziehungen zur Gesamtheit der Sinnordnung – z.B. der gesamt- oder teilgesellschaftlichen Plausibilitätsstruktur – konstituiert wird, impliziert, dass jede Veränderung eines der Elemente des holistischen Zusammenhangs zumindest potentiell eine Änderung der anderen Elemente und ihrer Relationen untereinander mit sich bringt.

Besonders explizit wurde diese Auffassung im Strukturalismus von Claude Lévi-Strauss vertreten. Auch Berger und Luckmann betonen, dass Plausibilitätsstrukturen dem Individuum als externe Gegebenheiten erscheinen, auch wenn es sie, indem es sich an ihnen orientiert, reproduziert und schrittweise modifiziert. Ihr Modell ist das einer Dialektik von Internalisierung und Externalisierung mit Wissensbeständen und Objektivationen als jeweiligen Speichern. Ihre Lösung ist die Annahme permanent unsichtbar laufender Prozesse, die dafür sorgen, dass individuelle Plausibilisierungsleistungen und gesellschaftliche Plausibilitätsstrukturen kompatibel bleiben. Dabei bleibt unklar, worin diese Prozesse im Einzelnen bestehen.

Eine andere Möglichkeit für die Passung zwischen allgemein verfügbaren Plausibilitätsstrukturen und individuellen Plausibilisierungsleistungen wäre, den semantischen Holismus ganz zugunsten eines Atomismus aufzugeben. In diesem Fall würde sich die Plausibilität eines einzelnen Sinnelements (z.B. einer Aussage) allein an dessen Relation zu außersprachlichen Bedingungen messen. Sinn im Allgemeinen und Plausibilität im Besonderen allein an idiosynkratischen, gegenstandsbezogenen Kriterien festzumachen würde allerdings den sozialen und kulturellen Charakter von beidem ausblenden und in Erklärungsnot in Bezug auf geteilten Sinn und gemeinsames Handeln geraten.

Da letzteres nicht überzeugt, werde ich nun auf einige Lösungsvorschläge *innerhalb* des semantischen Holismus eingehen, um die Frage zu klären, wie die Prozesse der fortlaufenden Reproduktion von als geteilt unterstellbaren Plausibilitätsstrukturen genau ablaufen. Alle von mir nachfolgend besprochenen Autoren gehen unter Anerkennung der irreduzibel sozialen Dimension von Sprache davon aus, dass sprachliche Bedeutung – und mit ihr Plausibilität – ohne den Gedanken eines ge-

gebenen Konsenses erklärt werden muss, da ja sonst wiederum dessen Zustandekommen erklärt werden müsste. Vielmehr soll die Geteiltheit von sprachlichen oder anderen (z. B. praktischen) Sinnordnungen nicht als Voraussetzung von Kommunikation, sondern als ihr *Ergebnis* begriffen werden.

Die Autoren führen unterschiedliche Prozesse an, in denen diese Geteiltheit immer wieder aufs Neue erzeugt wird: die Beobachtung von Situationen, in denen von anderen Anwesenden Sinn kommuniziert wird, und deren Analogisierung mit eigenen Sinnzuschreibungen (Donald Davidson), die Enkulturation in eine weltoffene Tradition von Gründen (John McDowell), mehr oder weniger weltbezogene soziale Praktiken (Hubert Dreyfus; Charles Taylor) oder die Verhandlung von Konflikten und Differenzen, die Geteiltheiten explizieren und restituieren (Georg Bertram). Uneinigkeit herrscht darüber, welche Rolle das Mentale oder Konzeptuelle einnimmt, welcher Grad an Autonomie diesem gegenüber dem Sozialen oder Gegenständlichen zukommt und in welcher Relation es zum Verkörperten und Praktischen steht.

Davidson (2008) legt seiner Antwort auf die Frage, wie die Unterstellbarkeit geteilter Bedeutungs- und Plausibilitätsstrukturen zustande kommen kann, im Anschluss an Quine Situationen »radikaler Interpretation« (Davidson 2008: 183) zugrunde. In derartigen Situationen fehlen jegliche Mittel für die schrittweise semantische Erarbeitung einer Übersetzung auf der Basis geteilten Wissens, so dass eine Äußerung oder soziale Handlung nur dadurch verstanden werden kann, dass ihr Kontext beobachtet und sie mit eigenem Verhalten in einer analogen Situation korreliert wird. Nur wenn der/die Interpret:in die auf die gegenständliche Welt bezogenen Anhaltspunkte für die Äußerung einer anderen Person in ihrer eigenen Sprache artikuliert, kann sie sich deren Bedeutung erschließen. Um ein berühmtes Beispiel von Quine aufzugreifen: Er/sie beobachtet zum Beispiel, dass ein Kaninchen vorbeihoppelt und hört das Gegenüber »Gavagai« sagen. Daraufhin bildet er/sie die Hypothese, dass »Gavagai« wahrscheinlich »Kaninchen« oder »Guck mal, ein Kaninchen« oder »ein Kaninchen hoppelt vorbei« bedeutet. In Davidsons Szenario würden also zwei Sprecher-Interpret:innen aufgrund vieler gelungener gegenseitiger Interpretationen von Äußerungen die Sprache und Bedeutungsstruktur des/der jeweils anderen erlernen. Bedeutung konstituiert sich hier durch eine wechselseitige Abbildung von der in Äußerungen oder Handlungen eingebetteten Auseinandersetzung mit der gegenständlichen Welt.

McDowell setzt an die Stelle der wechselseitigen Beobachtung zwischen Ich und Du, die bei Davidson die soziale Keimzelle sprachlichen Verstehens bildet, die sprachliche Tradition eines Gemeinwesens. Für ihn bedeutet das Erlernen einer Sprache zugleich eine Einführung in eine spezifische sprachlich erschlossene Welt, die er als Tradition bezeichnet. McDowell konzeptualisiert eine Tradition im Anschluss an Wilfrid Sellars als »Raum der Gründe« (McDowell 1996: 70–84). In diesem wird eine Aussage durch andere Aussagen begründet und fungiert ihrerseits als

Grund für weitere Aussagen, was insgesamt als eine Plausibilitätsstruktur begriffen werden kann (ebd.: 125–126).

McDowell geht dabei davon aus, dass dieser Zusammenhang von Gründen einen *geschlossenen* Raum bildet, der nicht durch den Kontakt mit materieller Welt irritierbar ist. Die Einführung in eine Tradition basiert daher ebenfalls notwendigerweise und vornehmlich auf gelingenden sozialen Interaktionen. McDowell zufolge sind diejenigen, die in einer Tradition leben, zwar permanent mit neuen, unbekanntem Äußerungen anderer konfrontiert, die Plausibilität dieser Äußerungen basiert aber auf der Welt an Gründen, die ihnen bereits vertraut ist. McDowell sieht diese Verknüpfung von Äußerungen mit Gründen zwar als weltbezogen. Und obwohl er von »our unproblematic openness to the world« (ebd.: 111) sowie der Tatsache spricht, dass »we find ourselves always already engaged with the world« (ebd.: 155), charakterisiert er dieses Engagement nicht als praktisches, sondern als mental verankerte »conceptual activity« (ebd.: 111).

McDowell und Davidson vertreten also letztlich die Position, dass in Interaktionen eine mental verortete, konzeptuelle Struktur von weltbezogenen Aussagen, Plausibilitäten und Gründen etabliert wird. Dreyfus (2005, 2007) kritisiert diese starke Betonung des Konzeptuellen und der »mindedness« (Dreyfus 2007: 364) und betont demgegenüber auf der Basis von Martin Heidegger und Maurice Merleau-Ponty die Rolle, die verkörpertes Wissen bzw. die verkörperte Vertrautheit mit der Welt und ihren »affordances« für die Grundlegung von Plausibilität spielt. Als »affordances« bezeichnet Gibson (1986) unter Bezug auf Merleau-Ponty die Leistung von Dingen in der gegenständlichen Welt, verkörpertes Wissen zu aktivieren.

In vielen Situationen der Begegnung mit der gegenständlichen und sozialen Welt befinden wir uns in einem Zustand dessen, was Dreyfus »absorbed coping« (Dreyfus 2005: 61; Dreyfus 2007: 363) nennt: eine Vertieftheit in die Praxis. Wenn die Praxis reibungslos läuft und im Fluss ist, wird der Körper nicht als Instrument des Tuns erlebt, sondern die laufende Bewältigung der Praxis erfahren (Dreyfus 2007: 356). Der Körper wird als Medium unsichtbar. Natürlich kann die Praxis jederzeit unterbrochen und eine Erfahrung des Zurücktretens aus dem Fluss der laufenden Bewältigung und des Vortretens des Körpers gemacht werden, etwa im Fall einer körperlichen Verletzung. Der/die Akteur:in verbindet dann nur rückwirkend ein »Ich denke« mit der Bewältigung (Merleau-Ponty 1966: 160, 179). Aber während der Erfahrung des Tuns selbst war weder ein »Ich« anwesend, noch gab es eine Erfahrung »meines« Körpers als getrennt von dem Netzwerk von Affordanzen, die Handlungen aus ihm herausgelockt haben (vgl. Dreyfus 2007: 356).

Wie Heidegger im Fall der Türklinke noch deutlicher hervorhebt (Heidegger 1927: 67), muss ich, wenn ich zur Tür hinausgehe, nicht auf die Türklinke achten (gar an sie denken), sie als Türklinke sehen und schon gar nicht sehen, dass sie das Öffnen der Tür ermöglicht. Vielmehr, wie Merleau-Ponty den Prozess konzeptualisiert, antizipiert meine Hand, während ich mich der Tür nähere, einfach die Form

der Türklinke, und wenn ich die Türklinke erreiche, ›weiß‹ meine Hand (Merleau-Ponty 1966: 174, 366) um ihre Form, Textur und Materialität und drückt sie (Heidegger 1927: 76). Heidegger (1996: 107) weist darauf hin, dass als geteilt unterstelltes Wissen aus der gemeinsamen Vertrautheit mit dem Umgang mit solchen Dingen wie der Türklinke entspringt, die er als »Sichteilen in Wahrheit« bezeichnet. Sie bildet aus soziologischer Sicht eine praktisch produzierte Infrastruktur für als geteilt unterstellbare Plausibilitätsstrukturen. Damit das Wort Klinke sinnvoll und plausibel in einer Aussage verwendet werden kann, muss es bereits zuvor den Gesprächspartner:innen (praktisch) vertraut sein. Plausibilität wird so als fundiert in sequentiell organisierten, inkrementellen und responsiven (nicht selten ko-responsiven) Praktiken und der daraus resultierenden praktischen Vertrautheit mit der Welt und anderen Körpern verstanden (vgl. Goodwin 2017).

Taylor (1985) richtet sich ebenfalls gegen die von Dreyfus monierte Tatsache, dass Davidson und McDowell Theorien formulieren, die von einem Beobachter über ein beobachtetes, aber nicht beteiligtes Objekt aufgestellt werden. Im Falle von Davidsons radikaler Interpretation ergebe sich z.B. die Schwierigkeit, dass es in jeder Gemeinschaft mit einer Lebensweise, die sich von der eines Beobachters unterscheidet, für eine Vielzahl von Wörtern für soziale Phänomene – Tugenden, Laster, Gefühle, Sorgen, sozialen Ränge, Beziehungen und Praktiken – keine angemessene Übersetzung ins Englische gibt. Diese werden vielmehr überhaupt erst mit der Teilnahme am gesellschaftlichen Leben – in der ersten oder zweiten Sozialisation – erlernt (Taylor 1985: 275). Plausibilität bezieht sich nicht selten auf derartige Phänomene, über die nur unsicheres Wissen existiert, wie auch Berger und Luckmann unterstreichen. McDowell und Davidson überbetonen Repräsentationen und übersehen so die konstitutive Dimension der Sprache für soziale und epistemische Phänomene, so Taylor (ebd.: 255). Denn Sprache diene nicht nur dazu, Dinge zu beschreiben oder darzustellen (ebd.: 270). Jede Gesellschaft besitze zum Beispiel eine ganze Palette möglicher zwischenmenschlicher Beziehungen, verschiedene Abstufungen von Vertrautheit, Intimität oder Distanz, Gefühle, Ziele und Praktiken sowie Macht- und Eigentumsverhältnisse, die allesamt wesentlich in und durch Sprache realisiert werden (ebd.: 271, 275). Daher könne man nicht verstehen, wie sich Wörter auf Dinge beziehen, solange man nicht die Art der Tätigkeit kennt, in der sie auf Dinge bezogen werden (ebd.: 291). Man könne nicht verstehen, wie sich Äußerungen zu ihren Wahrheitsbedingungen oder ihren Behauptbarkeitsbedingungen verhalten, bis man die Natur der sozialen Tätigkeit, der Lebensform, in der sie so in Beziehung treten, verstanden hat (ebd.: 292).

Bertram (2017; Bertram et al. 2008) weist zudem darauf hin, dass, wer Sprache versteht, auch zugleich in der Lage ist, sich zu fragen, ob sprachliche Ausdrücke gegenüber der Welt und den anderen, mit denen man sich auseinandersetzt, angemessen sind oder nicht. Gerade hierin liegt, um Bertrams Argument auf das Thema dieses Textes zu beziehen, auch Plausibilität begründet. McDowells ›Offenheit zur

Welt« müsse daher auch bedeuten, sich Konflikten, Streit und Kritik auszusetzen (Bertram 2017: 363). Denn wenn Sprache in ihren Artikulationen nicht mehr hinterfragt wird, dann verliere sie an Bezug zur Welt und damit – so würde ich aus soziologischer Perspektive hinzufügen – an Plausibilität. Daher handle es sich auch weniger um eine gegebene Offenheit als um eine immer wieder zu erringende Öffnung zur gegenständlichen wie sozialen Welt. Die Welthaltigkeit von Sprache sei daher grundsätzlich als Bewegung zu begreifen: als eine immer wieder in Praktiken realisierte Öffnung.

An diesem Punkt setzt auch Bertrams Kritik an Davidson an: Es sei eben nicht der Normalfall, dass diejenigen, die sprachlich miteinander interagieren, wechselseitig allein Beobachter ihres jeweiligen sprachlichen Verhaltens sind und plausible eigene Sinnzuschreibungen produzieren. Denn sie verfügen von Anfang an über die Möglichkeit der Nachfrage *in situ*. Wenn das Gegenüber etwas äußert, das man nicht versteht, wird man nicht weiter beobachten und mentale Hypothesen bilden, sondern es fragen, wie seine Äußerung genau zu verstehen ist und wechselseitig zu einer plausiblen Rede über die Welt gelangen. Die Gemeinschaft ist so – das betont Bertram – letztlich eine der Differenz, der Kritik und des Konflikts und nicht wahlweise des absoluten Konsenses oder des kompletten Nichtverstehens. Und auch ein McDowell'scher ›Raum der Gründe‹, so Bertrams Argumentation, ist notwendigerweise mit einer ständigen Selbstbefragung der Gemeinschaft verbunden und kann daher niemals in sich geschlossen sein. Wer eine Sprache und soziale Plausibilitätsstrukturen verstehen lernt, so Bertram, lernt aus diesem Grund immer auch, sich in der Gemeinschaft mit anderen ständig selbst zu transformieren. Letztlich ziele die Einführung in eine sprachlich artikulierte Welt somit auf die Partizipation an einer konfliktiven Praxis.

kehrt man zu Berger und Luckmann zurück, dann stellt sich an dieser Stelle allerdings das Problem, dass die Instrumente der Plausibilitätswahrnehmung und -zuordnung selbst nur im Fall der Sekundärsozialisation zum Gegenstand des Konflikts werden können, während die primärsozialisierten Instrumente, die für die Austragung dieses Konflikts oder die Beobachtung von Differenz genutzt werden, als Bedingungen von deren Möglichkeit nicht selbst zum Gegenstand gemacht werden können.

In diesem Abschnitt habe ich mich mit dem Spannungsverhältnis befasst, dass soziale Akteure in ihrem von pragmatischen Motiven bestimmten Alltag von der quasi-natürlichen Gegebenheit von gesellschaftlichen Plausibilitätsstrukturen (etwa als im gesellschaftlich geteilten Wissensvorrat und dessen Semantiken sedimentiert) ausgehen, diese Plausibilitätsstrukturen aber tatsächlich permanent im sozialen Tun derselben sozialen Akteure reproduziert und modifiziert werden. Zur Beantwortung der Frage, wie genau Verständigung ohne Geteiltheit erfolgt und wie Plausibilität in der interaktionalen Praxis produziert werden kann, wenn die Geteiltheit von Plausibilitätsstrukturen nicht als gegebener mentaler Konsens voraus-

gesetzt werden kann, wurden verschiedene Modelle diskutiert. Überzeugt haben insbesondere die Modelle von Dreyfus, Taylor und Bertram, da sie sich als zur materialen Welt, zeitlichen Dynamik, situierten sozialen Interaktion und permanent modifikativen Praxis offen gezeigt haben. Plausibilitätsstrukturen erweisen sich so als Infrastrukturen, die sich in fortlaufenden Praktiken realisieren und ihre gegebene Geteiltheit nur vortäuschen. In Praktiken erweist sich, ob die gesellschaftlichen Plausibilitätsstrukturen ebenso wie die individuellen Plausibilisierungsleistungen weiterhin welthaltig sind, sowohl hinsichtlich der natürlichen als auch der sozialen Welt. Für die soziale Welt jedoch gilt, dass deren Prüfung auf Welthaltigkeit dem Paradox unterliegt, dass ihr nicht nur als externe Sphäre begegnet wird, sondern sie zugleich von denjenigen, die ihr begegnen, auch verfertigt wird. Hierzu komme ich im nächsten Abschnitt.

Zur Verfertigung plausibler sozialer Gegenstände

Oben habe ich gegen Bertrams These, dass die Teilnahme an einer konfliktiven Praxis die Reproduktion von gesellschaftlich geteilten Sinn- und Plausibilitätsstrukturen sicherstellt, den Einwand erbracht, dass die Instrumente der Plausibilitätswahrnehmung und -zuordnung selbst nur im Fall der Sekundärsozialisation zum Gegenstand des Konflikts werden können, während die primärsozialisierten Instrumente, die für die Austragung dieses Konflikts oder die Beobachtung von Differenz genutzt werden, als Bedingungen von deren Möglichkeit nicht selbst zum Gegenstand gemacht werden können. Dieser Einwand ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass auch die primärsozialisierten Instrumente, die zur Austragung des sekundärsozialisatorischen Konflikts genutzt werden, sich in der Begegnung mit der externen gegenständlichen und sozialen Welt bewähren müssen. Sie müssen sich als welthaltig und zugleich plausibilitätsfähig sowie auf eine allgemeine Sinnordnung beziehbar und mit anderen Elementen der Plausibilitätsstruktur relationierbar erweisen, um weiterhin ›tragfähig‹ zu bleiben. Wie Berger und Luckmann zu Recht feststellen, ist die Erfahrung ihres Versagens jedoch weitaus seltener. Versagen sie, so werden die Grundfesten der lebendigen Vertrautheit des Subjekts mit den gesellschaftlichen Plausibilitätsstrukturen wesentlich grundlegender erschüttert und erfolgen daher krisenhafter als im Fall sekundärsozialisierter Instrumente.

Auf der konstitutionslogischen (primärsozialisatorischen) Ebene ist es nun so, dass auch die sozialen Objekte, deren Plausibilität beobachtet, bewertet, diskutiert, zur Prüfung der bestehenden Plausibilitätsstruktur genutzt und in ihrer Welthaltigkeit relevant gemacht wird, zugleich selbst hergestellt werden – oft von denselben Personen, die ihre Plausibilität auch bewerten. Dies bedeutet, dass die Prüfung auf die Welthaltigkeit von Elementen der Plausibilitätsstruktur bzw. subjektiven Plausibilitätszuschreibungen und Plausibilisierungsleistungen letztlich *zirkulär* verläuft.

Mit diesem Paradox hat sich Harold Garfinkel mit seiner *Ethnomethodologie* (Garfinkel 1967a) unter Rückgriff auf Aron Gurwitschs und Merleau-Pontys Philosophie befasst. Garfinkel ist der Ansicht, dass soziale Objekte bzw. die Gesellschaft insgesamt, um extern, objektiv und zwingend zu erscheinen, die eigene Gemachtheit vor sich selbst, d.h. vor denjenigen, die sie tatsächlich ›produzieren‹, verbergen und als externe Gegebenheit darstellen müssen.

Garfinkel nutzt Gurwitschs phänomenologische Gestalttheorie, um zu bestimmen, wie sich soziale Objekte konstituieren, an denen sich Teilnehmer:innen in Handlungssituationen zwar orientieren, von denen ihre eigenen Handlungen und Praktiken oft jedoch selbst wesentlicher Teil sind. Garfinkel bezieht sich damit auf eine Theorietradition, die unterstellt, dass Gegenstände nicht aktiv von den sie Wahrnehmenden konstruiert werden, sondern – hierbei bezieht er sich auf Gurwitsch – sich auf eine »non-egologische« Weise konstituieren (Gurwitsch 1941). Ihm zufolge erfolgt die Integration von einzelnen Sinnesdaten zu einem sinntragenden, gestalthaften Ganzen nicht durch das aktive, fokussierende Tun des Egos, sondern geschieht oft unfreiwillig. Das berühmte Hasen-Enten-Bild zum Beispiel ändert seine Bedeutung manchmal plötzlich und ohne Kontrolle von Seiten Egos, sondern durch autochthone Bewusstseinsleistungen.

Gurwitschs Konzeption unterscheidet sich damit fundamental von Alfred Schütz' egologischer Konzeption des Akteurs, auf die sich Berger und Luckmann in ihrer Theorie der subjektiven Wirklichkeit beziehen. Bei Schütz führt das biographisch geprägte Ego aktiv Kontrollen und Entscheidungen durch und spielt eine entscheidende Rolle bei der Ausführung intentionaler Handlungen. Es wählt nach seinem Wissen und seinen Beweggründen aus der Masse der Gegenstände der Alltagswelt diejenigen aus, die für es selbst – intrinsisch oder auferlegt – relevant sind. Es interpretiert auch die Handlungen anderer im Hinblick auf mögliche Motive, die es erklären können. Gurwitsch (1941) hingegen verwirft das Ego als Ort der Intentionalität und Instanz der fokussierten Wahrnehmung und betont stattdessen die Autonomie und Selbstregulation von Bedeutungsstrukturen und Bedeutungsprozessen.

Garfinkel übernimmt die Grundposition einer von Intentionen im wesentlichen unabhängigen Selbstorganisation der Wahrnehmung und überträgt sie auf den Bereich des Sozialen. Er betont dabei, dass soziale Objekte notwendigerweise dynamisch sind und sich zeitlich entfalten. Sie sind daher permanent flüchtig – die Akteure verfertigen sie zwar, können aber niemals zu ihnen zurückkehren (Garfinkel 2021: 26–27). Zugleich befinden sich Teilnehmer:innen im Inneren sozialer Gestaltgebilde – diese werden also nicht nur wahrgenommen, sondern gleichzeitig auch praktisch und interaktionell produziert, um wechselseitig in der Interaktionssituation als Teil der sozialen Realität wahrnehmbar, bezeugbar, beobachtbar und berichtbar zu sein sowie praktisch weitergeführt zu werden. Garfinkel betont somit die Unabhängigkeit der Objekteigenschaften vom Ich und dessen Relevanzen. Ihm

geht es um soziale Situationen als Phänomenfelder, um deren spezifischen Eigenschaften und die zu ihnen gehörigen Praktiken.

Da soziale Sinn- und Plausibilitätsstrukturen nicht als Gegebenheiten konzeptualisiert werden können, argumentiert Garfinkel, dass soziale Handlungen und Äußerungen in der Situation ihre eigenen relevanten Kontexte evozieren, ihren Sinn aber zugleich durch ihre Verweise auf diesen impliziten und allseits mitgedachten Kontext erhalten (Garfinkel 2002: 129). Hierzu reinterpretiert Garfinkel Karl Mannheims »dokumentarische Methode der Interpretation« (Garfinkel 1964) als Praxis von Mitgliedern einer Gesellschaft, durch die sich soziale Ordnung bzw. Struktur und soziale Handlungen wechselseitig konstituieren. Für Garfinkel ist dies eine Methode der Plausibilisierung, die im Alltag omnipräsent ist: Die Teilnehmer:innen an einer Situation behandeln eine tatsächliche Erscheinung als ›das Dokument von‹, ›Hinweis auf‹ und ›stellvertretend für‹ ein unterstelltes zugrundeliegendes Muster. Das zugrundeliegende Muster wird nicht nur aus den einzelnen dokumentarischen Belegen abgeleitet, sondern die einzelnen dokumentarischen Belege werden ihrerseits auf der Grundlage dessen interpretiert, was über das zugrundeliegende Muster bekannt ist bzw. unterstellt wird. Beides wird verwendet, um das jeweils andere zu erhellen (Garfinkel 1967a: 78). Die sozialen Plausibilitätsstrukturen entstehen also erst dadurch, dass die Akteure sich in ihrem Handeln implizit an ihnen orientieren, und werden dann von Sozialforscher:innen mit methodischen Verfahren, die sich implizit ebenfalls an diesen Strukturen orientieren, wiederentdeckt (ebd.: Kap. 3). Aus diesem Zusammenspiel von Kontextdefinitionen und -erwartungen und Handlungsbeobachtungen bzw. Äußerungsrezipienz entsteht im Fall sozialer Objekte Plausibilität.

Denn im Bereich des Sozialen verweisen die Details von Handlungen und Praktiken ständig auf mögliche Kontexte, während Kontexte spezifische Handlungen und Praktiken als ihre typischen Details vorhersehbar machen. Da soziale Objekte sich in der Zeit bewegen, verweisen sie auch sequenziell auf mögliche, erwartbare, noch kommende Details oder Rekonfigurationen der Gebilde. Was in diesem Prozess des Verweisens geschieht, kann laut Garfinkel (Garfinkel 1967a: 182) mit dem phänomenologischen Konzept der ›Appräsentation‹ erklärt werden, für das er ein Beispiel von Dreyfus und Dreyfus (Dreyfus/Dreyfus 1964: xi) heranzieht: Wenn ich zum Beispiel einen Gegenstand wie ein Haus von vorne wahrnehme, ist die Rückseite an dieser Wahrnehmung nicht nur als mögliche Wahrnehmung beteiligt, die meiner Meinung nach erzeugt werden könnte, wenn ich um das Haus gehe, noch ist sie eine notwendige Implikation des Konzepts ›Haus‹. Stattdessen wird die Rückseite als tatsächlich mitanwesend erlebt, verborgen, aber angedeutet durch das Erscheinen der Vorderseite. Wir sagen normalerweise auch nicht, dass wir die Vorderseite eines Hauses sehen, sondern, dass wir ein Haus von vorne sehen. Entsprechend ist das Verhältnis zwischen Handlung und Kontext oder auch zwischen gesellschaftli-

chen Plausibilitätsstrukturen und individuellen Plausibilisierungsleistungen zu sehen.

Im sozialen Leben kommen, so Garfinkel, solche sozialen Dinge ständig und zahlreich vor – davon jedes mit von den Teilnehmer:innen gemeinsam wahrnehmbaren Details, die zwar gesehen werden, aber unbemerkt bleiben (Garfinkel/Livingston 2003: 26). Dies ist auch die theoretische Grundlage für Garfinkels Re-Interpretation von Durkheims Diktum, dass die objektive Realität sozialer Tatsachen nicht das erkenntnistheoretische *Grundprinzip* der Soziologie, sondern ihr *Forschungsgegenstand* ist (Garfinkel 2002: 65–66). Die Ethnomethodologie interessiert sich für die Schritte, mit der die Gesellschaft ihre Aktivitäten zur Organisation sozialer Objekte vor ihren Mitgliedern verbirgt und sie so dazu bringt, ihre Merkmale als sie »von außen her bestimmende«, aber »von ihnen unabhängige Dinge« zu sehen (Garfinkel 1967a: 182, 288, unter Verweis auf Durkheim 1984: 126, hier zitiert nach der deutschen Fassung). Es gilt, dieses unvermeidliche Vorurteil über die objektive Existenz der Welt, das Garfinkel (ebd.: 182) mit Merleau-Pontys Konzept des »*préjugé du monde*« (»das Vorurteil zugunsten der objektiven Welt«; Merleau-Ponty 1966: 6) fasst, soziologisch aufzuklären.

Garfinkels Theorie soll mit einem Beispiel illustriert werden: In einer Fallstudie zum *Suicide Prevention Center* in Los Angeles beschreibt Garfinkel (Garfinkel 1967b) exemplarisch für die allgemeine Sinn- bzw., in Berger und Luckmanns Worten, Plausibilitätsstruktur sozialer Situationen die interpretativen Praktiken, mittels derer die Gutachter:innen des Zentrums auf Anweisung eines Gerichtsmediziners die Ursachen von plötzlichen, unnatürlichen Todesfällen rekonstruieren, im Hinblick auf Suizidalität interpretieren, beurteilen und erklären. Bei ihrer Arbeit haben es die Gutachter:innen mit einer Unzahl an heterogenen Spuren, Materialien, körperlichen Zuständen, zeitlichen und örtlichen Gegebenheiten des Leichenfundorts, Notizen, Zeugenaussagen und anderen diffusen Hinterlassenschaften zu tun, die in einen plausiblen Zusammenhang gebracht werden müssen. Und da jeder Fall – wie jedes einzelne Leben – singulär ist, ist es für die Gutachter:innen eine immer offene Frage, wie breit sie bei einem Fall die Suche nach weiteren Spuren anlegen und wie weit zurück sie in der Biographie des Toten gehen sollen. Für die Gutachter:innen ist daher, wie Garfinkel (ebd.: 177) herausarbeitet, evident, dass ihre interpretative Arbeit prinzipiell unter partikularen, auch kontingenten Umständen erfolgt, die nur schwer expliziert werden können.

Zwar haben die Gutachter:innen des Centers ein solches als geteilt unterstelltes Wissen über die Besonderheiten ihrer Arbeit (die zeitlichen Zwänge, die begrenzten Ressourcen, die formalen Vorgaben etc.), und sie zeigen in ihrem Verhalten, dass dieses Wissen handlungswirksame Bedeutung für sie hat. Doch zwischen diesem Wissen und den von Augenblick zu Augenblick anfallenden praktischen Entscheidungen in der Bearbeitung eines Falles gibt es keine direkte Korrespondenz. Wie in anderen Arbeitskontexten ist das praktische Entscheiden der Gutachter:in-

nen immer vorläufig, erscheint jedoch unter den jeweiligen Bedingungen rational und plausibel, da unterstellt wird, dass »unter den gegebenen Umständen jeder so entscheiden würde« (ebd.: 173). Gleiches gilt für soziale Situationen im Allgemeinen: Ein Kennzeichen von Plausibilität ist gerade, dass sie immer in dieser Form vorläufig und auf die Umstände bezogen ist.

Zu den Besonderheiten zählen nicht nur die jeweiligen Eigenarten eines Falles, sondern auch die Umstände der gutachterlichen Tätigkeit, also der Kontext der Gutachter:innenarbeit, zu dem etwa die Antizipation der Perspektiven und Erwartungen aller anderen Beteiligten (der Angehörigen, des Sheriffs, der Rechtsmediziner, der Anwälte usw.) zählen. Der Kontext der Gutachter:innentätigkeit erweist sich damit als Konstruktion, die durch diese Untersuchungs- und Interpretationspraktiken der Gutachter:innen selbst fortlaufend erzeugt wird. Die Plausibilität und Rationalität der Entscheidungen der Gutachter:innen und das organisatorische Setting des *Suicide Prevention Center* stehen also nicht in einer externen Beziehung zueinander, sondern sind *reflexiv* ineinander verschränkt.

Die reflexive Kopplung von Handlung und Kontext charakterisiert auch die zentrale Tätigkeit der Gutachter:innen im *Center*, Berichte über die von ihnen untersuchten Todesfälle anzufertigen. Es wäre ein grundsätzlicher Fehler, diese Berichte – in Garfinkels Diktion: *accounts* – aus ihrem Entstehungs- und Verwendungskontext herauszulösen und aus einer externen Perspektive als dekontextualisierte Dokumente zu betrachten. Denn diese Berichte sind erstens ein konstitutiver Bestandteil des Settings innerhalb dessen sie erstellt werden (und nicht etwa ein ›Spiegel‹ oder repräsentierendes Dokument einer unabhängig davon existierenden Situation). Zweitens nehmen sie auch ihren ›Kontext‹ in sich auf und machen so die Arbeit und die Spezifik des Centers als soziale Organisation erkennbar. »Members' accounts«, sagt Garfinkel daher, »are constituent features of the settings that they make observable« (ebd.: 182).

Todesfälle, *Suicide Prevention Center* und Gutachterberichte sind damit reflexiv aufeinander bezogen und unauflöslich miteinander verzahnt. Im Vollzug der Untersuchungs- und Interpretationsarbeit der Gutachter:innen erhält eine Leiche eine Vorgeschichte und wird so als Resultat eines Suizids plausibel und sichtbar gemacht; die Berichte liefern gewissermaßen praktische Erklärungen, wie es zu dem Todesfall kam. Als Organisation wendet das *Suicide Prevention Center* praktische Verfahren an, mittels derer ungeklärte Todesfälle plausibilisiert und ihre Geschichte berichtbar gemacht werden. Zugleich aber erhält die Organisation durch eben diese praktischen Verfahren ihren Charakter als strukturierte, funktionierende, rationale Institution (ebd.: 185). Wann immer die Gutachter:innen in ihren Berichten in Bezug auf den von ihnen untersuchten Fall Alltagsaktivitäten beschreiben (z.B.: ›Herr K. telefonierte am Abend mit seiner Mutter‹), machen sie diese durch ihre Art des Berichtens (*accounting*) als vertraute Alltagsaktivitäten erkenn- und verstehbar (*accountable*), die in der betreffenden Situation plausibel ist.

Garfinkel sieht, dass diese reflexive Konstellation eine höchst widersprüchliche Leistung beinhaltet, die er mit dem Ausdruck »another first time« (Garfinkel 2002: 98) oder »each next first time« (ebd.: 216) bezeichnet. Die Gutachter:innen erkennen einerseits vor dem Hintergrund eines individuellen Lebens die Besonderheit einer Handlung (ihre ›first time-ness‹), doch indem sie sie beschreiben, machen sie diese Handlung als bekannte und vertraute Aktivität (ihre ›another-ness‹) plausibel. Sie demonstrieren (und produzieren) auf diese Weise die Gleichförmigkeit sozialer Situationen und Werte, Normen und Regeln (d.h. ›Kultur« im Sinne von Talcott Parsons). Plausibilisierung ist also ein Motor für soziale Stabilisierung und Kontinuierung, für die Herstellung von Handlungskoordination und Intersubjektivität bzw. von sozialer Ordnung überhaupt.

Garfinkel zufolge sind die Beteiligten selbst an diesem reflexiven Zusammenhang uninteressiert (ebd.: 182) – ja, sie können diesen reflexiven Zusammenhang gar nicht sehen, da sie nur *vermittels* dieser Reflexivität sehen. Wenn allerdings die Soziologie diesen Zusammenhang ebenfalls ignoriert, verbleibt sie im Modus des »practical sociological reasoning« (Garfinkel 1967: vii u.ö.) der Alltagspersonen, anstatt diesen Sachverhalt ihrerseits als soziale Tatsache zum Thema zu machen.

Durch die Art und Weise, wie das *Suicid Prevention Center* seine internen Prozesse und Aktivitäten organisiert, realisiert es sich als geordnetes Umfeld, dessen Eigenschaften und Vorgänge *accountable* (im Zweifelsfall erläuternbar) und damit stets praktisch plausibel sind. Generalisierend formuliert Garfinkel: In genau der Art und Weise, wie ein soziales Setting – sei es das *Center* oder eine spontane Warteschlange – organisiert ist, besteht es aus den Methoden der beteiligten Akteur:innen, mit denen die Operationen dieses Settings als kohärente, planvolle, konsistente, kenntnisreiche, einheitliche, reproduzierbare, d.h. als rationale und plausible Aktivitäten sichtbar werden (ebd.: 185). Indem sie ihre Praktiken rational erscheinen lassen, als rational und sinnhaft kenntlich machen und so geordnet und plausibel erscheinen lassen, sorgen sie für die soziale Ordnung, die von Soziologen dann mit der Unterstellung, dass hier ein abstrakter, den Akteuren nicht zugänglicher Kausalnexus am Werk sei, als objektives Merkmal von Gesellschaft oder sozialer Struktur beschrieben wird.

Aus der Perspektive Garfinkels ist also die Plausibilität sozialer Sachverhalte durch das Spannungsverhältnis gekennzeichnet, dass sie zwar extern erscheinen, tatsächlich aber bereits von sozial Handelnden so verfertigt wurden, dass sie plausibel und extern und so quasi-natürlich erscheinen. Die Produktion plausibler Sachverhalte oder Aussagen ist eng verknüpft mit ihrer antizipierten Rezeption. Plausible soziale Phänomene werden mithin nicht nur nach Kriterien der Plausibilität interpretiert, sondern auch bereits verfertigt.

Gerade für den Bereich sozialer Phänomene erscheint es aus der hier vertretenen soziologischen Perspektive daher sinnvoll, Plausibilität als von einer Sinninfrastruktur unterbaut zu begreifen, mit der der soziale Alltag organisiert wird und die

sich, wie ich in diesem Text zu zeigen versucht habe, in praktischer Weltbegegnung reproduziert. Wie auch für andere Infrastrukturen charakteristisch bleibt diese Sinninfrastruktur fast immer implizit und unausgesprochen. Sie ist zugleich aber generativ, indem sie die Normalität und Verstehbarkeit des Alltags sicherstellt. Vor allem in Fällen von Störung wird sie prekär und expliziert. Die prinzipielle Explizierbarkeit wird aber als Potentialität in allen Praktiken immer mitgeführt.

Fazit

Plausibilität wird oft an Kriterien der Kausalität oder Wahrscheinlichkeit gebunden. Im Bereich sozialer Gegenstände nimmt Plausibilität jedoch, wie wir gesehen haben, insofern eine Sonderrolle ein, als sie sich auf ein Feld von Hintergrundwissen und -annahmen bezieht, die erstens gesellschaftlich institutionalisiert sind, zweitens nicht gegeben oder extern, sondern durch eine praktische Infrastruktur unterstützt sind, und drittens – gerade im Falle sozialer Phänomene – von sozialen Akteuren in ihren Praktiken selbst immer wieder aufs Neue hergestellt werden. Das heißt: die Kriterien zur Bewertung der Plausibilität eines Phänomens stammen aus ebenso sozial verfertigten Ressourcen wie das Phänomen selbst. Die *Common-Sense*-Annahme, dass soziale Objekte – z.B. Sinnstrukturen – gegeben und extern sind, obwohl sie von denjenigen, denen sie so erscheinen, selbst verfertigt werden, hat Merleau-Ponty »das Vorurteil zugunsten der objektiven Welt« (Merleau-Ponty 1966: 6) genannt. Die Welt erscheint uns plausibel, weil, wie Merleau-Ponty (unter Bezug auf Scheler) es ausdrückt, sie eine »Kryptomechanik« beinhaltet, die ihre Verfertigkeit rückwirkend verdeckt (ebd.: 6). Diese »Kryptomechanik« (wir können sie auch als »Infrastruktur« bezeichnen) der natürlichen Intuition muss durchbrochen werden, um die paradoxalen Wechselwirkungen zwischen gesellschaftlichen Plausibilitätsstrukturen und fraglichem Phänomen zu durchschauen (ebd.: 58). Merleau-Ponty selbst nutzt zahlreiche Erkenntnismittel, um das Verborgene aufzudecken: Beschreibungen von Wahrnehmungszusammenbrüchen, der Erfahrungen hirngeschädigter Personen oder die Malerei von Künstlern wie Cezanne, die das menschliche und gesellschaftliche »*préjugé du monde*« aufdecken können.

Plausibilität beruht damit auf einer fortwährend operierenden praktischen Infrastruktur. Denn die grundlegende Ebene des Seins in der Welt ist nicht das Mentale, sondern die Praxis mit ihren nicht-begrifflichen, materialen Begegnungs- und Bewältigungsvollzügen. Mit ihr beginnt das Erfassen von Plausibilität, und was erfasst wird, sind keine einheitlichen, propositionalen Strukturen, die beobachtet und in Gedanken durchgespielt werden, sondern Affordanzen zum praktischen Tun. Die praktische Infrastruktur von Plausibilität operiert somit, wie ich argumentiere, nicht mit Kriterien von Logik oder Wahrscheinlichkeit, sondern mit Kriterien der Vertrautheit mit gesellschaftlich verbürgten Plausibilitätsstrukturen.

Diese produziert sich in immer wiederkehrenden sinnhaften Welt- und Sozialbegegnungen und bildet eine notwendige Infrastruktur für die Bewertung der Plausibilität von Einzelphänomenen.

Literaturverzeichnis

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1966): *The Social Construction of Reality*. New York: Penguin.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bertram, Georg W. (2017): »Die konfliktive Dimension sprachlicher Weltverständnisse. Eine Revision der interaktionistischen Positionen Davidsons und McDowells«, in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 42:3, S. 355–371.
- Bertram, Georg W. et al. (2008): *In der Welt der Sprache. Konsequenzen des semantischen Holismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Davidson, Donald (2008): »Der soziale Aspekt der Sprache«, in: Ders., *Wahrheit, Sprache und Geschichte*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 181–205
- Dreyfus, Hubert L. (2005): »Overcoming the Myth of the Mental. How Philosophers Can Profit from the Phenomenology of Everyday Expertise«, in: *Proceedings and Addresses of the American Philosophical Association* 79:2, S. 47–65.
- Dreyfus, Hubert L. (2007): »The Return of the Myth of the Mental«, in: *Inquiry* 50, S. 352–265.
- Dreyfus, Hubert L./Dreyfus, Patricia A. (1964): »Translators' Introduction«, in: Maurice Merleau-Ponty, *Sense and Non-Sense*, Evanston: Northwestern University Press, S. ix-xxvii.
- Durkheim, Emile (1984): *Die Regeln der soziologischen Methode*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Garfinkel, Harold (1967a): *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Garfinkel, Harold (1967b): »Practical Sociological Reasoning. Some Features in the Work of the Los Angeles Suicide Prevention Center«, in: Edward S. Shneidman (Hg.), *Essays in Self Destruction*, New York: Science House, S. 171–287.
- Garfinkel, Harold (2002): *Ethnomethodology's Program. Working out Durkheim's Aphorism*, Lanham: Rowman & Littlefield.
- Garfinkel, Harold (2021): »Ethnomethodological Misreading of Aron Gurwitsch on the Phenomenal Field«, in: *Human Studies* 44, S. 19–42.
- Garfinkel, Harold/Livingston, Eric (2003): »Phenomenal Field Properties of Order in Formatted Queues and their Neglected Standing in the Current Situation of Inquiry«, in: *Visual Studies* 18:1, S. 21–28.

- Gibson, James J. (1986): *The Ecological Approach to Visual Perception*, Hillsdale: Erlbaum.
- Goodwin, Charles (2017): *Co-Operative Action*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Gurwitsch, Aron (1941): »A Non-Egological Conception of Consciousness«, in: *Philosophy and Phenomenological Research* 1:3, S. 325–338.
- Heidegger, Martin (1927): *Sein und Zeit*, Tübingen: Niemeyer.
- Heidegger, Martin (1996): *Einleitung in die Philosophie*, Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann.
- Luckmann, Thomas (1980): »Über die Grenzen der Sozialwelt«, in: Ders., *Lebenswelt und Gesellschaft*, Paderborn: Schöningh, S. 56–92.
- Mannheim, Karl (1964): »Beiträge zur Theorie der Weltanschauungsinterpretation«, in: Ders., *Wissenssoziologie*, Neuwied: Luchterhand, S. 91–154.
- McDowell, John (1996): *Mind and World*, Cambridge: Harvard University Press.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin: de Gruyter.
- Taylor, Charles (1985): »Theories of Meaning«, in: Ders., *Human Agency and Language. Philosophical Papers 1*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 248–292.
- Winko, Simone (2015): »Zur Plausibilität als Beurteilungskriterium literaturwissenschaftlicher Interpretationen«, in: Andrea Albrecht et al. (Hg.): *Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens*, Berlin/Boston: de Gruyter, S. 483–512.

Plausibilität, Interpretation und das Reflexionsgleichgewicht in der Philosophie

Jacob Rosenthal

Problematisierung des Selbstverständlichen

Eine wichtige Art philosophischer Fragen richtet sich auf bestimmte grundsätzliche Aspekte des *common sense*: auf das Alltägliche, normalerweise nicht Hinterfragte, das ›uns allen‹ (einer vage abgegrenzten Gemeinschaft von Menschen oder sogar allen Menschen) selbstverständlich ist. Solche Selbstverständlichkeiten bilden den (theoretischen) Hintergrund unserer Lebensformen und stehen normalerweise nicht selbst zur Diskussion. Es handelt sich bei ihnen nicht um Plausibilitäten, sondern um etwas, das allen bloßen Plausibilitäten voraus- und zugrunde liegt.¹

Dies lässt sich anhand von zwei Beispielen illustrieren. Moralische Normen sind für das menschliche Zusammenleben in jeder Form zentral, und ihre Autorität oder Geltung wird innerhalb der betreffenden Gemeinschaft in der Regel als selbstverständlich vorausgesetzt. Auf Übertretungen reagieren die Betroffenen und auch unbeteiligte Dritte oft mit heftigen Emotionen und gegebenenfalls Sanktionen. Bestimmte Dinge, so die im Hintergrund stehende Idee, muss man (in einer bestimmten Rolle und Situation) einfach tun, andere darf man nicht tun, sie sind Tabu. Aber was steckt hinter der beanspruchten Autorität dieser Verhaltensnormen? Worauf gründet sie sich? Diese Frage wird normalerweise nicht aufgeworfen, auch wenn im Einzelnen über Normen, ihre Anwendung und Auslegung gestritten wird.

Ein zweites Beispiel, das die wissenschaftliche Methodik betrifft: Für die Naturwissenschaften ist das methodisch kontrollierte Lernen aus Erfahrung zentral. Die Verallgemeinerung von Beobachtungen gehört zum Kern ihres Geschäfts. Auch wenn solche Verallgemeinerungen häufig fehlgehen und im Lichte neuer Beobachtungen korrigiert werden, besteht im Allgemeinen kein Zweifel an der Vernünftigkeit und weitgehenden Sicherheit induktiver Methoden, wenn sie regulär (zum Beispiel gemäß den etablierten Verfahren der schließenden Statistik) angewendet wer-

1 Ich verwende den Begriff der Plausibilität daher anders als MEYER in diesem Band, der Plausibilitäten eine fundamentale, wengleich immer ungesicherte und fluktuierende Stellung zuweist.

den. Das Humesche Induktionsproblem, das in der Frage besteht, warum man *überhaupt* berechtigt ist, aus gewissen beobachteten Fällen auf andere zu schließen, also Beobachtungen zu verallgemeinern, ist der *scientific community* und naturwissenschaftlichen Praxis fern und fremd, auch wenn im Einzelnen über bestimmte Verallgemeinerungen und Methoden erhebliche Uneinigkeit herrscht.

In *Über Gewißheit* thematisiert Ludwig Wittgenstein, dass jede menschliche Lebensform solcher Überzeugungen bedarf. Er vergleicht sie mit den Angeln oder Scharnieren einer Tür (Wittgenstein 1970: §§ 341, 343) oder einem Flussbett (ebd.: §§ 96, 97, 99).² Unsere Praktiken sind wie eine Tür, die sich nur sinnvoll, funktional, bewegen kann, wenn sie von Angeln oder Scharnieren gehalten wird, und der Fluss braucht ein Bett, in dem er dahinströmen kann. Die ›Angelsätze‹ fungieren als unbezweifelte Gewissheiten, aber nicht, weil sie bewiesen oder begründet wären, sondern weil Begründungen bei ihnen enden. Ein Zweifel an ihnen wird daher in der Regel mit Unverständnis aufgenommen oder nicht ernstgenommen: mit einem ungläubigen Blick quittiert, oder einer Bemerkung wie: ›Ach Unsinn!‹ oder: ›Worauf willst du hinaus?‹ Die Angelsätze stehen nicht ›an sich‹ fest, sondern bilden den Hintergrund bestimmter Lebensformen, die zusammen mit ihnen unterminiert werden, verschwinden oder sich grundlegend verändern können. Das Flussbett kann sich verlagern, und es verlagert sich tatsächlich im Laufe der Zeit, und zwar auch und gerade durch die Bewegung des Flusses, die aber nichtsdestoweniger ein solches Bett voraussetzt.

Bei weitem nicht alle Angelsätze haben philosophischen Charakter, und umgekehrt knüpfen sich nicht alle philosophischen Problemstellungen an Angelsätze. Die grundsätzlicheren Fragestellungen der Philosophie können aber sämtlich so verstanden werden, dass sie solche Sätze betreffen. Diese spielen ihre Rolle im Hintergrund und werden außerhalb des Philosophierens niemals *allen Ernstes* thematisch; wenn dies doch der Fall ist, haben sie ihre Rolle ausgespielt. Daher nehmen philosophische Fragen, die solche Selbstverständlichkeiten problematisieren, häufig eine skeptische Form an und werden leicht so wahrgenommen, als wolle jemand in destruktiver und spitzfindiger Weise in Frage stellen, was doch jedem klar ist. Sogleich finden sich dann philosophische Verteidiger des *common sense*, die diesen bei der Defensivoperation möglichst nicht antasten wollen. Beide Phänomene gehören zum philosophischen Geschäft: das Erheben (vermeintlich) skeptischer Einwände und die oft eher oberflächliche Reaktion darauf. Im Kern geht es aber um bestimmte grundsätzliche Aspekte ›unseres‹ Weltbildes, wie die Autorität moralischer Normen oder den Status verallgemeinernder Schlüsse aus der Erfahrung.

Es scheint nun schwierig zu sein, gesicherte Erkenntnisse über diese Gegenstände oder definitive Antworten auf die dazu gehörigen allgemeinen und grundsätzlichen Fragen zu erlangen. Die Philosophie ist dafür kaum besser gerüstet als

2 Siehe dazu Gutschmidt 2016: Abschnitt 2.

das Alltagsdenken, denn sie verfügt über keine spezifischen Erkenntnismethoden. Auch wenn in ihr manchmal feine Beobachtungen angestellt und sorgfältige Argumente aufgestellt werden, handelt es sich dabei methodisch nur um das Alltagsdenken selbst, das versucht, mit seinen eigenen fundamentalen Voraussetzungen zurande zu kommen. Von philosophischen Konzeptionen und Theorien ist deshalb bestenfalls *Plausibilität* zu erwarten. Das ist die erste Hinsicht, in der das Merkmal der Plausibilität, das in der Philosophie selbst nur wenig thematisiert wird, für ihr Verständnis wesentlich ist.

Dabei ergeben sich eigentümliche Verfremdungseffekte, indem die besagten Selbstverständlichkeiten, sobald sie ernsthaft befragt werden, nicht durch eben solche Selbstverständlichkeiten abgestützt werden können, sondern durch spekulative Konstruktionen und Theorieansätze, die höchstens Plausibilität für sich beanspruchen können. Daher kann die ursprüngliche Selbstverständlichkeit bestenfalls ihrem Inhalt nach rekonstruiert, aber nicht in ihrem Status als Selbstverständlichkeit wiedergewonnen werden, auch wenn ihre Verteidiger dies intendieren. Das liegt nicht nur daran, dass sich, wenn die Reflexion einmal begonnen hat, der Zustand der Unschuld nicht wieder herstellen lässt, sondern auch und vor allem an der Art der Ergebnisse dieser Reflexion. Wenn beispielsweise das humesche Induktionsproblem ernsthaft aufgeworfen wird, ist darauf keine Antwort zu finden, die geeignet wäre, die ursprüngliche Art und den ursprünglichen Grad des Vertrauens zum induktiven Vorgehen wiederzugewinnen.³ Analoges gilt für die anderen fundamentalen Themen und Fragestellungen der Philosophie.

Auch in einer zweiten Hinsicht ist Plausibilität für die Philosophie zentral, insofern nämlich philosophische Auseinandersetzungen normalerweise ergebnislos verlaufen. In ihnen wird bestenfalls eine Verständigung, aber kein Konsens erzielt. Das gilt nicht nur für die bisher angesprochenen fundamentalen Fragestellungen, sondern auch für alle anderen, die als philosophisch gelten, zum Beispiel in der angewandten Ethik. Teilweise verhandelt die Philosophie in ihrer zeitlichen Entwicklung sogar immer wieder dieselben oder zumindest ähnliche Fragen, und in Bezug auf diese treten immer wieder ähnliche Positionen in jeweils zeitgemäßer Einkleidung auf. Es gibt *insofern* bei der Behandlung vieler Themen keinen grundsätzlichen Fortschritt in der Philosophie, ein Faktum, das manchmal als »Skandal der Philosophie« bezeichnet wird. Es wird wohl niemals Einigkeit erzielt werden, ob und in welchem Sinne es objektive Werte gibt, woher die Autorität moralischer Normen rührt, ob der Mensch einen freien Willen hat, ob und wie das Induktionsproblem zu lösen ist, und so weiter. Bei allen erheblichen Fortschritten und Klärungen im Detail, die im Übrigen in der weiteren Entwicklung häufig wieder in Vergessenheit geraten oder auch einfach übergangen werden, gibt es keine allgemein akzeptierten Antworten auf philosophische Fragen und daher keinen Fundus an gesichertem

3 Was hierbei allenfalls, aber auch immerhin, möglich ist, zeigt Schurz (2019).

Wissen, auf den sich aufbauen und der sich stetig erweitern ließe. Die Philosophie lässt sich daher nur eingeschränkt als ein intersubjektives Erkenntnisunternehmen begreifen, oder schärfer: Sofern sie als ein solches begriffen wird, ist sie weitgehend ein Fehlschlag.

Im Anschluss an Thomas Kuhn könnte man die Philosophie als eine Proto-Wissenschaft bezeichnen, die in einem »vorparadigmatischen« Stadium der konkurrierenden Schulen, Systeme und Ansichten verharret und sich nicht zu einer eigentlichen Wissenschaft fortentwickelt (Kuhn 1962: Kap. 2).⁴ Innerhalb philosophischer Traditionen findet wohl manchmal eine Art Fortschritt statt, der von Ferne an die Ausarbeitung eines Paradigmas im kuhnschen Sinne erinnert. Aber die Schulen und Traditionen stehen in Austausch und Konkurrenz und befinden sich selbst stark im Wandel, sie bilden keine fixen Parallelstrukturen, die sich jeweils folgerichtig entwickeln. Daher beginnt jede philosophierende Person mit ihren Fragen und Überlegungen in gewisser Weise von Neuem, und das Gebäude, das als Antwort auf die Fragen zu errichten wäre, kann immer wieder nur skizziert, niemals aufgeführt werden. Plausibilität ist darum das Äußerste, was sich in der Philosophie erreichen lässt.

Philosophie als Deutungsunternehmen

Philosophie, aufgefasst als ein intersubjektives Erkenntnisunternehmen, ist weitgehend ein Fehlschlag. Damit ist nicht gemeint, dass keine der philosophischen Positionen in ihrem Bereich die Wahrheit trifft, und noch nicht einmal, dass man es nicht wissen könnte, wenn sie es täte. Sondern gemeint ist, dass diese Wahrheit, sofern sie vertreten wird, oder dieses Wissen, sofern es vorhanden ist, innerhalb der Philosophie typischerweise keine breite Akzeptanz findet, sondern einfach als eine der diversen konkurrierenden Positionen auftreten muss und behandelt wird. Die zutreffende oder objektiv am besten begründete Position, sofern es sie gibt, genießt in der philosophischen Diskussion keine Privilegien. Man sieht das daran, dass zu den meisten philosophischen Fragen die divergierendsten Ansichten vertreten werden und ein Konsens nicht in Sicht ist.

Diejenigen Erkenntnisse, die die Philosophie nichtsdestoweniger in konsensueller Weise liefert, sind typischerweise hypothetischer, konditionaler Natur. Sie betreffen Implikationen: dass man, wenn man eine Position bestimmter Art vertritt, die-und-die Annahmen machen, die-und-die Konsequenzen in Kauf nehmen und

4 Kuhns Gegenstand sind die Naturwissenschaften, aber seine Schilderung des vorparadigmatischen Zustandes mit seinen charakteristischen Merkmalen trifft auf jedes (tatsächliche oder vermeintliche) Erkenntnisunternehmen zu, bei dem die Protagonisten über die Grundsätze, Grundbegriffe und Grundtatsachen ihres Gebietes keine Einigkeit herstellen können.

die-und-die Probleme lösen muss. Dagegen ist über nicht-hypothetische Aussagen kaum Konsens zu erzielen. Was eine Philosophin hier gerne bejaht, ist eine zweite gerade noch zu akzeptieren bereit, und hält eine dritte für untragbar. Des einen *modus ponens* ist des anderen *modus tollens*.⁵ Man könnte die Philosophie daher als die Wissenschaft von Implikationen bei Fragen grundsätzlicher Natur ansehen und betreiben. Sie hat womöglich genügend gesicherte Erkenntnisse konditionaler Struktur zu bieten. Von einer Wissenschaft erwarten wir aber mehr: Aussagen darüber, wie sich die Dinge in einem bestimmten Bereich verhalten. Das Aufdecken von Zusammenhängen und Implikationen, so wichtig es ist, ist doch vor allem deshalb wichtig, weil es hilft herauszufinden, wie die Dinge (wahrscheinlich) liegen – und zwar ›unbedingt‹. An dieser Stelle ist es in der Philosophie mit dem Konsens vorbei.

Wenn also nicht als intersubjektives Erkenntnisunternehmen – als eine Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes –, als was sollte man Philosophie dann auffassen? Man kann sie alternativ als das Unterfangen der Deutung oder Interpretation der Phänomene in einem bestimmten Bereich, und letztlich der Welt und der *conditio humana* insgesamt ansehen. Solche Deutungen versuchen zu respektieren, was ›wir‹ zu wissen meinen, aber in diesem Rahmen sind sie weitgehend frei.

Beispielsweise bemühen sich in der neueren Diskussion um die Willensfreiheit die meisten Beteiligten, die Ergebnisse der Neurowissenschaften zu akkommodieren. Davon gibt es Ausnahmen, was nur zu erwarten ist, weil die Relevanz der empirischen Wissenschaften für ›uns‹ gerade eine derjenigen Selbstverständlichkeiten ist, die von der Philosophie hinterfragt werden können. Aber auch wenn man diesen Gesichtspunkt ausklammert: Die neurowissenschaftlichen Befunde können verschieden interpretiert werden, und Interpretationen, die in ihnen eine Widerlegung der Willensfreiheit oder sogar der kausalen Wirksamkeit des Wollens erblicken wollen, sind nichts weniger als zwingend (siehe z.B. Walter 2016: Kap. 5). So geht die philosophische Diskussion um die Willensfreiheit im Grundsatz ähnlich weiter wie zuvor, mit denselben Positionen wie zuvor, nur dass sie in den neurowissenschaftlichen Experimenten und Resultaten einen neuen Aspekt erhält, der in einer vollständigen Behandlung des Themas zu berücksichtigen ist. Die Deutungs- aufgabe der Philosophie ist durch die neuartigen Befunde nicht erleichtert oder reduziert, sondern nur komplexer geworden.

In ähnlicher Weise gibt es in vielen Feldern der Philosophie alternative Konzeptionen, die in unterschiedlichen Varianten immer aufs Neue vertreten werden. Konkurrierende Interpretationen derselben Sache sind als Dauerzustand weit weniger verwunderlich als verschiedene Theorien im Rahmen eines Erkenntnisunter-

5 A sagt: Weil q aus p folgt und p wahr (oder zumindest plausibel) ist, ist auch q wahr (oder zumindest plausibel). Dagegen sagt B: Weil q aus p folgt und q falsch (oder zumindest unplausibel) ist, ist auch p falsch (oder wenigstens unplausibel). Beide sind sich über das Konditional ›wenn p , dann q ‹ einig.

nehmens. Es lässt sich geradezu sagen, dass in dem Moment, wo eine Frage geklärt wird, sie aufhört, eine philosophische zu sein. Damit lässt sich vereinfachend weiterhin sagen, dass sich die einzelnen Wissenschaften historisch jeweils in einer Phase von der Philosophie emanzipierten, als in ihrem Gebiet Wissen erlangt und der Bereich der Spekulation verlassen werden konnte. Umgekehrt kehren alle Einzelwissenschaften unvermeidlich zur Philosophie zurück, wenn sie ihre eigenen Grundlagen thematisieren.

Die Idee der Philosophie als Interpretation kann insbesondere ihr spezielles Verhältnis zu ihrer eigenen Geschichte erklären, ein Verhältnis, das bei einem reinen oder hauptsächlichen Erkenntnisunternehmen unverständlich wäre. Die philosophischen Klassiker sind die Quellen möglicher Deutungen der Phänomene in wichtigen Bereichen. Durch ihre Originalität haben sie neue Möglichkeiten erschlossen oder geschaffen, die Welt und den Menschen anzuschauen. Wer sich mit einer dieser Möglichkeiten näher beschäftigen möchte, beginnt am besten bei den entsprechenden klassischen Texten. In der Auseinandersetzung mit ihnen stellen sich wiederum Interpretationsprobleme, nun in Bezug auf die richtige Lesart der Texte, die als solche so interessant sind, dass sich viele Personen in der Philosophie fast nur mit diesen beschäftigen. Dabei lässt sich oft kaum sagen, wo Fragen der Textauslegung enden und systematische Überlegungen beginnen. Das philosophische Leben der Klassiker endet nicht mit ihrem Tod, ihr Werk wird von nachfolgenden Generationen immer wieder und immer neu interpretiert und dadurch fortgeführt (siehe Korsgaard 2022: Abschnitt 7). Eine solche Entwicklung entspricht durchaus nicht einem erfolgreichen Erkenntnisunternehmen, dessen systematischer Charakter ganz von selbst eine deutliche Trennung zwischen dem Fach und seiner Geschichte bedingt.

Da es in philosophischen Konzeptionen und Theorien recht verstanden weniger um Erkenntnisse als um die Interpretation oder Deutung der Phänomene in einem bestimmten Bereich geht, ist der Wahrscheinlichkeitsbegriff bereits zu spezifisch für ihre Bewertung. ›Plausibilität‹ im weitesten Sinne ist offener und für philosophische Konzeptionen passender. Es kann stark divergierende Deutungen oder Interpretationen derselben Sache geben, bei denen man von einem übergeordneten Standpunkt aus erkennen kann, dass sie alle eine gewisse Plausibilität aufweisen, indem sie jeweils an verschiedene Gesichtspunkte anknüpfen und verschiedene Überlegungen in den Mittelpunkt stellen. Während man von unvereinbaren (Systemen von) Aussagen nicht sagen kann, sie seien allesamt wahrscheinlich – die Wahrscheinlichkeit der einen geht immer auf Kosten der Wahrscheinlichkeit der anderen – lässt sich konsistent sagen, verschiedene konkurrierende Deutungen derselben Sache seien allesamt (jede auf ihre Weise) plausibel.⁶

6 Zur Entstehung des modernen Wahrscheinlichkeitsbegriffs und der neuartigen Semantik der Wahrscheinlichkeit im 17. Jahrhundert siehe SCHLÖGL in diesem Band.

Das wird innerhalb der philosophischen Auseinandersetzung naturgemäß nur selten eingeräumt, weil es ihren Witz untergräbt. Wenn man eine bestimmte Position argumentativ starkmachen möchte, muss man für sie zumindest Wahrscheinlichkeit beanspruchen und die Alternativen als unwahrscheinlich hinstellen. Während sich eine bloße Möglichenheitswissenschaft im Prinzip konsensuell betreiben ließe, ist der Versuch, eine bestimmte Deutung gegen Alternativen durchzusetzen oder auch nur als die wahrscheinlichere zu erweisen, besonders konfliktträchtig, eben weil durchschlagende Argumente nicht zu haben sind. Eine Entscheidung wird in solchen Auseinandersetzungen de facto niemals herbeigeführt und lässt sich in vielen Fällen auch rational nicht herbeiführen. Das trägt zu der Schärfe bei, die philosophische Auseinandersetzungen tendenziell annehmen. Die wechselseitige Unduldsamkeit bis hin zu Verfolgungstendenzen unter Philosophen trat bereits in der Antike deutlich hervor. Oft stehen Weltanschauungen gegeneinander, das Vertrauen in den ›zwanglosen Zwang des besseren Arguments‹ ist begrenzt.

In den empirischen Wissenschaften gibt es zumal in Zeiten von Paradigmenkrisen und -wechseln ebenfalls heftige Auseinandersetzungen, bei denen dann auch philosophische Gesichtspunkte eine wesentliche Rolle spielen, die in diesen Wissenschaften normalerweise in den Hintergrund treten (Kuhn 1962: Kap. 8, 9, 10). Aber anders als in der Philosophie kommen solche Auseinandersetzungen zum Ziel, und oft recht schnell. Das liegt primär an der viel größeren Beobachtungsnähe erfahrungswissenschaftlicher im Gegensatz zu philosophischen Konzeptionen. Auch letztere beruhen auf Beobachtungen und ›Daten‹ oder beziehen sie ein, aber meist nicht in einer so spezifischen Weise, dass weitere oder genauere Beobachtungen eine Entscheidung zwischen konkurrierenden Theorien herbeiführen könnten.

Einige Besonderheiten kommen hinzu. Die ›Daten‹ oder Beobachtungen, die den philosophischen Entwürfen zugrunde liegen oder von ihnen berücksichtigt werden, werden nicht allgemein geteilt. Das betrifft weniger ihren ›äußeren‹ Teil, den sie mit den empirischen Wissenschaften gemeinsam haben, als ihren ›inneren‹ Teil. Man spricht bei letzterem auch von der *Phänomenologie* eines Bereichs und den diesbezüglichen *Intuitionen*, die für die Entwicklung philosophischer Konzeptionen wichtig sind. Es geht dabei darum, was ›wir‹ in Bezug auf bestimmte Dinge sagen, denken, fühlen, beziehungsweise kontrafaktisch: was ›wir‹ in gewissen mehr oder weniger hypothetischen Fällen denken, fühlen oder sagen *würden*. Der Skopus dieses ›wir‹ wird kaum jemals thematisch, aber in der Regel wird durch die Art der Verwendung eine universelle Geltung suggeriert.⁷ Es gibt allerdings keinerlei Ge-

7 Cavell (2002: 35) spricht, bezogen auf die autobiographische Dimension des Philosophierens, von einer »notwendigen Arroganz« der Philosophie, die in der Behauptung liege, »dass die Philosophie für die Menschheit, für alle spricht«. Für den Hinweis auf diese Stelle danke ich Martin Hurni.

währ, dass die Phänomenologie eines Bereichs über verschiedene Individuen oder Kulturen hinweg einheitlich ist, und häufig finden sich Hinweise auf das Gegenteil. Die Philosophie unternimmt nur wenig, um diesen Punkt abzusichern. Tatsächlich scheint es bei diesem Material erhebliche intersubjektive und interkulturelle Unterschiede zu geben. Sofern diese beim Philosophieren überhaupt berücksichtigt werden, geschieht das nicht in systematischer Weise.⁸

Weiterhin müssen solche Phänomene, sofern sie nicht bereits sprachlicher Natur sind, konzeptualisiert und versprachlicht werden, um in eine Theoriebildung eingehen zu können. Welches ist die richtige oder eine adäquate Beschreibung für sie? Die Antwort darauf hängt unter anderem von der Theorie ab, auf die jemand hinausmöchte, und manchmal fehlt es allein deshalb an einer von den konkurrierenden Positionen geteilten Beschreibung. Jede Beschreibung ist bereits ›theoriebeladen‹. Während dies ein allgemeines Merkmal menschlicher Erkenntnisbemühungen ist, zeigt sich die hohe Sprachabhängigkeit speziell des Philosophierens darin, dass man philosophische Texte in der Originalsprache lesen muss, um sie richtig zu verstehen, und vollständig adäquate Übersetzungen in vielen Fällen nicht möglich sind. Man braucht dabei gar nicht an die berühmt-berüchtigten idiosynkratischen Sprachschöpfungen und -verwendungen bestimmter philosophischer Klassiker zu denken. Auch nüchterne Begriffsanalysen lassen sich bisweilen nicht einmal vom Englischen ins Deutsche übertragen, und so kann sich herausstellen, dass jemand beim Philosophieren, ohne es zu bemerken, stark von Eigenarten der verwendeten Sprache beeinflusst ist. Bei einer philosophischen Methode, die sich vor allem auf vermeintliches Alltagswissen sowie begriffliche und phänomenologische Analysen stützt, ist das tatsächlich kaum zu vermeiden. Die partielle Gebundenheit des Philosophierens an eine bestimmte Sprache steht in einem eigentümlichen Kontrast zu den weitreichenden Ansprüchen, die für seine Inhalte in der Regel erhoben werden.

Ein Beispiel dafür bietet John Rawls' einflussreiche Theorie der Gerechtigkeit. Rawls bestimmt Gerechtigkeit als Fairness. Dies ist der Titel sowohl seiner ersten als auch seiner letzten Publikation zum Thema, das ihn sein gesamtes philosophisches Leben hindurch beschäftigt hat (Rawls 1958, 2001). ›Fairness‹, ›fair‹ und ›unfair‹ sind Wörter der englischen Sprache, die in anderen Sprachen keine semantischen Äquivalente haben, auch keine näherungsweisen, weswegen sie u.a. ins Deutsche als Lehnwörter übernommen wurden.⁹ Ihre Anwendungen weisen mit dem Begriff der

8 Die relativ junge Strömung der experimentellen Philosophie möchte das besser machen, tendiert aber dazu, individuelle Unterschiede in den Reaktionen ihrer Probanden auf ›Performanzfehler‹ zu schieben und sich an die jeweiligen Mehrheitsvoten zu halten, um die Fiktion einer geteilten Phänomenologie und Begriffsverwendung aufrecht zu erhalten. Siehe dazu Rosenthal 2014.

9 Siehe dazu die äußerst erhellenden Ausführungen von Wierzbicka (2006: Kap. 5). Ich danke Lutz Wingert für den Hinweis auf diese Autorin.

Gerechtigkeit eine Schnittmenge auf, aber nur jemandem, dessen Muttersprache das Englische ist, konnte es einfallen, Gerechtigkeit durch Fairness zu *erläutern* und dadurch eine bestimmte Theorie der Gerechtigkeit in informativer Weise auf den Begriff bringen zu wollen. Noch mehr: Die gesamte (keineswegs nur von Rawls vorgenommene) Übertragung der Idee des *fair play* aus der Sphäre von Sport und Spiel auf gesellschaftliche Einrichtungen und das menschliche Zusammenleben insgesamt, so dass Fairness als Grundphänomen und sogar Kern der Moral erscheinen kann, ist ein hochgradig kulturspezifisches Phänomen. Die entsprechenden Konzeptionen könnten prinzipiell nichtsdestoweniger in einem normativen Sinne universell gültig sein, sie können sich aber nicht auf eine entsprechend universelle Phänomenologie stützen. Keineswegs denken alle Menschen immer schon in Begriffen der Fairness (das heißt, mithilfe von sprachlichen Ausdrücken, die mit dem englischen ›fair‹ oder ›unfair‹ semantisch grob äquivalent sind) über menschliches Zusammenleben oder gesellschaftliche Einrichtungen nach. Eine kulturübergreifende Phänomenologie der Moral, falls es so etwas gibt, könnte nicht mit diesen Begriffen operieren.

Schließlich nehmen philosophische Konzeptionen desselben (grob umrissenen) Bereichs innerhalb seiner oft sehr unterschiedliche Gewichtungen vor. Sie knüpfen an verschiedene Phänomene oder Typen von Beispielen an, die sie als paradigmatisch in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen, während sie andere erst indirekt im Rahmen ihrer Theoriebildung zu erschließen versuchen und noch andere als unwesentlich oder untypisch beiseitesetzen. Dem entspricht, dass gleichlaufende Intuitionen intersubjektiv unterschiedlich gewichtet werden können. Auch dieser Aspekt spielt eine wichtige Rolle bei der Divergenz philosophischer Theoriebildungen.

Alle diese Gesichtspunkte lassen sich durch den Begriff der Plausibilität gut einfangen, aber ebenso, so scheint es, durch den der subjektiven Wahrscheinlichkeit. Bei der Auffassung von Wahrscheinlichkeiten als kohärenten subjektiven Überzeugungsgraden lässt sich, wenn man von der Quantifikation einmal absieht, zunächst kein großer Unterschied zum Begriff der Plausibilität erkennen. Im Falle der subjektiven Wahrscheinlichkeiten existieren nun aber Konvergenzresultate, deren Voraussetzung unter anderem die besagte Quantifikation ist. Ihnen zufolge nähern sich zwei epistemische Subjekte, die mit unterschiedlichen Wahrscheinlichkeiten beginnen (sogenannten a-priori-Wahrscheinlichkeiten), durch geteilte Beobachtungen, über deren Resultate sie sich allerdings einig sein müssen, in ihren Wahrscheinlichkeitseinschätzungen immer mehr an (siehe Schurz 2015: Abschnitte 9.5, 9.6). Dadurch werden die ursprünglich rein subjektiven Wahrscheinlichkeiten mehr und mehr zu intersubjektiven, so dass für die entsprechenden Aussagen doch eine Art Objektivität beansprucht werden kann. Diese für die Anwendungen der Theorie subjektiver Wahrscheinlichkeit typischen und insbesondere für eine entsprechende Interpretation der Wahrscheinlichkeitsrechnung und Statistik we-

sentlichen Konvergenzresultate sind jedoch auf die empirischen Wissenschaften mit ihrer vergleichsweise klaren Unterscheidung zwischen Daten und Hypothesen zugeschnitten. Für die Philosophie sind sie wegen deren relativer Beobachtungsdistanz kaum relevant, was dazu passt, dass sich in ihr in der Tat keine Konvergenz der Auffassungen zeigt. Daher, und weil er keine Quantifizierung nahelegt, ist der Begriff der Plausibilität für die Philosophie angemessener.

Eine weitere Differenz zwischen Plausibilität und subjektiver Wahrscheinlichkeit ist die erwähnte Unmöglichkeit, mehrere alternative Theorien sämtlich als wahrscheinlich zu bezeichnen, genauer: zwei unvereinbaren Theorien jeweils eine Wahrscheinlichkeit größer als 50 % zuzusprechen, während man sie durchaus beide als plausibel bezeichnen kann. Auf einer Meta-Ebene lässt sich von alternativen philosophischen Konzeptionen im Prinzip sagen, beide böten plausible, wenn auch verschiedene Deutungen desselben Phänomenkreises an. Man kann aber von keinem Standpunkt aus sagen, beide seien wahrscheinlich. Ähnlich kann man von zwei sich ausschließenden Rekonstruktionen einer historischen Episode sagen, beide seien plausibel, aber nicht, beide seien wahrscheinlich. Wenn man die eine tatsächlich für (sehr) wahrscheinlich hält, muss man die andere für (sehr) unwahrscheinlich halten.

Darüber hinaus lässt sich Plausibilität sogar in Kontexten aussagen, wo von Wahrheit nicht die Rede sein kann. Wahrscheinlichkeit gibt es nur im Hinblick auf Wahrheit, als Zwischenstadium auf dem Weg zur Gewissheit. Auch wo sich solche nicht erlangen lässt, sich vielleicht prinzipiell nicht erlangen lässt, so dass wir als erkennende Subjekte dauerhaft auf Vermutungen oder Spekulationen angewiesen sind, müssen wir, sobald wir Wahrscheinlichkeiten ansetzen, annehmen, dass es die Wahrheit, wenngleich verborgen, *gibt*. Plausibilität kann dagegen auch *lediglich* eine Sache der Interpretation sein, wenn man beispielsweise von der Interpretation eines Textes sagt, sie sei plausibel, ohne sich dadurch darauf festzulegen, dass Interpretationen wahr oder richtig im eigentlichen Sinne des Wortes sein können. Falsch können sie allerdings sein, insofern die Möglichkeit besteht, dass sie das Interpretandum einfach deutlich verfehlen, aber es gibt möglicherweise kein feststehendes Faktum, welche von den plausiblen Interpretationen die richtige ist. Wenn dem so ist, zeigt der Begriff der Plausibilität nicht länger ein epistemisches Defizit an und kann sogar zum höchsten zur Verfügung stehenden Prädikat avancieren (siehe Winko 2015).

Plausibilität ist also ein zentrales und nur zum Teil objektivierbares Kriterium der Theorienwahl in der Philosophie, die es eher als mit der erkennenden Durchdringung mit der Deutung oder Interpretation von Phänomenbereichen zu tun hat. Insbesondere beruht die Plausibilität einer philosophischen Konzeption auch auf nicht-epistemischen Gesichtspunkten wie beispielsweise dem Verlangen, aus persönlichen, moralischen oder politischen Gründen an einem bestimmten Welt- oder Menschenbild festzuhalten. Philosophische Konzeptionen antworten zum Teil wie

Weltanschauungen auf andere Bedürfnisse als das nach Erkenntnis, und das letztere kann dabei sogar zurücktreten. Dass das normalerweise nicht eingeräumt oder heruntergespielt wird, ist aus der Situation des Behauptens verständlich, dennoch hängt die bevorzugte Interpretation eines Phänomenbereichs kaum jemals allein von epistemischen Gesichtspunkten ab.¹⁰ Viel mehr als bei empirisch-wissenschaftlichen Theorien ist der persönliche Geschmack im weitesten Sinne des Wortes als Grund dafür, bestimmte Konzeptionen für plausibel zu halten, in der Philosophie von Gewicht, und weit seltener geschieht es, dass als anziehend empfundene Konzeptionen unter dem Druck der ›Daten‹ mit Bedauern verabschiedet werden. All das passt gut zu der Etymologie und dem ursprünglichen Sinn von Plausibilität als ›Applauswürdigkeit‹.

Wie ist dann zu erklären, dass philosophische Konzeptionen oft durchaus merkwürdige und unplausible Aspekte und Konsequenzen haben? Dafür gibt es mindestens zwei Gründe, die beide damit zu tun haben, dass, salopp gesagt, Plausibilität nicht alles ist. Erstens besteht der Witz jeglicher Theoriebildung darin, einen bestimmten Phänomenbereich aus wenigen Grundgedanken zu erschließen. Dazu passt die Auffassung, Erklärung sei nichts anderes als Vereinheitlichung: Zurückführung der Komplexität und Vielfalt der Phänomene auf wenige Grundprinzipien. So kann es dazu kommen, dass eine Theorie, wenn sie nur genügend Substanz hat, in gewissen Hinsichten auch unplausible Konsequenzen hat, was ihr von ihren Kritikern dann als ›kontraintuitiv‹ vorgehalten wird. Das ist regelmäßig der Preis für eine einheitliche und gleichzeitig substanzielle Konzeption eines größeren Bereichs. Beispielsweise gibt es in der Moralphilosophie gute Gründe dafür, die moralischen Normen als das Ergebnis einer Übereinkunft zwischen Individuen aufzufassen. Diese Idee lässt sich sehr verschieden ausbuchstabieren, und es gibt dafür insbesondere ›hobbessche‹ und ›kantische‹ Ansätze. Alle Theorien dieser Art haben aber Schwierigkeiten, Tiere in die Moral einzubeziehen, und auch solche Menschen, die nicht (noch nicht, nicht mehr) vernunft- und vertragsfähig sind. Auch wenn sich diese Probleme nicht befriedigend lösen lassen sollten, wäre es fragwürdig und ist es jedenfalls nicht zwingend, diese Konzeptionen allein deshalb zurückzuweisen. Es ist sehr wohl möglich, dass sie (bzw. eine bestimmte Variante davon) *alles in allem* die plausibelste rationale Rekonstruktion der Moral bieten, eine Rekonstruktion, die uns besser als alternative Auffassungen verstehen lässt, was es mit der Moral ›auf sich hat‹, warum sie also diejenigen Aspekte, Formen und Inhalte hat, mit denen sie uns begegnet, und inwiefern ihre Normen Autorität beanspruchen können.

10 Eine systematische Verarbeitung nicht-epistemischer Gesichtspunkte findet in Kants Postulatenlehre statt (Kant 1971 [1788]: 119–146). Die Postulate der ›reinen praktischen Vernunft‹ sind Kant zufolge die Freiheit des Willens, die Unsterblichkeit der Seele und die Existenz Gottes. Dass Kant das so explizit machen konnte, hängt mit seiner Auffassung vom Primat der praktischen gegenüber der theoretischen Philosophie zusammen.

Konzeptionen, die alles gleichmäßig abdecken, allen ›Intuitionen‹ gleichermaßen gerecht werden wollen, vermitteln dagegen in der Regel kein tieferes Verständnis der Phänomene. Die Forderungen der Plausibilität im Einzelnen und der Erhellung und Systematisierung im Großen stehen daher in einer Spannung zueinander, und es wäre sowohl möglich, die Systematisierung als ein weiteres und mit der Plausibilisierung potentiell konkurrierendes Desiderat anzusehen, als auch, globale und lokale Plausibilität gegeneinander zu stellen.

Während Plausibilität der Tendenz nach konservativ ist – das Vertraute oder ihm Ähnliche wirkt plausibel, das Unerwartete wird als kontraintuitiv, schräg oder sogar unverständlich zurückgewiesen – gibt es zweitens auch den Effekt, dass ein Entwurf gerade aufgrund seiner Originalität anziehend wirkt, als eine Möglichkeit, einen bestimmten Phänomenbereich auf eine ganz andere Weise anzuschauen als bisher. Wenn eine Konzeption derart durch Neuartigkeit besticht, kann gerade das Unplausible, paradox Wirkende zu ihrer Akzeptanz beitragen. Im günstigsten Fall werden diese Merkmale geschickt kombiniert: So ist es dem Einfluss einer philosophischen Konzeption sicherlich zuträglich, wenn sie im Ergebnis weitgehend sagt oder zu sagen scheint, was das jeweilige Publikum hören möchte – das ist die ›Applauswürdigkeit‹ –, es aber nicht auf eine altbekannte Weise sagt und auch nicht auf den bekannten Wegen dorthin gelangt, sondern durch tatsächlich oder vermeintlich neue Ansätze, Ideen und Wendungen: das ist der Gesichtspunkt der Originalität.¹¹ Der Reiz der Neuartigkeit ist unter verschiedenen anderen Faktoren auch dafür verantwortlich, dass es in der Philosophie immer wieder zu einem Wechsel der Mode in Bezug auf die herrschenden Themen und Theorien kommt, und entsprechend können sich die Einschätzungen ändern, was als plausibel und was als unplausibel anzusehen ist.

Das Reflexionsgleichgewicht

In der Idee des sogenannten *Reflexions-* oder *Überlegungsgleichgewichts* als einer bestimmten philosophischen Theorie der philosophischen Methode findet die Plausibilität ihren expliziten Niederschlag in der Philosophie. Die Philosophie zieht, wie eingangs bemerkt, Überzeugungen, die ihre Rolle im Alltag im argumentativen Hintergrund spielen, ›vor die Linse‹, so dass sie explizit in Argumentationszusammenhängen erscheinen. Das ist eine Pointe der Rede von ›Reflexion‹. Die Bezeichnung *reflective equilibrium* wurde von Nelson Goodman im Kontext der Rechtfertigung von Prinzipien deduktiven und induktiven Schließens geprägt, stammt also ursprünglich aus der Philosophie der Logik (Goodman 1955: § 3.2). Sie erlangte große Bekanntheit durch John Rawls im Zusammenhang mit der Begründung seiner Gerech-

11 Diesen Gedanken verdanke ich Peter Stemmer.

tigkeitsprinzipien (Rawls 1971: §§ 4, 9, 87). Grundsätzlich handelt es sich beim Reflexionsgleichgewicht um eine bestimmte Rechtfertigungsmethode beziehungsweise um das Ergebnis der Anwendung dieser Methode: Einerseits spricht man von ›Anwendung des Reflexionsgleichgewichts‹ – damit ist dann ein Verfahren gemeint –, andererseits davon, dass sich bestimmte Überzeugungen ›im Reflexionsgleichgewicht befinden‹ oder in ein solches gebracht werden sollen – damit ist dann das Ergebnis des Verfahrens gemeint. Ihren Vertretern zufolge ist die Methode des Reflexionsgleichgewichts für die Philosophie charakteristisch.

Ausgangsmaterial der Methode sind die bereits erwähnten ›Intuitionen‹ oder, bei Rawls, ›wohlerwogene Urteile‹ (*considered judgments*). Die Rede von Intuitionen steht nicht für die Inhalte oder Produkte eines besonderen Erkenntnisvermögens, sondern vorgeblich harmlos für das, was ›wir‹ zu bestimmten Fällen sagen würden, ohne dabei bereits explizit philosophische Theorien oder Prinzipien zur Anwendung zu bringen.¹² Die philosophische Theoriebildung hat unsere ›vortheoretischen‹ Einschätzungen und Urteile zu berücksichtigen, sofern sie einigermaßen durchdacht und stabil sind: daher die Rede von wohlerwogenen Urteilen. Man kann das Prädikat auch streichen und die Auffassung vertreten, dass die nicht-wohlerwogenen Urteile durch die Methode des Reflexionsgleichgewichts selber aussortiert werden und dies bereits als eine Anwendung der Methode konzipiert werden sollte, anstatt in ihren Ausgangspunkt eingespeist zu werden (Schmidt 2022: Abschnitt 6.2.1). Die Gehalte solcher Intuitionen oder wohlerwogenen Urteile variieren in ihrer Allgemeinheit. In der Logik sind Schlussfiguren in ihrer abstrakten Form manchmal unmittelbar einleuchtend und sogar einleuchtender als in bestimmten Anwendungen, und dasselbe könnte für gewisse Prinzipien der Gerechtigkeit gelten. Typischerweise sind aber allgemeine Prinzipien erst ein Resultat der Theoriebildung, auf das sie abzielt, und sind intuitive Einschätzungen etwas, das auf vergleichsweise konkrete Fälle oder Falltypen bezogen ist.

Man geht also, so die Idee, bei der philosophischen Theoriebildung von dem aus, was man vortheoretisch für wahr oder plausibel hält. Das Prädikat ›vortheoretisch‹ darf dabei keinesfalls wörtlich genommen werden, denn jede Einschätzung, die als Ausgangspunkt der philosophischen Theoriebildung in Frage kommt, weist bereits theoretische Aspekte in einem weiten Sinne des Wortes auf. Zudem sind wir beim Urteilen über Sachverhalte aller Art von verschiedenen in das Alltagsdenken eingesunkenen Theoriestücken (›Theorie‹ jetzt im engeren Sinne verstanden)

12 Wie häufig in der Philosophie ist die Begrifflichkeit nicht einheitlich und lädt dadurch zu Missverständnissen ein. In einigen Bereichen der Philosophie gibt es ›Intuitionismus‹ als eigenständige Position, wobei Intuitionen konzeptionell sehr wohl an ein besonderes Erkenntnisvermögen geknüpft sind und, damit einhergehend, einen anspruchsvollen fundierenden Status zugesprochen bekommen, der mit der Methode des Reflexionsgleichgewichts *prima facie* unvereinbar ist.

und Teilen von Denksystemen stark beeinflusst, ohne davon ein deutliches oder überhaupt irgendein Bewusstsein zu haben. Es kann deshalb eigentlich nur darum gehen, dass bei der Artikulation der Intuitionen keine *explizite* Einspeisung einer philosophischen Theorie stattfindet. Es bleibt dabei allerdings unklar, warum der Unterschied zwischen der expliziten Anwendung einer Theorie und dem untergründigen Bestimmtheitsein von kaum artikulierten Theoriestücken so bedeutsam sein soll.

Ich möchte diese und andere Probleme des Begriffs der Intuition beziehungsweise des wohlherwogenen Urteils dahingestellt sein lassen und insgesamt so tun, als würde dadurch etwas hinreichend Bestimmtes und gleichzeitig Alltägliches bezeichnet. Es darf sich jedenfalls nicht um voraussetzungsreiche Begriffe handeln. Der Witz des Reflexionsgleichgewichts geht verloren, wenn man sich erst lange unterhalten muss, ob bestimmte Urteile nun wirklich ›woherwogen‹ sind oder nicht, oder wenn allerhand Theorie bemüht werden muss, um zu entscheiden, ob jemand tatsächlich eine bestimmte ›Intuition‹ hat oder nicht hat und sie vielleicht nur zu haben glaubt. Insbesondere muss das *von innen* heraus entscheidbar sein: Jede Person muss wissen, was sie in diesem Sinne für intuitiv einleuchtend hält, muss unproblematisch Zugang zu ihren Intuitionen haben.

Die Methode des Reflexionsgleichgewichts besagt nun, dass die philosophischen Konzeptionen und Theorien (zum Beispiel der Logik bei Goodman, der Gerechtigkeit bei Rawls) solche Intuitionen weitgehend respektieren müssen, sie aber auch korrigieren können. Es geht darum, zwischen intuitiven Urteilen und theoretischen Prinzipien ein *Gleichgewicht* herzustellen, sie ins Gleichgewicht zu bringen. Dieses Gleichgewicht kann sowohl durch die Modifikation vorgeschlagener theoretischer Prinzipien als auch durch die Korrektur intuitiver Einschätzungen erreicht werden. Normalerweise wird im Verlauf des Prozesses beides geschehen, es ist ein wechselseitiger Anpassungsprozess, bis ein Gleichgewicht erreicht ist. Im Gleichgewicht können dann theoretische Prinzipien durch Berufung auf intuitive Urteile und ebenso umgekehrt solche Urteile durch Berufung auf Theorien gerechtfertigt werden. Eines muss sich am jeweils anderen bewähren und lässt sich im Gleichgewicht durch das andere rechtfertigen. Die Idee ist, dass diese wechselseitige Stützung der für die Philosophie charakteristische Rechtfertigungsmodus und eine andere Art der Rechtfertigung in ihr nicht zu haben ist. Wenn das zu hart erscheint, weil es ja beispielsweise nicht nur in der Mathematik, sondern auch in der Philosophie Widerspruchsbeweise gibt, bei denen eine These durch *reductio ad absurdum* widerlegt wird, so ist zu bedenken, dass die logischen Prinzipien selbst Gegenstand der Reflexion und Bestandteil eines umfassenden Reflexionsgleichgewichts sind. Die Philosophie macht bei logischen Prinzipien nicht halt, sondern stellt die Begründungsfrage auch bei ihnen. Es ist kein Zufall, dass die Methode des Reflexionsgleichgewichts von Goodman gerade im Kontext der Philosophie der Logik artikuliert wurde.

Wegen der symmetrischen Begründungsrelation, bei der nicht nur theoretische Prinzipien durch Verweis auf intuitive Einschätzungen, sondern auch umgekehrt diese durch Berufung auf jene gerechtfertigt werden, ist das Reflexionsgleichgewicht eine Variante der Kohärenztheorie der Rechtfertigung. Wenn die intuitiven Urteile aber der Ausgangspunkt sind, bilden sie dann nicht ein Fundament in einem schwachen Sinne des Wortes, und handelt es sich beim Reflexionsgleichgewicht nicht um einem »schwachen Fundamentalismus« (Schmidt 2022: Abschnitt 6.3.1)? Man könnte dies prinzipiell sagen, es wäre aber irreführend. Der Grund dafür ist erstens, dass das angebliche Fundament allem Anschein nach nicht geeignet ist, einen philosophischen Konsens darauf zu gründen. Die Intuitionen selbst, ihre Explikation oder ihre relative Gewichtung sind intersubjektiv derart unterschiedlich, dass zu denselben philosophischen Gegenständen die divergierendsten Konzeptionen vertreten werden. Dieses Motiv kennen wir bereits, und ich komme unten darauf zurück. De facto ist daher das Reflexionsgleichgewicht, sofern es die Methode der Philosophie darstellt, keine Sache der Fundierung, sondern der Kohärenz, zugespitzt ausgedrückt: Eine jede Person hat ›ihr‹ Reflexionsgleichgewicht.

Zweitens ist die Rolle der intuitiven Urteile, auch wenn man sie als eine Art Fundament ansieht, deutlich verschieden von der Rolle der Daten in den Naturwissenschaften. In den Beobachtungen erscheint die erfahrbare Wirklichkeit, die eben der Gegenstand der empirischen Wissenschaften ist. Deshalb müssen sich in diesen Wissenschaften nicht bloß letztlich, sondern auch schon auf mittlere Sicht die Theorien an den Daten bewähren, nicht umgekehrt. Wenn dieses Verhältnis auch in Wirklichkeit komplex und teilweise verwickelt ist, wie wiederum Thomas Kuhn (1962) und Paul Feyerabend (1975) dargelegt haben, und Beobachtungssätze insbesondere nicht infallibel sind, ist ihr Verhältnis zu den Theorien doch keineswegs symmetrisch. Es wäre abwegig, hier von einem ›Gleichgewicht‹ zu sprechen und zu meinen, die empirischen Wissenschaften hätten es damit zu tun, Daten und Theorien ›einander anzupassen‹. Die Anpassung erfolgt vielmehr vom Grundsatz her nur in eine Richtung, und Beobachtungen können nicht allein durch einen Verweis darauf verworfen werden, dass sie gut etablierten Theorien widersprechen. Anders als Intuitionen bei der Methode des Reflexionsgleichgewichts können (reproduzierbare) Beobachtungen *als solche* tatsächlich gar nicht verworfen, überschrieben oder auf eine andere Art beiseitegesetzt werden. Die Kritik an Beobachtungssätzen läuft vielmehr immer darauf hinaus, dass es entweder einen Mess- oder Beobachtungsfehler gegeben hat, der sich im Prinzip nachweisen oder rekonstruieren lassen muss, oder Hintergrundannahmen der Beobachtung falsch waren, so dass deren Resultate zwar korrekt sind, aber der Widerspruch zu etablierten Theorien nur scheinbar besteht. Zu den empirischen Daten der Naturwissenschaft gibt es in der Philosophie daher keine Parallele, oder vielmehr: Es gäbe nur dann eine Parallele, wenn man Intuitionen doch an ein besonderes Erkenntnisvermögen knüpfte, das uns einen eigentümlichen Zugang zu bestimmten Aspekten der Realität verschaffte,

und wenn das überzeugend wäre, wäre die Methode des Reflexionsgleichgewichts für die Philosophie ebenso wenig adäquat wie für die Naturwissenschaften.

Das Reflexionsgleichgewicht kann rein deskriptiv einigen Anspruch darauf erheben, tatsächlich ›die‹ philosophische Methode zu sein. Das Explizitmachen von Voraussetzungen, die gerade nicht im Hintergrund bleiben, ist typisch für die Philosophie, ebenso das Wechselspiel von allgemeinen Prinzipien und Theorien auf der einen und spezifischen Urteilen auf der anderen Seite. Weiterhin auch, dass es bei und in der philosophischen Reflexion keinen direkten, jedenfalls keinen der Philosophie eigentümlichen, Kontakt zur Wirklichkeit gibt. Philosophinnen und Philosophen denken eben nach und machen keine Experimente und erheben keine Daten. Sie arbeiten in gewisser Weise mit dem, was jeder weiß oder zu wissen glaubt oder für einleuchtend hält, oder eher: wovon sie jeweils glauben, dass jeder es für plausibel halten *sollte*. Es handelt sich dem Anspruch nach um eine Sache der Analyse und Interpretation dessen, was vor aller Augen liegt.

Wie alle Kohärenztheorien der Rechtfertigung steht das Reflexionsgleichgewicht im Verdacht, im schlimmsten Fall lediglich Vorurteile zu systematisieren.¹³ Begründung besteht für eine jede Person eben darin, dass sie eine bestimmte Aussage erfolgreich ihrem Überzeugungssystem eingliedern kann, und wenn das nicht geht, kann sie die Aussage mit Recht zurückweisen. Sie passt dann nicht oder zu schlecht zu dem, was die Person sonst glaubt oder für wahr oder für plausibel hält, und mehr ist dazu nicht zu sagen. Jede Kohärenztheorie der Rechtfertigung ist daher dem Problem eines durchgreifenden Relativismus in Bezug auf die gerechtfertigten Aussagen ausgesetzt. Im Prinzip könnte jedes Individuum sein eigenes Reflexionsgleichgewicht haben, auch wenn die intersubjektiven Schnittmengen häufig groß sind, und hat es wahrscheinlich in der Tat. Ein solcher Relativismus wird durch das Erscheinungsbild der Philosophie tatsächlich nahegelegt. Verschiedene Philosophinnen und Philosophen gelangen in Bezug auf (grob) denselben Phänomenbereich zu sehr verschiedenen Anschauungen und Systemen (wobei das auch damit zu tun hat, dass die Rede von ›denselben Phänomenen‹, wie oben angedeutet, mit Vorsicht zu genießen ist).

John Rawls' Theorie der Gerechtigkeit ist auch in seinem eigenen Kulturkreis keineswegs auf ungeteilte Zustimmung gestoßen. Seinem linksliberalen Entwurf einer gerechten Gesellschaft steht unter anderem Robert Nozicks rechtsliberale Konzeption gegenüber (Rawls 1971: Kap. 2; Nozick 1974: Kap. 7). Diese beiden Autoren gelangen bei sehr ähnlichem Hintergrund durch unterschiedliche Gewichtung bestimmter Intuitionen zu sehr unterschiedlichen Konzeptionen. Wegen des geteilten kulturellen Hintergrundes können sie sich bestens verständigen und in ihren Schriften

13 Siehe dazu Kelly/McGrath (2010: 333). Der Aufsatz bietet insgesamt eine informative und umsichtige Diskussion des Reflexionsgleichgewichts.

aufeinander reagieren; es gibt zwischen ihnen keine Missverständnisse. Die Unterschiede in ihren Auffassungen rühren weniger von divergierenden Intuitionen her als daher, dass geteilte Intuitionen, die in verschiedene Richtungen weisen, unterschiedlich expliziert und gewichtet werden, sowie auch von einer Differenz in den leitenden Ideen, in deren Licht der Phänomenbereich mitsamt den relevanten Intuitionen geordnet wird. Gewisse Beispiele und Bilder, die bei Rawls eine tragende Rolle spielen und die gesamte Konzeption motivieren, werden von Nozick beiseitegesetzt, und umgekehrt.¹⁴ Das Reflexionsgleichgewicht berechtigt nicht nur zu so etwas, sondern sogar dazu, eine Intuition ganz zu verwerfen, auch wenn man sie in einem bestimmten Sinne weiterhin hat, wenn sich nämlich der Anschein, es sei doch so-und-so, hartnäckig hält. Und in der Tat sind Philosophinnen und Philosophen immer bereit gewesen, anstößige Konsequenzen des eigenen Systems hinzunehmen und zu sagen: ›So ist es eben, auch wenn es merkwürdig scheint‹.

Die Idee, das Reflexionsgleichgewicht sei die Methode der Philosophie, passt zu dem Befund, dass sich Philosophinnen und Philosophen nur über wenig einig werden können. Zu solchen relativistischen Konsequenzen führt jede Kohärenztheorie der Rechtfertigung. Die Frage ist allerdings, ob sie sich bloß prinzipiell ergeben oder ob man sie tatsächlich zu spüren bekommt, aber im philosophischen Geschäft ist letzteres sicherlich in erheblichem Maße der Fall. Wir dürfen daher vom Reflexionsgleichgewicht nicht erwarten, dass es grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten auflöse, und nicht von der Moralphilosophie, dass sie etwa gesellschaftlich strittige Fragen beantworte. Die unterschiedlichen Gesichtspunkte, Intuitionen und Gewichte der Alltagsdiskussion reproduzieren sich auf der Ebene des philosophischen Nachdenkens, so dass dieses zwar einen Erkenntnisfortschritt durch Klärung der Argumente und Positionen, aber keine Lösung der grundsätzlichen Dissense erreichen kann. Das ist ein Nachteil des Reflexionsgleichgewichts, sofern es wirklich die Methode der Philosophie ist. Aber dieser Befund passt gut zu der Einschätzung, Philosophie sei weniger ein Erkenntnis- als ein Deutungsunternehmen.

Rawls glaubte in seiner frühen Phase noch, das, was er für ein Reflexionsgleichgewicht in Bezug auf Gerechtigkeit hielt, könne von allen Menschen geteilt werden, später hielt er es für relativ zu einer bestimmten Kultur. Meines Erachtens ist auch das viel zu optimistisch. Die Plausibilisierung durch das Reflexionsgleichgewicht hat etwas unaufhebbar Idiosynkratisches. Das bedeutet nicht, dass für ein solches Gleichgewicht keine Arbeit zu leisten wäre. Die eigenen Anschauungen zu einem

14 Wo Rawls ein Gemeinschaftsunternehmen sieht, von dessen gemeinsam erwirtschafteten Früchten einige Beteiligte aufgrund unverdienter Nachteile in der ›natürlichen Lotterie‹ sowie der ›sozialen Lotterie‹ deutlich weniger erhalten als andere, erblickt Nozick Individuen, die aufgrund des Rechts auf ihren Körper ein Recht an den Erträgen ihrer je eigenen Arbeit haben und freiwillig mit gewissen anderen Individuen in Austausch treten. Siehe auch die Gegenüberstellung bei MacIntyre (1981: Kap. 17).

bestimmten Gegenstand in ein kohärentes System zu bringen, ist überhaupt nicht einfach, jedenfalls bei den typischen philosophischen Gegenständen, und erst recht wird es schwierig, wenn mehrere Gegenstände simultan auf dem Spiel stehen. Der Austausch mit anderen bringt neue Ideen und Überlegungen ins Spiel und fügt dem Gleichgewichtsprozess neue Facetten hinzu. In seinem Verlauf können sich erhebliche Erkenntnisgewinne darüber einstellen, wie bestimmte Auffassungen zusammenhängen und welches die Implikationen einer bestimmten Position sind, die oft erst durch einen solchen Prozess ausbuchstabiert wird. Dadurch kann es zu großen Verschiebungen kommen, aber es gibt keinen Grund, eine allgemeine intersubjektive Konvergenz anzunehmen. Da die Methode zudem nur äußerst allgemein charakterisiert ist und die wechselseitige Anpassung der intuitiven Einschätzungen und theoretischen Prinzipien selbst nach keinem bestimmten Prinzip erfolgt, gibt es im Übrigen auch keinen Grund, von *intra*subjektiver Eindeutigkeit auszugehen. Das heißt, dass eine bestimmte Person bei dem Anpassungsprozess auf verschiedene Weisen ein Gleichgewicht herstellen könnte.

Abschließende Bemerkungen

Plausibilität spielt der Sache nach in der Philosophie eine große Rolle, weil ihre theoretischen Entwürfe in der Regel nicht mehr als diese beanspruchen können: nicht, Wissen zu sein, und oft nicht einmal Wahrscheinlichkeit. Philosophie scheint eher die Interpretation der Phänomene in einem bestimmten Bereich zu sein als eine Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes, die Resultate etabliert und ihr Gebiet systematisch immer weiter durchdringt. Dass philosophische Fragen fast niemals definitive Antworten finden, sondern grundsätzlich verschiedene Positionen fortbestehen, ist bei der Auffassung von Philosophie als Deutungsunternehmen keine Verlegenheit, sondern etwas zu Erwartendes. Dazu passt die Auffassung, das Reflexionsgleichgewicht sei *die* Methode der Philosophie. Ob oder inwieweit letzteres tatsächlich der Fall ist, lasse ich dahingestellt. Die Methode ist zu allgemein charakterisiert als dass sich leicht sagen ließe, inwiefern sie in einem bestimmten Fall tatsächlich angewendet wurde. Umgekehrt bedeutet das, dass sich im Sinne einer prinzipiellen Rekonstruktionsmöglichkeit vieles in ihren Rahmen einordnen lässt.

Was ich hier skizziert habe, ist selbst eine philosophische Position, und zwar eine über die (gesamte) Philosophie – man nennt das »Metaphilosophie«. Damit liefert die Position als Aussage in Bezug auf sich selbst, dass sie eher eine Deutung oder Interpretation der Philosophie als eine Erkenntnis über sie darstellt. Das bedeutet keinen Selbstwiderspruch, aber eine gewisse Verlegenheit. Die Position impliziert selbst die Möglichkeit, dass es alternative Deutungen der Philosophie gibt, die ebenfalls plausibel sind. So ließe sich beispielsweise vertreten, dass, obwohl in der Philosophie trotz aller Diskussionen und Differenzierungen kaum Konsens über nicht-

konditionale Behauptungen erzielt wird, es in ihr dennoch reichlich entsprechende Erkenntnisse oder wenigstens objektiv begründbare Wahrscheinlichkeitsurteile gibt, die aber aufgrund der Eigenarten der behandelten Fragestellungen sowie der menschlichen Motivationsstruktur keine allgemeine Akzeptanz finden. Philosophie wäre dann immer noch als *intersubjektives* Erkenntnisunternehmen weitgehend ein Fehlschlag, nicht aber als Erkenntnisunternehmen schlechthin. Diese Alternativposition scheint mir zumindest in einigen Fällen plausibel zu sein, und wenn dem so ist, stellt sich die Frage, warum ich nicht sie, sondern die Idee des Deutungs- oder Interpretationsunternehmens in den Vordergrund stelle. Ist es eine bloße subjektive Geschmackssache (dieser Begriff hinreichend weit verstanden), die mich eher diese als jene Ansicht vertreten lässt? Zum Teil ja! Das ist die direkte Konsequenz der Auffassung, dass das Für-wahr-halten in der Philosophie auch auf nicht-epistemischen Faktoren beruht, angewendet auf diese Auffassung selbst. Darin besteht die Verlegenheit, die mit jeder Selbstrelativierung einer Position einhergeht, aber um einen Selbstwiderspruch handelt es sich nicht.

Da es nicht sehr wahrscheinlich ist, dass sich eine einheitliche Diagnose für die gesamte Philosophie stellen lässt, die alle ihre fortdauernden Dissense erfasst, möchte ich für die hier skizzierte Auffassung aber ohnehin höchstens Generalität, keine Universalität beanspruchen. Ich möchte also nicht behaupten, es gebe in der Philosophie *gar keine* nicht-hypothetischen Erkenntnisse, und *alle* philosophischen Aussagen mit nicht-konditionaler Struktur seien Interpretationen oder Deutungen. Das wäre zu weitgehend. Es geht mir um das, was in der Regel oder typischerweise der Fall ist, und davon kann es verschiedene Ausnahmen geben. So wäre es am Ende sogar möglich, dass die Auffassung der Philosophie als Deutungsunternehmen bei sorgfältiger Explikation und Begründung den Status einer Erkenntnis über die Philosophie erlangen könnte, ohne sich dadurch selbst aufzuheben.¹⁵

Literaturverzeichnis

Cavell, Stanley (2002): Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie, Zürich: diaphanes.

Feyerabend, Paul (1975): Against Method. Outline of an Anarchistic Theory of Knowledge, New York: New Left Books.

15 Für zahlreiche Anregungen, Einwände und Hinweise, von denen ich nur einige angemessen berücksichtigen konnte, danke ich der Diskussionsgruppe zum Jahresthema ›Plausibilität‹ des Zentrums für Kulturwissenschaftliche Forschung und den Teilnehmern des Kolloquiums für Praktische Philosophie an der Universität Konstanz. Besonders danke ich Thomas Kirsch und Christina Wald für ihre mehrfache kritische Lektüre des gesamten Textes.

- Goodman, Nelson (1955): *Fact, Fiction, and Forecast*, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Gutschmidt, Rico (2016): »Unbegründeter Glaube und grundloses Sein. Der Regress bei Wittgenstein und Heidegger«, in: Stefan Berg/Hartmut von Sass (Hg.), *Regress und Zirkel. Figuren prinzipieller Unabschließbarkeit. Architektur – Dynamik – Problematik*, Hamburg: Meiner, S. 151–177.
- Kant, Immanuel (1972 [1788]): *Kritik der praktischen Vernunft* (=Kants Werke Akademie Textausgabe, Band 5), Berlin/New York: de Gruyter.
- Kelly, Thomas/McGrath, Sarah (2010): »Is Reflective Equilibrium Enough?«, in: *Philosophical Perspectives* 24, S. 325–359.
- Korsgaard, Christine (2022): »Thinking in Good Company. The John Dewey Lecture Delivered at the 118th Eastern Division Meeting of the American Philosophical Association«, in: *Proceedings and Addresses of the American Philosophical Association* 96.
- Kuhn, Thomas (1962): *The Structure of Scientific Revolutions*, Chicago: University of Chicago Press.
- MacIntyre, Alasdair (1981): *After Virtue. A Study in Moral Theory*, Notre Dame: University of Notre Dame Press.
- Nozick, Robert (1974): *Anarchy, State, and Utopia*, New York: Basic Books.
- Rawls, John (1958): »Justice as Fairness«, in: *Philosophical Review* 67, S. 164–194.
- Rawls, John (1971): *A Theory of Justice*, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Rawls, John (2001): *Justice as Fairness. A Restatement*, Erin Kelly (Hg.), Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Rosenthal, Jacob (2014): »Experimental Philosophy Is Useful – But not in a Specific Way«, in: Christoph Lütge/Hannes Rusch/Matthias Uhl (Hg.), *Experimental Ethics. Toward an Empirical Moral Philosophy*, Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 211–226.
- Schmidt, Michael (2022): *Das Überlegungsgleichgewicht als Lebensform. Versuch zu einem vertieften Verständnis der durch John Rawls bekannt gewordenen Rechtfertigungsmethode*, Paderborn: Brill mentis.
- Schurz, Gerhard (2015): *Wahrscheinlichkeit*, Berlin: de Gruyter.
- Schurz, Gerhard (2019): *Hume's Problem Solved. The Optimality of Meta-Induction*, Cambridge, MA: MIT Press.
- Walter, Sven (2016): *Illusion freier Wille? Grenzen einer empirischen Annäherung an ein philosophisches Problem*, Stuttgart: J.B. Metzler.
- Wierzbicka, Anna (2006): *English. Meaning and Culture*, Oxford: Oxford University Press.
- Winko, Simone (2015): »Zur Plausibilität als Beurteilungskriterium literaturwissenschaftlicher Interpretationen«, in: Andrea Albrecht et al. (Hg.), *Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens*, Berlin: de Gruyter, S. 483–511.
- Wittgenstein, Ludwig (1970): *Über Gewißheit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Sektion 2: Eigenlogiken des Plausibilisierens

Zwischen Wissenschaft und Utopie

Zur Plausibilisierung von Gesellschaftswissen im frühen 19. Jahrhundert

Anne Kwaschik

Das Nachdenken über die Bedeutung von ›Plausibilität‹ für die Geschichtswissenschaft sieht sich einer paradoxen Situation gegenüber. Während die Analyse von Evidenz- und Wahrheitspraktiken in gesellschaftlichen Destabilisierungsprozessen Konjunktur hat, wird ›Plausibilität‹ kaum besprochen (Hawthorn 1991; Zachmann/Ehlers 2019). Schon die intensive Erforschung der ›probabilistischen Revolution‹ seit den 1980er Jahren, die den Einfluss probabilistischer Modelle für grundlegende Veränderungen in der Geschichte der Naturwissenschaften, der Theologie, in Recht und Literatur ebenso wie für alltagsgebundene Wahrnehmungen herausgearbeitet hat, hat sich nicht mit ›Plausibilität‹ beschäftigt (Gigerenzer et al. 1989). Und selbst in den aktuellen Forschungsfeldern zu nicht-akademischer Wissensproduktion oder der Glaubwürdigkeit von Wissenschaft in Krisenzeiten ist die Kategorie ›Plausibilität‹ nicht in den Blick geraten. Sie zählt bis heute nicht zur Geschichte der »provisional rationalities« (Daston 1998) wie etwa ›Gewissheit‹, ›Wahrscheinlichkeit‹ oder eben ›Evidenz‹ und ›Wahrheit‹.

Der vorliegende Beitrag knüpft an diesen Befund an und diskutiert das Potential dieser Kategorie im Ausgang von der Plausibilisierung von Gesellschaftswissen im frühen 19. Jahrhundert. Als eine sozioökonomische Transformationsphase im Gefolge von Französischer Revolution und Industrialisierung, die vor der Etablierung und Institutionalisierung der Sozialwissenschaften liegt, bietet das frühe 19. Jahrhundert dafür ein interessantes Untersuchungsfeld. In dieser prädisziplinären Konstellation sind die Formen, Argumente, Begründungs- und Darstellungsweisen von Gesellschaftswissen, die auf den strukturellen sozioökonomischen Wandel reagieren, vielfältig und von unterschiedlicher Überzeugungskraft, wie in exemplarischen und symptomatischen Lektüren an den frühen Entwürfen der Sozialtheoretiker Charles Fourier (1772–1837), Auguste Comte (1798–1857) und John Stuart Mill (1806–1873) gezeigt wird. Während Comte zum Mitbegründer der Soziologie avanciert und der Philosoph und Sozialreformer Mill zum Mitbegründer der Nationalökonomie, wird Fourier heute nicht mehr als Sozialwissenschaftler gelesen (Mercklé

2004). Seine Entwürfe, die Theorie und Praxis verbinden sollten, gelten als soziale Utopien (Engels 1973 [1880]); Kwaschik 2017).

Die Sozialtheoretiker konstituierten Gesellschaft im frühen 19. Jahrhundert als ein Wissensobjekt und formulierten damit wissenschaftliche Ansprüche, die für ein historisches Verständnis von Wissenschaft als einem diskursiven Dispositiv grundlegend sind. Den Begriffen zur Kennzeichnung dieses Wissens und der anvisierten Wissenschaft kommt deshalb eine zentrale Bedeutung zu. Für die neue Wissenschaft von der Gesellschaft verwendet dieser Beitrag die jeweiligen historischen Quellenbegriffe ›soziale Wissenschaft‹ oder ›Sozialwissenschaft‹ in ihrem historischen Verständnis und ohne dass damit normative Aussagen über den Grad der Wissenschaftlichkeit oder den Plausibilisierungserfolg der Konstruktionen getroffen werden. Das Wissen von der Gesellschaft wird, um Teleologien zu vermeiden, mit dem neutralen Begriff ›Gesellschaftswissen‹ bezeichnet, der weder in disziplingeschichtlichen noch gesellschaftsgeschichtlichen Forschungskontexten systematisch benutzt wird.¹ Es handelt sich um einen unbesetzten Begriff, der eine offene Form von Wissen über die Organisation von Gesellschaft und das Zusammenleben von Menschen bezeichnen soll und Reflexionen über die Möglichkeiten und Grenzen ihrer Erforschung einschließt. Jenseits von disziplinären Feldern hat dieses ›Gesellschaftswissen‹ als nicht wissenschaftlich legitimes Wissen darüber hinaus auch eine prognostische, zukunftsgestaltende Funktion. Folgt man der klassischen Denkfigur vom Auseinanderdriften von Erwartungshorizonten und Erfahrungsräumen in historischen Phasen strukturellen Wandels (Koselleck 2000), vermittelt dieses Gesellschaftswissen zwischen Erfahrung und Erwartung. Es beschreibt, erklärt und gestaltet Transformation und ist insofern ein wichtiger Bestandteil gesellschaftlicher Selbstverständigung (Kwaschik 2017).

Der Beitrag geht davon aus, dass die eben beschriebene Konstellation mit Hilfe der Kategorie der ›Plausibilität‹ analysiert werden kann, weil diese epistemisch schwächer ist als ›Wahrheit‹ und ›Evidenz‹. ›Plausibilität‹ ist auf gemeinsame Erwartungsstrukturen angelegt und zwar erkenntnistheoretisch eine schwächere Kategorie als ›Evidenz‹, dafür aber in sozialer Hinsicht fordernder: Sie ist »an anderen orientiert« (Meißner 2007: 91) und bezeichnet in dieser Auffassung Wissen, »das nur sozial und historisch gebunden einleuchtet« (ebd.: 88) und, so könnte man ergänzen, im Prozess der Kommunikation zu fassen ist. Die Dialogizität von ›Plausibilität‹ trägt einer durch Krisen- und Kontingenzbewusstsein gekennzeichneten historischen Situation Rechnung, in der die Überzeugungskraft etablierter Wissensbestände und ihre Darstellungsweisen brüchig werden und neue soziale Epistemologien entstehen.

1 Auf die Anführungszeichen des den Artikel leitenden Begriffs ›Gesellschaftswissens‹ wird aus Gründen der Lesbarkeit verzichtet.

Die Frage nach der Plausibilisierung des Gesellschaftswissens fasst diese Übergangssituation genauer als andere Kategorien, da etablierte Wissensbestände durch nicht etabliertes, nicht legitimes und in gewissem Sinn vorparadigmatisches Wissen in Frage gestellt werden, das gleichzeitig so begründet und definiert werden muss, dass es überzeugt. Wie erfolgt diese Plausibilisierung? Wie begründen die Sozialtheoretiker den Anspruch des Gesellschaftswissens, seine Relevanz, und wie schaffen sie epistemische Autorität? Zum Verständnis dieser Plausibilisierungen geht der Beitrag in Anlehnung an die Argumentationstheorie davon aus, dass »Argumente [...] mithin nur dann eine Chance [haben], Überzeugungskraft zu entwickeln, wenn sie sich aus Plausibilitätsressourcen speisen, die für den jeweiligen Argumentationspartner als Quellen von Gewissheit gelten« (Kopperschmidt 2000: 68).

Diesen Gedanken aufnehmend zeigt der Beitrag, dass die entscheidenden Plausibilitätsressourcen für das Gesellschaftswissen im frühen 19. Jahrhundert aus den Naturwissenschaften kommen und untersucht in drei Schritten wie Mill, Fourier und Comte mit »Beobachtung«, »Experiment« und »Serie« etablierte Modi der Erkenntnisproduktion für die Konstruktion und Begründung ihres Gesellschaftswissens nutzen. Die Modi verleihen Autorität, leuchten ohne Begründung ein und tragen zur sozialen Validierung bei: »Plausibel sind Festlegungen der Semantik dort, wo sie ohne weitere Begründung einleuchten und man erwarten kann, daß sie auch anderen einleuchten« (Luhmann 1980: 49).

Der Rekurs auf diese Plausibilitätsressourcen demonstriert auch den Übergangscharakter der Texte und Entwürfe, wie im Anschluss an die Lektüren in einem resümierenden Abschnitt zur Überzeugungskraft der Plausibilisierungen diskutiert wird. So ist das Experiment als zentrale Form der Erkenntnis, in der »die neuzeitliche Wissenschaft das indirekte, forschende Finden unter [...] Regeln gebracht hat« (Rheinberger 2012: 14), im frühen 19. Jahrhundert nicht aus den Begründungen wegzudenken und verbindet das Gesellschaftswissen mit gesellschaftlichen Reformprojekten. Der Beitrag argumentiert am Beispiel Fouriers, dass in der experimentellen Logik die soziale Ordnung im theoretischen Entwurf nicht von ihrer Anwendung in den Siedlungsgemeinschaften zu trennen ist. Die weltweit seit den 1830er Jahren gegründeten Siedlungen sind als Prototypen der neuen Gesellschaft Teil des Gesellschaftswissens und seiner Plausibilisierung.

In der weiteren Entwicklung werden die theoretische und praktische Dimension des Gesellschaftswissens auseinanderdividiert und der Verweis auf das »Experiment« – wie in Fouriers Versuchsanordnungen mit ihrer Verbindung von Theorie und Praxis – verliert in der Geschichte des Wissens von der Gesellschaft an Überzeugungskraft: Die soziale Praxis des Experiments wird Ende des 19. Jahrhunderts im Kontext des Kooperativismus zu einer Blaupause für alternative Formen des Sozialismus (Dardot/Laval 2019: 250); die soziale Theorie Fouriers unterliegt im Kampf

um Wissenschaft als diskursives Dispositiv und wird inzwischen vor allem als Zukunftsentwurf am Beginn der Moderne gelesen (Hölscher 2016).

Beobachtung

Die Plausibilisierung von Gesellschaftswissen über ›Beobachtung‹ und ›Experiment‹ konnte im frühen 19. Jahrhundert auf eine lange Tradition und etablierte Begründungsmuster zurückgreifen. In naturwissenschaftlichen Zusammenhängen gehörten beide Erkenntnismodi seit Jahrhunderten zum Nachdenken über Wissenschaft und die Produktion von Wissen, in der Nachfolge der paradigmatischen Formulierungen von Francis Bacon. Bacon hatte mit der Aufhebung der aristotelischen Trennung von Artefakten und Naturdingen im *Neuen Organon* (1620) die Interpretation der Natur durch Experimente theoretisiert, vorgeführt und begründet und gleichzeitig das Experiment an die Beobachtung gebunden: »Der Mensch, Diener und Erklärer der Natur, schafft und begreift nur so viel, als er von der Ordnung der Natur durch die Sache oder den Geist beobachten kann; mehr weiß oder vermag er nicht« (Bacon 1990 [1620]: Bd. 1: 81).

Die Wissenschaftsgeschichte hat diese Zusammenhänge für die Naturwissenschaften intensiv erforscht. Sie hat sich dabei zunächst auf das ›Experiment‹ konzentriert und dieses ins Zentrum der europäischen Wissenschaft und ihrer Geschichte gesetzt. In den letzten Dekaden ist die ›Beobachtung‹ als Praxis und Bestandteil von Methodologien (Daston 2008; Daston/Lunbeck 2011) wieder in den Vordergrund gerückt und mit dem ›Experiment‹ zusammengeführt worden, wie es auch bei Bacon gewesen war. Beide Erkenntnismodi bilden eine Einheit; gleichwohl sind ihnen unterschiedliche Eigenschaften und Erkenntnisgrade zugeschrieben worden. Letztere changierten zwischen der direkten Erfahrung der Natur und ihrer gezielten Befragung, zwischen der Bestimmung als »aktiv« oder »passiv« (Bernard 1865), je nach dem Grad der Spontaneität und der Zielgerichtetheit der Erkenntnisbewegung.

Die intensiven Debatten seit Ausgang des 18. Jahrhunderts thematisierten das Verhältnis der beiden Erkenntnismodi auf unterschiedliche Weise, bevor in den 1860er Jahren der französische Mediziner Claude Bernard in seiner *Einführung in das Studium der experimentellen Medizin* (Bernard 1865) beide Modi in ein gegensätzliches Verhältnis brachte. Mit beeindruckender Geschwindigkeit und Seitenzahl flossen Beiträge zur Kunst des Beobachtens und Experimentierens aus der Feder von Naturwissenschaftlern, Medizinerinnen und naturkundlich arbeitenden Pastoren. Zentral war für sie die Frage, ob die beiden Modi einander nachgeordnet sind, sich im Vollzug ergänzen, oder verschiedene Perspektiven auf den Erkenntnisprozess bezeichnen. Katalysiert wurden die Diskussionen durch die Preisfrage der niederländischen *Société des sciences* in Haarlem aus dem Jahr 1769 »En quoi consiste l'art

d'observer« ([»Worin besteht die Kunst zu beobachten«] Poser 1992). Die internationale Wirkmächtigkeit der Beiträge reichte bis in die 1870er Jahre (vgl. z.B. Bernard 1865; Senebier 1776).

Für die Sozialtheoretiker des frühen 19. Jahrhunderts halten diese naturwissenschaftlichen Diskussionen ein Arsenal an Begründungselementen und Sichtweisen auf die beiden Erkenntnismodi bereit (Brown 1997; Singy 2006), das sie zur Plausibilisierung des von ihnen entworfenen Gesellschaftswissens verwenden. Sie navigieren zwischen beiden Plausibilitätsressourcen und wählen unterschiedliche Wege zur Begründung über die ›Beobachtung‹. Für Comte ist die ›Beobachtung‹ eine zwar selbstverständliche, aber nicht einfache Begründungsfigur in sozialen Zusammenhängen. Der Student, Freund und Sekretär Henri de Saint-Simons (1760–1825) muss zur Begründung seiner positivistischen Methode zum Instrument der Differenzierung greifen, um die ›Beobachtung‹ für das ›industrielle Zeitalter‹ nutzen zu können. Er macht sie zur Methode des positiven Geistes. Als einzig mögliche Grundlage der Erkenntnisse, die den menschlichen Bedürfnissen entsprechen, rückt er sie vom Mystizismus ebenso weit ab wie vom Empirismus: einerseits fungiere sie als Korrektiv der Einbildungskraft, andererseits verhindere sie die »unfruchtbare Anhäufung zusammenhangloser Fakten« (Comte 1994 [1844]: 19).

Comte folgt dem Sozialtheoretiker Saint-Simon in Wort- und Perspektivwahl. Schon Saint-Simon hatte die Gesellschaftswissenschaft in der Orientierung an der Astronomie und der Physik zu einer Beobachtungswissenschaft gemacht und argumentiert, nur auf diesem Wege sei sie eine ›positive Wissenschaft‹, die auf Tatsachen beruht. Beobachtung ist Praxis und Methodologie gleichermaßen. Sie definiert präzise Objekte aus historischen Phänomenen, wie nach 1816 verstärkt zu lesen ist. Eine »soziale Organisation« wird so zu einer Tatsache erklärt, die von einem Beobachter analysiert werden kann (Ansart 1970: 36; 57; 39).

In dieser Verortung ist für die Gesellschaftswissenschaftler des früheren 19. Jahrhunderts (ebenso wie für Bacon) die Beobachtung ein wissenschaftlicher und zu regelnder Akt. In seiner *Logik* fasst John Stuart Mill den analytischen Akt als Auflösung »eines complexen Ganzen in die es zusammensetzenden Elemente« (Mill 1868 [1843]: 441). Dass dieser Akt durch Vorbildung und Persönlichkeit des Beobachters geprägt ist, steht außer Frage. Im Detail führt Mill aus:

Mancher übersieht die Hälfte aus Unaufmerksamkeit, oder weil er auf den un-rechten Punkt achtet; ein Anderer giebt mehr an als er sieht, indem er es mit dem, was er sich einbildet oder folgert, verwechselt; ein Anderer nimmt Notiz von der Art aller Umstände, aber da er in der Schätzung ihrer Wichtigkeit unerfahren ist, lässt er die Quantität eines jeden unbestimmt und vage; ein Anderer sieht in der That das Ganze, aber indem er Dinge zusammenwirft, welche getrennt werden sollten, und andere trennt, welche besser vereinigt zu betrachten wären, ist seine

Theilung so verkehrt, dass es ebensogut und manchmal schlimmer ist, als wenn gar keine Analyse versucht worden wäre. (Mill 1868 [1843]: 442)

Aus ihrer Fehleranfälligkeit folgt die Notwendigkeit, die ›Beobachtung‹ zu reglementieren. Comte und Mill unterbreiten dazu verschiedene Vorschläge, die dazu dienen, die ›Beobachtung‹ als Erkenntnismodus sozialer Phänomene zu begründen. Während Mill über die Bildung eines guten Beobachters nachdenkt, erteilt Saint-Simon dem Beobachter sozialer Phänomene schon 1809 konkrete Ratschläge: erstens ein besonders aktives Leben zu führen; zweitens sich alle wissenschaftlichen Theorien anzueignen, insbesondere die astronomischen und physiologischen Theorien; drittens alle Klassen der Gesellschaft (»classes de la société«) zu durchschreiten und möglichst viele soziale Positionen kennenzulernen und ihre Relationalität zu verstehen; sowie viertens die eigenen Beobachtungen in einer neuen philosophischen Theorie zu synthetisieren (Œuvres de Saint-Simon 1868 [1809]: 81–82).

In der Bestimmung der ›Beobachtung‹ geht Comte am weitesten. Er heftet sie an die Notwendigkeit erkenntnisleitender Prinzipien. Denn, so führt er aus, der menschliche Geist bedarf eines Prinzips, »um sich der Beobachtung hingeben zu können. Wenn wir die Erscheinungen nicht an ein Prinzip heften können«, argumentiert er, »so können wir unsere Beobachtungen nicht miteinander verbinden, ja sie nicht einmal festhalten« (Comte 1883 [1830–1842]: Bd. 1: 6). Comte denkt dies in Analogie zur Lehre von der Gravitation, die eine »ungeheure Mannigfaltigkeit« auf »ein und dieselbe Thatsache« zurückführt, die von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden könne (Comte 1883 [1830–1842]: Bd. 1: 7). Der aus den Naturwissenschaften bekannte Umstand, dass es möglich ist, viele beobachtete Phänomene auf *ein* Prinzip zurückzuführen, führt bei den Sozialphilosophen zu der Gewissheit, dass auch im sozialen Bereich Phänomene, die auf den ersten Blick nicht zusammenhängen, auf eine gemeinsame Ursache zurückgeführt werden können. Schließlich ist das newtonsche Gravitationsgesetz die erste umfassende Erklärung für die Schwerkraft, den Mondumlauf um die Erde und die Planetenbewegung um die Sonne. Es erklärt die Gezeiten auf der Erde wie auch Bahnstörungen des Mondes und der Planeten – und all dies mit großer Genauigkeit.

Der Bezug auf die Autorität Newtons ist für die Plausibilisierung des Gesellschaftswissens konstitutiv. Schon Saint-Simon zitiert Newton als Begründer eines neuen Wissenssystems, der bestehende physikalische und astronomische Wissensbestände vereint und diese neue Einheit durch die Rückführung der Einzelphänomene auf *eine* »allgemeine Tatsache« (»fait général«), nämlich die Gravitation, begründet. Fourier seinerseits inszeniert sich schon in seinen ersten Schriften als direkter Nachfolger Newtons, wenn er in seiner *Theorie der vier Bewegungen* von 1808 ›entdeckt‹, dass das Prinzip der Anziehung in der stofflichen, organischen, tierischen und sozialen Sphäre wirkt, und wenn er auf dieser Grundlage sein Prinzip der Assoziation etabliert (vgl. z.B. auch Fourier 2001 [1829]: 31). In gleicher Weise

wie Newton mit dem Gravitationsgesetz eine rationale Begründung von Naturphänomenen gefunden habe, nimmt Fourier für sich in Anspruch, mit seinen Anziehungsgesetzen eine rationale Begründung des Zusammenlebens in der Gesellschaft zu leisten und eine Wissenschaft zu begründen, die »utile au corps social« sei (Fourier 2009 [1808]: 122).² Diese Inszenierung in der Nachfolge Newtons als Entdecker einer neuen Theorie bzw. eines neuen sozialen Gesetzes, das auf Beobachtung beruht, ist Teil des empirizistischen Grundgestus zur Begründung des neuen Gesellschaftswissens.

Die Begründung des Gesellschaftswissens durch »Beobachtung« hat darüber hinaus eine gegenwartsdiagnostische Komponente. Beobachtung führt Fourier zur Dechiffrierung und Kritik seiner Gegenwart, die er als Ausgangspunkt für sein Reformprogramm darstellt. Seine Wissensproduktion tritt als Antwort auf eine Wissens- und Gesellschaftskrise auf, in der das Individuum sich mit sich selbst und der Gesellschaft in einer Art Kriegszustand befindet. Es ist nicht zuletzt die von Fourier beklagte Vereinzelung des Individuums, die soziale Kälte des Kapitalismus, welche die Epistemologie kleinerer und selbstbestimmter Formen des Zusammenlebens plausibilisiert. Ergänzt wird diese Diagnose durch die These, dass das vorhandene wissenschaftliche Wissen obsolet geworden sei und die sich verändernde Gesellschaft nicht mehr beschreiben und analysieren kann (vgl. insbes. Fourier 2001 [1829], Vorwort und Teil I).

Konkret datiert Fourier den Bruch auf die Französische Revolution, die wirtschaftliche und politische Krise des Jahres 1793, die neben dem Sansculottenaufstand und der Etablierung der Jakobinerherrschaft auch die Hinrichtung des Königs umfasst. Er geht davon aus, dass die alten politischen und modernen Wissenschaften »das soziale Elend« nur vergrößert und in der neuen Zeit ihre Glaubwürdigkeit eingebüßt hätten und begründet mit diesem Einschnitt die Notwendigkeit einer neuen Wissenschaft (Fourier 1966 [1808]: 46–50). Diese setzt mit der Kritik an der gegenwärtigen Gesellschaft ein und wird so auf eine neue Grundlage gestellt. Die Inszenierung dieses Bruchs erfolgt bei Fourier kurz nach der Jahrhundertwende in fast mechanistischer Manier und im Rückgriff auf Descartes auf ein gesichertes Verfahren und eine epistemische Autorität:

Man muß also an der Zivilisation zweifeln, an ihrer Notwendigkeit, ihrer Vorzüglichkeit und ihrer Dauer. Das sind Probleme, die sich zu stellen die Philosophen nicht wagen, denn wenn sie der Zivilisation mißtrauten, würden sie ihre eigenen Theorien dem Zweifel überantwortet haben, ihre Theorien, die sich alle auf die

2 In der deutschen Übersetzung »dem Gemeinwohl dienlich« (Fourier 1966 [1808]: 49) verschwindet der für eine historisierende Lektüre wichtige Rückbezug auf den »sozialen Körper«, von dem auch Saint-Simon und Comte sprechen.

Zivilisation gründen und die im selben Augenblick wie diese fielen, wenn es gelänge, sie durch eine bessere soziale Ordnung zu ersetzen. (Fourier 1966 [1808]: 48f.)

Die Transformationsphase im (post)revolutionären Frankreich ist hier eine Wissenskrise und eine soziale Krise gleichermaßen, zu deren Lösung das wissenschaftliche Wissen (wieder) in eine dialektische Beziehung zur Gesellschaft gesetzt werden soll. Die durch Beobachtung gewonnene Einsicht, dass die gegenwärtige Gesellschaft nicht mehr die Blaupause für zukünftige Gesellschaften sein kann und ebenso wenig der Ausgangspunkt für die Produktion von Wissen über die Gesellschaft, macht Gesellschaftswissen nötig, das sich nicht nur auf theoretischer Ebene von der alten Gesellschaft löst, sondern die neue Gesellschaft auch auf praktischer Ebene gestaltet. In der Konsequenz muss sich Fouriers Sozialtheorie, seine Vorstellung von einer »besseren sozialen Ordnung« (Fourier 1966 [1808]: 49) auch in der Praxis als plausibel erweisen.

Experiment

Der Ort und die Funktionen, die dem »Experiment« in der Konstruktion von Gesellschaftswissen im frühen 19. Jahrhundert zugesprochen werden, verweisen einerseits zurück auf die Legitimationskraft der Naturwissenschaften und andererseits voraus auf die Ablösung der entstehenden Sozialwissenschaften aus den naturwissenschaftlichen Begründungszusammenhängen. Das Experiment ist bei Mill, Comte und Fourier zwar ein fester Bestandteil der Plausibilisierung, um das Zusammenwirken *beider* Erkenntnismodi, der »Beobachtung« und des »Experiments«, zu nutzen; aber die ausführliche Problematisierung der Anwendung experimenteller Verfahren auf soziale Phänomene zeigt, dass ihr Ort in den entstehenden Sozialwissenschaften fragil ist. Die Umsetzung der sozialen Experimente Fouriers führen schließlich über die Ebene der theoretischen Plausibilisierung hinaus in die gesellschaftliche Praxis.

Das zentrale Argument dafür, dass die Anwendung des »Experiments« auf soziale Phänomene problematisch ist, liegt in ihrer Komplexität. Es sei die Vielzahl an Kombinationen von sozialen Elementen untereinander, so Mill, die nicht voneinander zu isolieren und nicht auf Ursache und Wirkung hin zu prüfen seien, die das »Experiment« zur Analyse einer Gesellschaft ungeeignet erscheinen lassen. Schon bei der Analyse des menschlichen Geistes ergäbe sich nämlich eine unermessliche »Complication von physikalischen Thatsachen«:

Wenn schon die Bildung des individuellen Charakters ein verwickelter Gegenstand des Studiums ist, so muss dieser Gegenstand [die Gesellschaft], wenigstens

dem Anschein nach, noch verwickelter sein; weil die Anzahl der zusammenwirkenden Ursachen, die alle mehr oder weniger die Totalwirkung beeinflussen, im Verhältnis grösser ist, als eine Nation oder das Menschengeschlecht überhaupt der Einwirkung von psychologischen und physischen Agentien eine größere Oberfläche darbietet, als ein einzelnes Individuum. (Mill 1868 [1843]: 486)

In ähnlicher Weise geht Comte davon aus, dass Experimente je weniger sinnvoll und durchführbar sind, desto komplexer der Gegenstand ist, auf den sie sich beziehen. In seinem enzyklopädischen Gesetz von 1822 beschreibt er eine hierarchische Ordnung der sogenannten Grundwissenschaften, von der »abstraktesten«, der Mathematik, zur »subjektivsten« und »konkretesten«, der Soziologie. In der von Comte vorgenommenen Zuordnung der Methoden entwickelt die Mathematik die Deduktion und den logischen Beweis, die Astronomie die visuelle Beobachtung, die Physik das Experiment, die Chemie das Klassifikationsverfahren, die Biologie die vergleichende Methode und die Soziologie die historische Methode (Comte 1883: Kapitel 2 und 3; Comte 1994 [1844]: Kapitel 3, Abschnitt 2). In dieser Anordnung können die Biologie und die »soziale Physik« (sprich: die Soziologie) nicht in der Weise der Physik mit Experimenten arbeiten, da beide der Primat der Ganzheit vor den Teilen eine. Die Schwierigkeit der Anwendung von Experimenten steige mit der Größe und dem Entwicklungsstadium eines Organismus, denn: »Je höher der Organismus steht, desto mehr ist er künstlich zu modifizieren« (Comte 1883 [1830–1842]: Bd. 1: 374).

Ungeachtet dieser Einschränkungen verbannen weder Mill noch Comte das Experiment aus ihren Theorieentwürfen. So geht Mill zwar von einer zu hohen Komplexität der involvierten sozialen Elemente aus, die ein künstliches (d.h. nicht natürliches, sondern unter geschaffenen Bedingungen durchgeführtes) Experiment ausschliesse; doch zugleich spezifiziert er, dass sich diese Beschränkung auf die »gewöhnlichen experimentellen Methoden« (Mill 1868 [1843]: 447) beziehe. Die »socialen Wissenschaften« teilen diesen Stand mit der Astronomie und der Physiologie, denn auch für die letztgenannten sei die induktive Methode im Ausgang von einem künstlichen Experiment so gut wie nicht »durchführbar« (Mill 1868 [1843]: 447). Mill plausibilisiert über die Schwäche des empirischen Experiments die Nutzung deduktiver Methoden in den »socialen Wissenschaften«. Denn für alle Wissenschaften, »welche künstliche Experimente durchaus nicht zulassen (wie in der Astronomie), oder in welchen sie nur eine eingeschränkte Rolle spielen (wie in der Physiologie, Philosophie und den socialen Wissenschaften)« (Mill 1868 [1843]: 447), gilt, dass

die Methoden dieser Wissenschaften bis zu einem gewissen Umfange, wenn nicht hauptsächlich, deductiv sein müssen. Bei der ersten der genannten Wissenschaften, der Astronomie, ist dies, wie man weiss, der Fall; dass man es von den anderen

noch nicht als wahr erkannt hat, ist wahrscheinlich einer der Gründe, dass sie noch in ihrer Kindheit stehen. (Mill 1868 [1843]: 448f.)

Comte hingegen diskutiert das natürliche Experiment direkt und gesteht ihm einen Sonderplatz zu, den er über Vergleiche mit Krankheitszuständen zu bestimmen sucht. Er fasst Experimente als »Störungen« eines Organismus auf und parallelisiert Störungen des sozialen Organismus mit Störungen biologischer Organismen (Comte 1883 [1830–1842]: Bd. 2: 84). Im Unterschied zu künstlichen und geplanten Experimenten versteht er sowohl in Biologie als auch Soziologie diese »Versuche« (»essai«) als Normabweichungen, die einen Vergleich zwischen dem gesunden und einem pathologischen Zustand eines Organismus erlauben. Die Analyse des pathologischen Zustands hält in Comtes Argumentation für die Gesellschaftswissenschaft die Möglichkeit bereit, Gesetze politischer Organismen im normalen Zustand aus dem Zustand »sozialer Störung« abzuleiten, da Krankheitsfälle nach Comte die Gesetze, die Natur und die Beziehungen nicht verändern, sondern nur den Fortgang des »Vorgangs« (Comte 1883 [1830–1842]: Bd. 2: 85).

Das Experiment unterstützt bei Comte die Plausibilisierung des Gesellschaftswissens; seine Begründungsmacht steht damit aber ebenso wie bei Mill zur Debatte, wie der Begründungsaufwand und Unklarheiten in den Bestimmungen nahelegen. Denn es ist unübersehbar, dass Comtes Thesen viele Fragen aufwerfen. Diese betreffen nicht nur die Parallelisierung von sozialen und biologischen Organismen, sondern auch das Verständnis der sozialen Störzustände allgemein: Welche Zustände außer Revolutionen meint Comte; warum sind diese Krankheiten vergleichbar; und warum sollen im Zustand der Störung weniger soziale Faktoren interagieren?

Das Experiment als Plausibilitätsressource erweist sich mit Blick auf die Theorie also als fragil; zugleich trägt es mit der unterstellten Verbindung von Theorie und Praxis zur Weiterentwicklung sozialer Epistemologien bei. »Social experiments« waren in Großbritanniens viktorianischer Reformphase eine weit verbreitete soziale Praxis. Heftige Debatten tobten um sozialpolitische Reformmaßnahmen mit wohlfahrtsstaatlichen Elementen, die so unterschiedliche Bereiche betrafen wie die *Poor-Law-Experiments* von Thomas Chalmers (1780–1847), der zwischen 1813 und 1837 mit einem neuen System der Armenfürsorge gegen den Pauperismus antrat, oder das Modellgefängnis in Pentonville (1842), das eine neue Strafpolitik begründen sollte. In Schottland experimentierte Robert Owen (1771–1858), Unternehmer und Mitbegründer der britischen Genossenschaftsbewegung, in seiner Baumwollspinnerei in New Lanark mit neuen Bildungs- und Wohnmöglichkeiten für seine Arbeiterinnen und Arbeiter und versuchte, seinen Reformvorschlägen in Petitionen und Eingaben Gehör zu verschaffen, bis er Großbritannien verließ und im Jahr 1825 die Siedlung *New Harmony* in den USA gründete. Das Movens dieser Experimente war der Wunsch nach einer praktischen Lösung für soziopolitische und ökonomische Struk-

turprobleme, wie der Niedergang des Heimgewerbes, Pauperismus und Urbanisierung.

Zu den letztgenannten Zusammenhängen gehören die frühsozialistischen Siedlungsprojekte in der Nachfolge Fouriers, die theoretisch konturiert und als reale Laborsituationen in einzelnen Siedlungsgemeinschaften konzipiert waren (Kwaschik 2017). Durch dieses Vorgehen isolierten sie eine Untersuchungseinheit und testeten die ›genossenschaftliche Methode‹ bzw. das ›Prinzip der Assoziation‹ in kleinen selbstverwalteten Gemeinschaften, sprich: in Versuchsräumen unter stark reduzierten äußeren Einflüssen. Sie taten damit genau das, was die Gegner sozialer Experimente wie der britische Politiker George Cornewall Lewis für unmöglich erklärt hatten. Der Freund Mills und Bewunderer Bacons hatte mit einem praxisorientierten Beitrag unter dem Titel *Treatise on the Methods of Observation and Reasoning in Politics* (1852) an der Debatte um soziale Experimente teilgenommen und ihr Hauptproblem in der Unmöglichkeit beschrieben, ein valables Untersuchungsobjekt zu konstruieren: »We cannot take a portion of the community in our hand, as the king of Brobdingnag took Gulliver, view it in different aspects, and place it in different positions, in order to solve social problems, and satisfy our speculative curiosity« (Lewis 1852: Bd.1: 165; vgl. Brown 1997).

Die seit den 1830er Jahren gegründeten Siedlungen (Phalangen) stellten Gesellschaft im Kleinen dar und waren als Prototypen der neuen Gesellschaft angelegt. Die Mehrzahl davon, rund 30, entstanden in den USA; darüber hinaus sind Gründungen und Gründungsprojekte in Russland, Spanien, Algerien, Lateinamerika und Neukaledonien bekannt. Diese Gründungswelle war kein Einzelfall. Owen und seine Anhänger gründeten mehr als 30 Siedlungen im Vereinigten Königreich, Kanada, den USA und Lateinamerika, die in einem ähnlichen sozialtheoretischen Plausibilisierungszusammenhang entstehen. Trotz gegenseitiger Abgrenzung und Kritik aneinander teilten Owen und Fourier den Impetus der Rationalisierung sozialer Beziehungen, etablierten Prinzipien – die ›genossenschaftliche Methode‹ bzw. das ›Prinzip der Assoziation‹ – und suchten diese in der Gründung einzelner Siedlungsgemeinschaften praktisch umzusetzen.

In der experimentellen Logik ihrer Gründer sind die sozialen Prinzipien nicht von der Anwendung in den Siedlungsgemeinschaften zu trennen. Seit den ersten Texten arbeitet Fourier an diesem Gedanken und nennt diese Laboratorien »Versuchskanton« (»canton d'essai«), die von einer Phalanx bewohnt werden, einer Siedlungsgemeinschaft (Fourier 1966 [1808]: 154, vgl. ebd. den Epilog »Über den bevorstehenden Beginn der gesellschaftlichen Veränderung«). Die »Versuchskantone« haben Modellcharakter für die neue Gesellschaft: Sie basieren auf der Annahme, dass die zu Grunde gelegten rationalen Prinzipien individuell und kollektiv gelten und formulieren den Anspruch auf die Umsetzung dieser Prinzipien in einer rational fundierten sozialen Organisation, welche sich im Kleinen auf die genossenschaftliche Siedlungsgemeinschaft bezieht, im Großen auf die Gesellschaft.

Serie

In der Nachfolge utopischer Tradition ist diese Gemeinschaft in allen Dimensionen bestimmt und strukturiert. Für die Verbindung von Theorie und Praxis ist dafür neben ›Beobachtung‹ und ›Experiment‹ eine weitere Plausibilitätsressource entscheidend, die sich ebenfalls aus der Orientierung an den Naturwissenschaften speist: die Bildung von Serien bzw. Reihen. Die Anordnung von Elementen in Serien weist diesen in vielen (zunächst naturwissenschaftlichen) Modellen in der Zeit zwischen der Französischen Revolution und dem Ersten Weltkrieg eine Bedeutung zu, die über eine bloße Anordnung in einer Reihe, auf einer Linie oder die Zusammenstellung in einer Liste hinaus eine inhaltliche Verbindung suggeriert (Hopwood/Schaffer/Secord 2010). Das Wort ›Serie‹, das seit den 1820er Jahren zunächst in der Statistik, der Paläontologie, der Chemie und der Botanik verwendet worden ist, wird auch zu einem Schlüsselbegriff sozialer Programme bei Saint-Simon und Fourier.

Für Fourier ist die Serie das zentrale Ordnungsprinzip seines Gesellschaftswissens; sie systematisiert die verschiedenen menschlichen Anziehungen und Leidenschaften und liegt so nicht nur seiner Theorie, sondern auch ihrer Umsetzung in Siedlungskommunen zugrunde (Tresch 2010). Die von Fourier in Reihen angeordneten 1620 Kombinationen von Leidenschaften bestimmen die Minimalgröße der von ihm skizzierten sozialen Gemeinschaften, Phalanstères. Architektur- und Raumplanung ordnen das Zusammenleben der Individuen. Zeitpläne für die verschiedenen nach Serien eingeteilten Arbeitsgruppen strukturieren den Tagesablauf. Denn der wechselnde Kontakt zwischen den Menschen, die Beschäftigung mit unterschiedlichen Themen und das Ausüben unterschiedlicher Tätigkeiten zwischen Wissenschaft, Gartenarbeit, Küche, Handwerk und Verwaltung in einem Zweistundenrhythmus bilden die Grundlage für ein Leben in ›Harmonie‹. Jedes Detail des Zusammenlebens ist nach dem Ordnungs- und Kombinationsprinzip der Serie berechnet. Diese Systematik der Leidenschaften (hinsichtlich der Ablehnung und Anziehung in Bezug auf andere Menschen, aber auch Tätigkeiten) und ihre serielle Grammatik bestimmen die soziale Ordnung der Phalanstères.

Die Serie definiert auch den Bereich des geordneten kommunalen Zusammenlebens, des Experiments, und grenzt ihn von der Umwelt ab, wie die *Phalange. Zeitschrift für Sozialwissenschaft* im Jahr 1836 programmatisch darstellt:

Die SERIE ist die abgestufte, regelmäßige und natürliche Art der Klassifizierung aller Ungleichheiten, die ein System von Varietäten bilden; sie vereint die Vielfalt in der Einheit. Die SERIE ist der Modus der Kombinationen und harmonischen Beziehungen. ORGANISIEREN, ORDNEN, heißt SERIEN bilden. Außerhalb der SERIE gibt es keine Ordnung. (»Principes et définitions« 1836: 1, Herv. i.O.; Übersetzung A.K.)

Die Serie dient der Begründung der neuen sozialen Ordnung. Sie bezieht sich mit der Definition eines experimentellen Raums und der in ihm geltenden Gesetze auf Theorie und Praxis gleichermaßen und erweist sich für Fourier als eine Plausibilitätsressource, die ›Beobachtung‹ und ›Experiment‹ verbindet. Die durch Beobachtung gewonnenen Daten zu Leidenschaften und Anziehungen werden in Reihen systematisiert und die ›entdeckten‹ Gesetzmäßigkeiten im sozialen Experiment der Siedlungsgemeinschaften zur Anwendung gebracht. Der Vorteil dieser Plausibilitätsressource liegt in ihrer Relationalität – jedes Element einer Serie ist mit seinem Vorgänger und Nachfolger verbunden, wodurch eine Verbindung postuliert wird. Jenseits umfassender Definitionen oder auch statistischer Wahrscheinlichkeiten fokussiert Serialität eher den Prozess der *Serienbildung* und schafft eine Systematik für einen zumeist durch den Beobachter selbst hergestellten Datenüberschuss (Müller-Wille/Charmentier 2012), wie sich auch bei Fourier beobachten lässt.

Die Bildung von Serien, die vorwiegend ein Modus der Klassifizierung und Systematisierung ist, der Einzelphänomene und Varianten zu einer Einheit (Serie, Reihe) zusammenführt, wird von Fourier als Modus zur Erkenntnis sozialer Phänomene ausgegeben. Für Fourier ist das Gesetz der Serie gleichermaßen die Grundlage einer neuen sozialen Wissenschaft und das Ordnungsprinzip der neuen Gesellschaft, die in den Sozialexperimenten erprobt wird.

Zur Überzeugungskraft der Plausibilisierungen

Geht man von dem eingangs eingeführten sozial-kommunikativen Verständnis von Plausibilität aus, lässt sich die Frage nach dem Erfolg von Plausibilisierung als Frage nach der Überzeugungskraft, Mehrheitsfähigkeit und Rezeption der eben beschriebenen Entwürfe umformulieren. Nach dem heutigen Stand der Disziplingeschichte zu urteilen, scheint auf der Hand zu liegen, dass die Begründung des Gesellschaftswissens bei Comte und Mill (ebenso wie bei Saint-Simon) erfolgreich war, wohingegen Fouriers Plausibilisierungsstrategien weniger Überzeugungskraft entwickeln konnten. Während die experimentellen Verfahren Fouriers nicht zur Geschichte der Sozialwissenschaften gehören, wurden Comte und Saint-Simon in die Geschichte der vordisziplinären Soziologie eingeschrieben (vgl. z.B. Heilbron 2006)

Dies liegt zu einem großen Teil an Fouriers kryptischen Schreibstil. In besonders eklatanter Weise orientiert sich Fouriers Darstellungsweise an Formen, die nicht als wissenschaftlich anerkannt waren. Seine Texte sind im Unterschied zu Comte, Mill und Saint-Simon literarische Planungsvisionen und dabei zugleich ihre eigenen »Metatexte«, »unendliche Kryptogramme« (Barthes 1986: 104), die ein komplexes Spiel mit Evidenzen und Fiktionen inszenieren. Dieser epistemische Unsicherheitsstatus, der etwas Neues entstehen lassen will, ohne dass das Neue bereits voll-

ständig darstellbar wäre, macht die Texte performativ: »Wenn wir plötzlich die neue Gesellschaftsordnung schauen könnten«, so Fourier in dieser Figur der Gegenparalyse, »dieses Werk Gottes, wie es voll entfaltet sein wird, [...] so würden gewiss viele Zivilisierte durch das Übermaß der Ekstase dahingerafft« (Fourier 1966 [1808]: 116; Barthes 1986: 105).

Die Inhalte der Texte Fouriers sind vorläufig und im Bartheschen Sinn »latent«, was sie an vielen Stellen der Lächerlichkeit preisgibt (siehe auch KRAUME). Mit Verve stürzten sich Fouriers Gegner auf abstruse Details, die zum Inbegriff der Theorien hochgespielt und zu ihrer Abwertung in Form von Karikaturen, spöttischen Bemerkungen und Verrissen genutzt wurden. Gemeinsam mit den skandalträchtigen Inhalten wie der Gleichberechtigung von Mann und Frau sorgten sie für öffentliche Erregung (siehe auch Fontana/Prati 1834).

Aber auch die Sozialexperimente stießen bei Zeitgenossen und in der späteren Rezeption auf Kritik. Die Initiativen hatten eine kurze Lebensdauer und setzten die Theorien nur in Teilen um; die Realisierung erfolgte bruchstückhaft, was als Beleg des Scheiterns der Theorie in und an der Praxis galt. Ihr Anspruch verlor an Überzeugungskraft und wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts als »utopisch« eingestuft (Engels 1973 [1880]). Der Empirizismus der Argumente, ihr wissenschaftlicher Anspruch verschwanden hinter dem Utopieverdikt, das die Väter des »wissenschaftlichen Sozialismus« gegen ihre Vorgänger richteten (Engels 1973 [1880]). Das Bemühen um die diskursive Verwissenschaftlichung, der Begründungsfuror und die Experimentalisierung der Entwürfe hatte nur vorübergehend dafür gesorgt, dass die historischen Formen, in denen die Vergemeinschaftung des Menschen hier zu Gegenständen von Wissen gemacht werden, überzeugt haben.

In der Analyse der Quellen erweist sich dieser kritische Befund allerdings eher als Signum der experimentellen Praxis und die Realisierungsprobleme als Moment eines Aushandlungsprozesses, in dem mit den Ambivalenzen dieser Organisationsform menschlichen Zusammenlebens auch ihre Plausibilität verhandelt wird. Fourier selbst, der das Wort »Experiment« nicht benutzt, bezeichnet in seinen Schriften die ersten kommunalen Gruppen als einfache »Entwürfe, Skizzen« (Fourier 2001 [1822], Bd. 2: 337). Die ersten Phalangen sollten als »Kompass« eine Orientierung für die zukünftigen Gemeinschaftsformen geben: »Es liegt auf der Hand, dass bei einer solchen Neugründung die Verteilungstheorie durch die lokale Praxis informiert werden muss« (Fourier 2001 [1822], Bd. 2: 337); Übersetzung A.K.).

Mit anderen Worten: Die frühen Siedlungen dienten als Erprobungseinheiten und sollten im Hier und Jetzt der »alten Welt« und in all ihrer Unvollkommenheit als Keim der »neuen Welt« errichtet werden. Der experimentellen Logik zufolge sind sie Teilgesellschaften, die unter künstlichen Bedingungen zum Zweck der Komplexitätsreduktion nach Prinzipien gegründet werden. Dass das theoretische Programm nicht vollständig und erfolgreich umgesetzt werden konnte, war in dieser Planung also kein unbeabsichtigter Nebeneffekt, sondern wurde bereits vor der Umsetzung

diskutiert und auch von den beteiligten Aktivistinnen und Aktivisten als Preis der frühzeitigen Realisierung in Kauf genommen. Gegen die Überlegungen, dass eine unvollständige Umsetzung den Ruf der Theorie schädigen würde, wurde die Umsetzung der Testsiedlungen als Beweis für die Plausibilität der ›neuen Welt‹ und ihrer sozialen Prinzipien angeführt (vgl. z.B. Le Premier Phalanstère 1841).

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an diesen Sozialexperimenten reflektierten die Unvollständigkeit und Vorläufigkeit ihrer Gemeinschaften. Sie erklärten diese aber eben nicht wie zukünftige Historikerinnen und Historiker aus ihrem utopischen Charakter, sondern als notwendige Anpassung eines Experiments an gegebene Außenbedingungen. Ein Experiment an sich kann nicht scheitern, sondern nur unerwartete Ergebnisse bringen, die zum weiteren Nachdenken über Umsetzungsmöglichkeiten und Außenbedingungen führen. In dieser Logik plausibilisierte die Gründung von kurzlebigen Siedlungsgemeinschaften die sozialen Theorien und beweist ihre Anpassungs- und Entwicklungsfähigkeit.

Die Tatsache, dass unter schwierigen Umständen, wie zum Beispiel in Algerien Mitte der 1840er Jahre, überhaupt eine Siedlung unter Einbeziehung der arabischen Bevölkerung gegründet werden konnte, zeigte also nicht das Scheitern der sozialen Idee, sondern *im Gegenteil* ihre Umsetzbarkeit:

Wir haben die Theorien vom Phalanstère, die der Situation gerecht wurden, übernommen. Was wir geschaffen haben, erreicht nicht den in den Theorien postulierten Grad der Perfektion. Aber gerade die Unzulänglichkeiten zeigen, dass die Assoziation ein Prinzip ist und kein System. [...] Und dies kann alle ermutigen, die befürchten, dass ihr Ideal sich nicht in naher Zukunft umsetzen lässt. (Union agricole 1849; Übersetzung A.K.)

Eine ähnliche experimentelle Logik findet sich unter Nutzung des Worts ›experiment‹ bei Owen, der in *A New View of Society* (1816) ausführlich argumentiert, dass die lediglich teilweise Anwendung der sozialen Prinzipien in Experimenten die Möglichkeit einer vollständigen Realisierung belege – so lange die Prinzipien klar beschrieben werden und die Einzeltatsachen zusammenhalten. Bis in die Details der Formulierungen schließt er an Bacons Selbstinszenierung als Experimentator an, der sein Verfahren offenlegt, um Irrtümer sichtbar zu machen (Owen 1993 [1816]).

Ungeachtet der skeptischen Rezeption sollte die Überzeugungskraft der Realisierungen nicht unterschätzt werden. Für diese Sichtweise spricht auch das Interesse der Anhängerinnen und Anhänger, die sich den Ideen anschlossen und oft unter Entbehrungen an ihrer Umsetzung beteiligten. Engels lobte die Siedlungen als Beleg für die Umsetzbarkeit des Kommunismus (Engels 1845). Fouriers Konzept der Assoziation wurde bereits in den 1830er Jahren von Zeitgenossen als Reformpraxis gelesen, die umsetzungsfähiger und plausibler schien als die systematische Enteignung. Und die Idee der freien Assoziation von »Kapital«, »Arbeit« und »Talent«

(Considerant, 1834: 215) wurde weithin als entscheidendes Element eines praktika- blen und umsetzbaren Sozialreformprogramms oder einer alternativen Form von Kolonialismus (z.B. Czynski 1839) bewertet. Die Assoziation beeinflusste die Ent- wicklung des sozialen Denkens im 19. Jahrhundert sowohl auf konzeptioneller als auch auf praktischer Ebene durch frühe sozial-kooperative Experimente wie die des französischen Geschäftsmanns Edmond Jean Leclaire. Leclaire beteiligte 1842 die Arbeiter in seinem Unternehmen für Gebäudemalerei in Paris am Gewinn, was Zeitgenossen wie Mill als ein partizipatives Modellprojekt in der Nachfolge Fouriers überzeugte (McCabe 2019). Und mit dem Entstehen der Genossenschaftsbewegung wurde Fouriers Assoziationslehre schließlich zu einer subversiven Alternative zum Sozialismus (Gide 1924: 13–20; Ji 2019). In dieser Genealogie ist Fouriers soziales Denken bis heute weder Literatur noch Utopie oder eine ›unreife Version des Mar- xismus‹, sondern eine eigenständige soziale Epistemologie, die von einem alterna- tiven Verständnis des Sozialen ausgeht.

Fazit

Die Überlegungen zur Plausibilisierung von Gesellschaftswissen im frühen 19. Jahrhundert haben gezeigt, dass und wie bestehende Plausibilitätsressourcen genutzt, weiterentwickelt und beiseitegelegt wurden, um Gesellschaft als Wissens- gegenstand zu konstituieren. Dabei führte der Weg zur Selbstinszenierung des Nachdenkens über Gesellschaft über die Modelle der Naturwissenschaften. Die frühen Sozialtheoretiker visierten Mehrheitsfähigkeiten und Erwartungshaltun- gen in ihren Entwürfen mit unterschiedlicher Überzeugungskraft an; sie nutzten die epistemische Autorität von ›Beobachtung‹, ›Experiment‹ und ›Serie‹ aus den Naturwissenschaften, um sich einerseits über und schließlich gegen die Natur- wissenschaften zu profilieren und andererseits, um sich innerhalb des Felds der sozialen Wissensproduktion zu positionieren. In diesem Zusammenhang, so hat der Beitrag demonstriert, ist das ›Experiment‹ nicht nur eine Metapher für die Ideengeschichte, sondern eine Praxis der Plausibilisierung von Gesellschaftswis- sen.

Der sozialreformerische Praxisbezug des Wissens in der Auseinandersetzung mit den Folgen von Französischer Revolution und Industrialisierung macht diese soziale Epistemologie zu einer sozialen Epistemologie des Übergangs, in der sich gegenwartsdiagnostische und prognostische Anliegen mit historisierenden Erklä- rungen der Wandlungsphänomene sowie Denkbewegungen zur Öffnung neuer Zukünfte mischen. Als Zukunftshandeln verweist diese soziale Epistemologie über sich hinaus auf die neue Gesellschaft, die sie vorwegnehmend beschreiben und über die Konstitution von Gesellschaftswissen erklären will, von der aber die Ge- genwart nur erste Anzeichen zur Extrapolation bietet. Gleichzeitig ist sie in der

sich wandelnden Gegenwart verankert und greift auf bekannte und vergehende Begründungszusammenhänge, Denkmuster und Darstellungsformen zurück.

Vor diesem historischen Hintergrund wird deutlich, dass Plausibilität immer auch eine temporale Struktur hat. Alternatives Wissen und alternative Welten in einer als Übergangsphase beschriebenen Zeit zu plausibilisieren, geht von der Erfahrung ineinandergreifender Zeithorizonte aus, dem Beginn der neuen Zeit in der alten. In diesem Umbau von Semantiken im Sinn eines offenen und anhaltenden Prozesses sind Alternativen eingeschlossen, auf welche sich die Frage nach der Plausibilität als etwas »Unbestimmtem« (Koch 2002) richtet.³

Im Unterschied zur Analyse destabilisierter wissenschaftlicher Evidenz setzt die Frage nach der ›Plausibilität‹ von alternativem Wissen von der anderen Seite an und interessiert sich für nicht anerkannte und institutionalisierte Formen von Wissen, ihre Begründungszusammenhänge und Darstellungsweisen. Die etablierte Wissenschaft stellt Plausibilitätsressourcen zur Verfügung, gleichzeitig aber entstehen in der Verschränkung mit alltagsgebundenen und gegenwartsdiagnostischen Wahrnehmungsmustern neue »Selbstverständlichkeiten über die Beschaffenheit der Welt und über die Dimensionen ihrer Geschichtlichkeit« (Speich Chassé/Gugerli 2012: 94). Das nicht plausible Gesellschaftswissen, wie bei Fourier, und seine widersprüchliche Verortung verweisen zudem auf einen Zwischenraum zwischen Wissenschaft und Utopie, der im Anschluss an Barthes Fourier-Lektüren als Möglichkeitsraum der Wissenschaft verstanden werden kann (Barthes 1986 [1971]).

Literaturverzeichnis

- Ansart, Pierre (1970) : *Sociologie de Saint-Simon*, Paris : PUF.
- Bacon, Francis (1990) [1620]: *Neues Organon*, hg. und eingeleitet von Wolfgang Krohn, 2 Bände, Hamburg: Meiner.
- Barthes, Roland (1986): *Sade, Fourier, Loyola*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bernard, Claude (1865) : *Introduction à l'étude de la médecine expérimentale*, Paris u.a. : Baillière.
- Brown, Robert (1997): »Artificial Experiments on Society. Comte, G.C. Lewis and Mill«, in: *Journal of Historical Sociology* 10:1, S. 74–97.
- Comte, Auguste (1994) [1844]: *Rede über den Geist des Positivismus*, hg., übers. und eingeleitet von Iring Fetscher, Hamburg: Meiner.
- Comte, Auguste (1883) [1830–1842]: *Die positive Philosophie*. Im Auszuge von Jules Rig, übers. von Julius H. v. Kirchmann, 2 Bände, Heidelberg: Weiss.

3 Der Verweis auf die Dauer dieses Umbauprozesses ist betont gegen Koselleck gerichtet (Luhmann 1997: 375).

- Considerant, Victor (1834) : *Destinée sociale*. Band 1, Paris : Libraires du Palais-royal.
- Czynski, Jean (1839) : *La Colonisation d'Alger d'après la théorie de Charles Fourier*, Paris : Librairie sociale.
- Dardot, Pierre/Laval, Christian (2019): *Common. On Revolution in the 21st Century*, London/New York: Bloomsbury.
- Daston, Lorraine (1998): »Probability and Evidence«, in: Michael Ayers/Daniel Garber (Hg.), *History of Seventeenth-Century Philosophy*. Band 2, Cambridge University Press, S. 1108–1144.
- Daston, Lorraine (2008): »On Scientific Observation«, in: *Isis* 99:1, S. 97–110.
- Daston, Lorraine/Lunbeck, Elizabeth (Hg.) (2011): *Histories of Scientific Observation*, Chicago/London: University of Chicago Press.
- Engels, Friedrich (1845): »Beschreibung der in neuerer Zeit entstandenen und noch bestehenden kommunistischen Ansiedlungen«, in: Hermann Püttmann (Hg.), *Deutsches Bürgerbuch für 1845*, S. 521–535.
- Engels, Friedrich (1973) [1880]: *Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft*, in: Karl Marx/Friedrich Engels – Werke, Band 19, 4. Auflage, Ost-Berlin: Karl Dietz Verlag, S. 177–228.
- Fontana, Gioacchino/Prati, Gregorio (1834): *St. Simonism in London. On the Pretended Community of Goods, or the Organization of Industry – on the Pretended Community of Women, or Matrimony and Divorce*, London: E. Wilson.
- Fourier, Charles (1966) [1808]: *Theorie der vier Bewegungen und der allgemeinen Bestimmungen*, hg. von Theodor W. Adorno, eingeleitet von Elisabeth Lenk, Frankfurt a.M.: EVA.
- Fourier, Charles (2001) [1822] : *Théorie de l'unité universelle*, 2 Bände., Dijon : Les Presses du Réel.
- Fourier, Charles (2001) [1829] : *Le nouveau monde industriel et sociétaire ou invention du procédé d'industrie attrayante et naturelle distribuée en séries passionnées*, Dijon : Les Presses du Réel.
- Fourier, Charles (2009) [1808] : *Théorie des quatre mouvements et des destinées générales*, Dijon : Les Presses du Réel.
- Gide, Charles (1924) : *Fourier, précurseur de la coopération*, Paris : Association pour l'enseignement de la Coopération.
- Gigerenzer, Gerd et al. (1989): *The Empire of Chance. How Probability Changed Science and Everyday Life*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Hawthorn, Geoffrey (1991): *Plausible Worlds. Possibility and Understanding in History and the Social Sciences*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Heilbron, Johan (2006) : *Naissance de la sociologie*, Marseille : Agone.
- Hölscher, Lucien (2016): *Die Entdeckung der Zukunft*, Göttingen: Wallstein.
- Hopwood, Nick/Schaffer, Simon/Secord, Jim (2010): »Seriality and Scientific Objects in the Nineteenth Century«, in: *Hist Sci* 48:3-4, S. 251–285.

- Ji, Minsun (2019): »With or without Class? Resolving Marx's Janus-Faced Interpretation of Worker-Owned Cooperatives«, in: *Capital and Class* 13, S. 1–25.
- Koch, Lutz (2002): »Versuch über Plausibilität«, in: Andreas Dörpinghaus/Karl Helmer (Hg.), *Rhetorik Argumentation Geltung, Rhetorik – Argument – Geltung*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 193–204.
- Kopperschmidt, Josef (2000): *Argumentationstheorie zur Einführung*, Hamburg: Junius.
- Koselleck, Reinhart (2000): »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« – zwei historische Kategorien«, in: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 349–375.
- Kwaschik, Anne (2017): »Gesellschaftswissen als Zukunftshandeln«, in: *Francia* 44, S. 189–211.
- Le premier phalanstère. Association, harmonie (1841), Unter Mitarbeit von Simon Blanc. Paris : Eugène Stourm, <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/cb328422942/date1841.item>
- Lewis, George Cornewall (1852): *A Treatise on the Methods of Observation and Reasoning in Politics*, 2 Bände, London: Parker.
- Luhmann, Niklas (1980): »Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition«, in: Ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 1*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 9–71.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- McCabe, Helen (2019): »John Stuart Mill and Fourierism. ›association‹, ›friendly rivalry‹ and distributive justice«, in: *Global Intellectual History* 4:1, S. 35–61.
- Meißner, Stefan (2007): »Wahrheit oder Plausibilität. Mögliche Konsequenzen in der Wissenschaft«, in: Ronald Langner (Hg.), *Ordnungen des Denkens. Debatten um Wissenschaftstheorie und Erkenntniskritik*, Berlin: Lit Verlag, S. 87–96.
- Mercklé, Pierre (2004): »Utopie ou ›science sociale‹? Réceptions de l'œuvre de Charles Fourier au XIXe siècle«, in: *European Journal of Sociology/Archives Européennes de Sociologie* 45:1, S. 45–80.
- Mill, John Stuart (1868) [1843]: *System der deduktiven und induktiven Logik. Eine Darlegung der Principien wissenschaftlicher Forschung, insbesondere der Naturforschung*, 3. Auflage, Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn.
- Müller-Wille, Staffan/Charmantier, Isabelle (2012): »Natural History and Information Overload. The Case of Linnaeus«, in: *Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences* 43:1, S. 4–15.
- Œuvres de Saint-Simon & d'Enfantin. Band 15 (1868), Paris: L. Toinon.
- Owen, Robert (1993): »New View of Society. Or, Essays on the Principle of the Formation of the Human Character, and the Application of the Principle to Practice (1813–1816)«, in: Gregory Claeys (Hg.), *Selected Works of Robert Owen*, 4 Bände, London: W. Pickering, S. 23–100.

- Poser, Hans (1992): »Die Kunst der Beobachtung. Zur Preisfrage der Holländischen Akademie von 1768«, in: Ders., Erfahrung und Beobachtung. Erkenntnistheoretische und wissenschaftshistorische Untersuchungen zur Erkenntnisbegründung. Kolloquium an der Technischen Universität Berlin, Berlin: Technische Universität, S. 99–119.
- »Principes et définitions« (1836), in : La Phalange. Journal de la science sociale découverte et constituée par Charles Fourier. industrie, politique, sciences, art et littérature 1, o. S.
- Rheinberger, Hans-Jörg (2012): Experiment, Forschung, Kunst. Vortrag auf der Jahreskonferenz der Dramaturgischen Gesellschaft, Oldenburg, 26.-29. April 2012, <https://dramaturgische-gesellschaft.de/wp-content/uploads/2020/06/Hans-Joerg-Rheinberger-Experiment-Forschung-Kunst.pdf>
- Senebier, Jean (1776): Die Kunst zu beobachten, übers. von Johann Friedrich Gmelin, 2 Bände, Leipzig: Weygand.
- Singy, Patrick (2006): »Huber's Eyes. The Art of Scientific Observation Before the Emergence of Positivism«, in: Representations 95:1, S. 54–75.
- Speich Chassé, Daniel/Gugerli, David (2012): »Wissensgeschichte. Eine Standortbestimmung«, in: Traverse. Zeitschrift für Geschichte 18:1, S. 85–100.
- Tresch, John (2010): »The Order of the Prophets. Series in Early French Social Science and Socialism«, in: History of Science 48, S. 315–342.
- Union agricole d'Afrique (1849) : Compte rendu par le Conseil d'administration, et Rapport de l'administration de la colonie pour l'exercice 1847–1848. Assemblée générale des actionnaires du 20 novembre 1848, Besançon : Sainte-Agathe Aîné.
- Zachmann, Karin/Ehlers, Sarah (Hg.) (2019): Wissen und Begründen. Evidenz als umkämpfte Ressource in der Wissensgesellschaft, Nomos: Baden-Baden.

Unsicheres Wissen

Die asymmetrische Ko-Konstruktion von Plausibilität in britischen Asylverfahren

Judith Beyer

In Europa rekurren Staaten im Kontext von Asylverfahren bereits bei der Erstaufnahme der Daten einer asylbeantragenden Person auf das Konzept der Plausibilität. In Großbritannien, auf das ich mich in diesem Beitrag hauptsächlich beziehen werde, erfolgen umfassende Interviews, erhoben durch die dem Innenministerium (*Home Office*) unterstellte Grenzbehörde, oft bereits in den Auffanglagern oder an Flughäfen. Unter anderem soll so frühzeitig festgestellt werden, ob die von einer asylsuchenden Person angegebenen persönlichen, sozialen, politischen und kulturellen Hintergründe, die sie zur Begründung ihrer Flucht und ihres Asylgesuchs anführt, mit dem allgemeinen Wissensstand über das angegebene Herkunftsland dieser Person übereinstimmen. Viele Erstanträge im britischen Asylverfahren werden zunächst abgelehnt und der antragstellenden Person wird geraten, sich schnellstmöglich anwaltlich vertreten zu lassen. Gegen die Ablehnung kann anschließend ein Rechtsbehelf (*appeal*) in erster Instanz bei einem *First Tier Tribunal* eingereicht werden; wird der Einspruch dort abgelehnt, kann Berufung im *Upper Tribunal* eingelegt werden.

Das britische Asylrecht verfügt über »das wohl elaborierteste Verfahren asylgerichtlicher Wissensgenerierung« (Mitsch/Reiling 2018). Bereits in den Ablehnungsbescheiden der Erstanträge wird zur Begründung auf sogenannte *Country of Origin* (COI)-Informationen zurückgegriffen, die sowohl den Grenzbeamten:innen als auch den Anwaltskanzleien in Datenbanken zur Verfügung stehen. Hier finden sich umfassende Informationen über ethnische Gruppen oder ganze Länder, die regelmäßig aktualisiert werden. Einige NGOs haben sich auf diese Dienstleistung spezialisiert; sie greifen auf staatliche Datenbanken, graue Literatur und die Arbeit eigener Recherche-teams zurück, um Qualität und Aktualität der Informationen zu sichern. Der Abgleich einer Fallgeschichte mit den COI-Informationen ist Teil einer umfassenden Glaubwürdigkeitsprüfung (*credibility assessment*), die wiederum die Prüfung der Plausibilität (*plausibility*) der Fallgeschichte umfasst. Das zu erhebende erforderliche Wissen für COI-Gutachten, die als »extraterritorial« bezeichnet

werden, stammt also nicht von den Gerichten selbst, sondern wird durch Dritte eingeholt.

Im Rahmen der Vertretung ihrer Klient:innen vor Gericht kontaktieren britische Anwaltskanzleien in der Regel ausgewiesene Expert:innen, die neben den allgemein zugänglichen Informationen über das Herkunftsland konkrete Fragen über die Authentizität der von der Person vorgelegten Identifikationsdokumente, ihre Fluchtgeschichte und weitere Details schriftlich beantworten sollen oder auch selbst Interviews mit der/dem Klient:in in der jeweiligen Muttersprache führen können. Ethnolog:innen sind hier neben Regionalwissenschaftler:innen als Autor:innen prädestiniert, da sie nicht nur über detailliertes Wissen zu einzelnen Gruppen oder Regionen verfügen und dieses historisieren können, sondern auch meist auf dem aktuellen Stand des entsprechenden Geschehens sind (Good 2007; Mitsch 2020; Pine 2020). Die von diesen Expert:innen verfassten COI-Gutachten werden den Richter:innen vorgelegt und bei der Urteilsfindung berücksichtigt. Diese Gutachten müssen einen argumentativen Spagat vollziehen, da sie einerseits wissenschaftlich ›neutral‹ bleiben sollen, andererseits aber oftmals aufgefordert sind, lenkende Fragen zu beantworten, die die Anwaltskanzleien im Interesse des Falles stellen, den sie gewinnen wollen (siehe auch Höhne 2016).

In meiner aktuellen ethnologischen Forschung zum Thema Staatenlosigkeit und Expert:innenaktivismus in Europa (Beyer 2022) erhebe ich Daten auch im Kontext meiner Tätigkeit als COI-Expertin in europäischen, hauptsächlich britischen Asylverfahren für bestimmte ethnische Gruppen in Zentral- und Südostasien, vor allem für muslimische Rohingya.¹ Ein erforderlicher Bestandteil dieser Gutachten ist die Plausibilitätsprüfung der Aussagen der Asylbewerbenden.

In diesem Beitrag zeige ich auf, dass Plausibilitätsprüfungen an keiner Stelle des britischen Asylverfahrens an einem unabhängigen Maßstab gemessen werden können. Diesem Umstand wird in den Schulungsmaterialien für Fallbearbeiter:innen, Anwalt:innen und Richter:innen in zweierlei Hinsicht Rechnung getragen: sie fokussieren auf die ›Bewusstmachung‹ impliziter Vorannahmen (*implicit bias*) und betonen die Notwendigkeit einer möglichst ›neutralen Position‹ aller involvierten Personen. Diese Lösungsansätze überzeugen aus ethnologischer Sicht aber nicht, da sie implizit suggerieren, dass in dieser Weise ein möglichst sicheres Wissen etabliert werden kann. Im Unterschied dazu lenke ich mein Augenmerk auf die asymmetrische Ko-Konstruktion plausibler Erzählungen, die im Asylverfahren angefertigt werden. Ich konzentriere mich im Rahmen dieses Beitrags auf eine ausgewählte

1 Um die Anonymität aller involvierten Personen zu wahren, verwende ich Pseudonyme, verzichte auf das Nennen jeglicher Orte und zitiere nicht direkt aus meinen eigenen Gutachten. Ich zitiere jedoch aus Entscheidungen der Richter:innen, da diese öffentlich zugänglich sind. Diese Vorgehensweise entspricht der meiner ethnologischen Kolleg:innen, die ebenfalls gutachterlich in Großbritannien tätig sind (z.B. Good 2007; Höhne 2016; Kelly 2012).

Datensequenz eines Erstaufnahmeinterviews mit einer männlichen Person, die sich als staatenloser Rohingya identifiziert. Zusätzlich gehe ich auf ausgewählte Aspekte der von mir zu diesem Fall verfassten COI-Gutachten ein, anhand derer ich zum einen aufzeige, wie durch die Form des Asylverfahrens Plausibilität erst geschaffen wird, und zum anderen, dass es sich bei den zentralen (Rechts-)Kategorien, mit denen in diesen Verfahren operiert wird, um unsichere Wissensbestände handelt. Ich verstehe meine Arbeit als Expertin in diesem staatlichen, stark formalisierten und hierarchischen Interaktionskontext als einen Beitrag zu einer angewandten Anthropologie, die den regionalwissenschaftlich gesteckten Rahmen der COI-Expertise um den einer ethnologisch fundierten Erörterung der Wirkmächtigkeit von Klassifizierungen und Identitätskonstruktionen erweitert, wie sie in und durch staatliche Behörden selbst vorgenommen werden. Ziel meiner analytischen Arbeit ist es darüber hinaus, die generellen Mechanismen ko-konstruktiver Praktiken im Asylprozess offenzulegen.

Ko-konstruierte ›Rechenschaftslegung‹ – eine theoretische Einordnung

In der Rechtsethnologie haben Tobias Kelly (2012) und Laura Affolter (2021) jüngst Publikationen zu Asylverfahren in Großbritannien und in der Schweiz vorgelegt, in denen sie sich mit dem Erfahrungswissen von Fallbearbeiter:innen beschäftigen. Affolter prägt in diesem Zusammenhang den Begriff des ›institutionalisierten Habitus‹, um darauf aufmerksam zu machen, dass es im Asylverfahren sowohl um das Einhalten von Verfahrensregeln als auch um einen teils großen Ermessensspielraum der Fallbearbeiter:innen und Richter:innen geht.

Der amerikanische Soziologe Harold Garfinkel (1967) beobachtete in seinen Untersuchungen der Beratungen unter Geschworenen im amerikanischen Justizsystem bereits Mitte der 1950er Jahre, dass diese ihr Alltagswissen in den Gerichtssaal einbrachten, indem sie es auf den jeweiligen Fall anwendeten statt den für sie vorgesehenen Handbüchern zu folgen. Im Unterschied zu juristischen Studien, die diese Interaktionen dahingehend analysierten, ob, und falls ja, wie *law in the books* von *law in action* abweicht, interessierten sich Garfinkel und seine Schüler:innen für die Frage, was die Akteur:innen im Rechtsumfeld praktisch tun.² In diesem Zusammenhang prägte Garfinkel den Begriff der ›Ethnomethoden‹ einer bestimmten Gruppe, in seinem Fall die von Geschworenen in Gerichtsverfahren, die sich in einer Arena hochgradig institutionalisierter Begegnungen befinden. Er untersuchte, wie Akteur:innen eine gegebene Situation als für sich selbst sinnvoll und kohärent gestalten, und wie sie sich vergewissern, dass der Kontext, in dem sie interagieren, inter-

2 Siehe auch Atkinson/Drew 1979; Drew 1992; Dupret 2016; Dupret/Lynch/Berard 2015; Garfinkel 2002; Travers/Manzo 1997.

subjektiv geteilt wird. Hier geht es also um die Frage eines ko-konstruierten Interaktionskontextes, mit dem ich mich auch in diesem Beitrag beschäftige.

In der Ethnomethodologie werden Praktiken der Rechenschaftslegung (*accounting practices*) als fortlaufende Errungenschaften von sozialen Prozessen der Sinngebung verstanden. Garfinkel argumentierte, dass »[jede] Umgebung ihre Aktivitäten organisiert, um ihre Eigenschaften als organisierte Umgebung praktischer Aktivitäten nachweisbar, zählbar, aufzeichnenbar, wiederholbar, erzählbar, analysierbar – kurz gesagt, rechenschaftspflichtig (*accountable*)« zu machen (Garfinkel 1967: 33). In Garfinkels Modell sind Akteur:innen »Mitglieder« (*members*), die auf ihren Alltagsverstand (*common sense*) rekurrieren, aufgrund dessen eine gegebene Situation potentiell gemeinsam erlebt und verstanden wird (Garfinkel 1962). Diesem Ansatz nach verpflichten sich die Interaktionspartner:innen gegenseitig »auf gemeinsame soziale Erwartungen [...], die gemeinsam genutzt werden, um ein sinnvolles soziales Ergebnis auszuhandeln« (Rawls 1985: 127). Für Garfinkel ermöglichen gemeinsame Argumentationsmethoden die kontinuierliche Aktualisierung des impliziten Verständnisses in einem bestimmten Kontext, wodurch »sozusagen ein laufender Index dessen, was in einem sozialen Ereignis passiert« (Heritage 1988: 128) erstellt wird. Mit anderen Worten, um erkennbar zu sein, hängt eine Rechenschaftspflicht »von einer Beherrschung der Ethno-Methoden ab« (Giddens 1979: 57). Die indexikalischen Äußerungen eines Akteurs, die ihre Bedeutung stets innerhalb des Kontextes ihrer lokalen Produktion erhalten, müssen ständig überarbeitet werden, um für andere verständlich zu sein. Garfinkel nennt dies *doing accounts* (Garfinkel 1967: 10f). *Accounting* wird dabei als eine Form der Selbstdokumentation verstanden, also eine reflexive Technik, mit der Akteur:innen ihr Handeln realisieren.

Die linguistischen Anthropologinnen Sally Jacoby und Elinor Ochs (Jacoby/Ochs 1995: 171) definieren Ko-Konstruktion als »die gemeinsame Schaffung einer Form, Interpretation, Haltung, Handlung, Aktivität, Identität, Institution, Fähigkeit, Ideologie, Emotion oder einer anderen kulturell bedeutungsvollen Realität«, die nicht notwendigerweise eine Verbundenheit oder Einigkeit der Interaktionspartner:innen voraussetzt oder produziert. Ein geteiltes Interaktionssetting setzt somit weder einen geteilten Wissenshorizont voraus, noch stellt es diesen notwendigerweise her. Mein für diesen Beitrag herangezogenes Datenmaterial ist im Vergleich zu linguistisch-anthropologisch erhobenen Daten um ein Vielfaches reduziert, da die gesamte Bandbreite nonverbaler Interaktion (Gestik, Gesichtsausdrücke, Betonung, Lachen, Schweigen usw.) fehlt. Darüber hinaus handelt es sich bei den mir vorliegenden verschriftlichten Daten aus den Asylverfahren nicht um vollständige Transkripte der Erstinterviews, sondern um teils stark verkürzte schriftliche Aufzeichnungen dessen, was ein/e Interviewer:in im Gespräch mit einer asylsuchenden Person als »relevante« Information erachtet haben muss. Es kommt in meiner Analyse aber weniger auf die inhaltliche Dichte solcher Texte an, als auf die darin dokumentierte *Sequenzierung* der Interaktion (ebd.: 176). Im

Vergleich mehrerer Asylfälle zeigt sich dabei, dass sich die Interviewfragen und die Fragetechnik der Fallbearbeiter:innen zumeist ähneln. Oft stellen diese innerhalb eines Interviews beispielsweise die gleiche Frage mehrfach, selbst wenn sie bereits beantwortet wurde. Der Konversationsanalytiker Emanuel Schegloff (1995) spricht in solchen Zusammenhängen vom Herstellen einer Informationsredundanz. Im Kontext der Asylverfahren stellt diese meines Erachtens einen Versuch dar, »sicheres Wissen« im Sinne von »verwertbarem Wissen« zu generieren.

Jacoby und Ochs konstatieren des Weiteren, dass im Rahmen einer als Ko-Konstruktion konzeptualisierten Interaktion sogar vermeintlich »stabile Kategorien« wie Genderidentitäten oder Verfahrensregeln ko-konstruiert werden (Jacoby/Ochs 1995: 177). Das Gleiche gilt für die Erstaufnahmedokumentation in Asylverfahren. Auch wenn sie davon ausgehen, dass jede Form der Interaktion situativ ko-konstruiert wird, negieren Jacoby und Ochs nicht den Einfluss kultureller Faktoren und deren historische Einbettung auf die Interaktion (ebd.: 178). Es macht somit einen Unterschied, ob eine Art gemeinsamer Wissenshintergrund existiert, auf den in einer Interaktion rekurriert werden kann, oder nicht.

Im Asylverfahren ist dieser gemeinsame Wissenshintergrund nicht nur *nicht* vorhanden, sondern die unterschiedlichen Wissenshintergründe stehen asymmetrisch zueinander. Oberflächlich betrachtet ist es die asylsuchende Person, die im Besitz sicheren Wissens ist – und zwar über ihre eigene Herkunftsgeschichte. Bei genauerer Betrachtung fällt allerdings auf, dass es in erster Linie das Herrschaftswissen über das Asylverfahren ist, welches der/die Interviewer:in zu einer das Gespräch dominierenden Position verhilft. Letztere wird in den Transkripten auch in den Reaktionen der Asylsuchenden ersichtlich, nämlich immer dann, wenn die Asylsuchenden versuchen, so zu antworten, wie sie denken, dass es von ihnen erwartet wird (siehe auch Holstein/Gubrium 1997). Jacoby und Ochs bezeichnen solche Formen der Hierarchisierung als »vertikale Konstruktion« (Scollon 1976, zitiert in Jacoby/Ochs 1995: 172) des Gesagten. Andererseits fehlt es den Fallarbeiter:innen oft an regionalem Hintergrundwissen, so dass auch diesbezüglich eine Wissensasymmetrie vorhanden ist.

Wird im allgemeinen Recht von »Halbschatten des Zweifels« (Hart 1993: 12) gesprochen, den es zu erhellen gilt, um Gewissheit zu erlangen und »objektive« Entscheidungen fällen zu können, bestehen Asylverfahren hauptsächlich aus »Schatten« (Dequen 2013: 453), die eine positivistische Rechtsprechung erschweren oder gar unmöglich machen (ebd.).³ Inhaltliche Befragungen in Asylverfahren, insbeson-

3 Dies greift auch WALD auf: Im aktuellen »europäischen Drama[s] der Migration« zeigt sie im Rückgriff auf die antike Geschichte, dass damals wie heute die Schwierigkeit für Geflüchtete darin bestand, ihre eigene (Flucht-)geschichte plausibel darzustellen. Theateraufführungen zu diesem Thema bieten die Möglichkeit, metatheatral zu verhandeln, was sich ansonsten einer öffentlichen Debatte entzieht. Spannend ist dabei, dass in aktuellen dokumentarischen

dere im Fall von Staatenlosen, sind von vornherein bei beiden Interviewpartner:innen durch nicht gesichertes Wissen über ihr jeweiliges Gegenüber gekennzeichnet. Neben dem fehlenden geteilten Faktenwissen (auf der einen Seite über die Herkunftsgeschichte; auf der anderen Seite über das Asylverfahren) kann ebenfalls nicht auf einen bereits bestehenden *common sense* rekurriert werden (siehe auch Schuster 2003). Dieser wird, wenn überhaupt, in der laufenden Interaktion selbst hervorgebracht, wie ich im Folgenden beschreibe.

Die mir als Gutachterin zur Verfügung gestellten Transkripte aus Asylinterviews sind geprägt durch sogenannte ›*hint-and-guess*-Sequenzen‹. Darunter werden bestimmte Arten der Interaktionsabfolge (Sequenzierung) verstanden, bei denen ›Vorschläge‹ seitens der Fallbearbeiter:innen bezüglich Herkunft, Sprache, Kultur und Fluchtgeschichte der asylsuchenden Person gemacht werden. Bei ihren ›Vorschlägen‹ rekurrieren die Fallbearbeiter:innen zum einen auf die den COI-Datenbanken zu entnehmenden Informationen, zum anderen auf ihr im Laufe ihrer Berufstätigkeit erworbenes Fachwissen (siehe auch Kolanoski 2018). Solche ›Vorschläge‹ werden von den Asylsuchenden angenommen oder zurückgewiesen, wobei das Ablehnen von ›Vorschlägen‹ weitaus seltener ist, da sie die ablehnende Person in eine agierende Position versetzt (*repair initiator*), in der sie einen Gegenvorschlag machen müsste, um die Interaktion am Laufen zu halten (Schegloff/Jefferson/Sacks 1977).

In derartigen Interaktionen versuchen die Gesprächspartner demnach, ihre *accounts* ständig zu aktualisieren. Zu untersuchen ist, ob sie auch dann auf ein ›sinnvolles soziales Ergebnis‹ hinarbeiten, wenn ihre Interessen potentiell entgegengesetzt sind und ein gemeinsames Grundverständnis (*common sense*) nicht vorausgesetzt werden kann. Bevor ich eine Interviewsequenz unter dem Gesichtspunkt der Ko-Konstruktion beleuchte, beschreibe ich zunächst das britische Asylverfahren im Detail, innerhalb dessen die Interviews stattfinden.

Unsicheres Wissen in Asylverfahren

Wenn eine Person in Großbritannien einen Asylantrag stellt, führt ein Mitglied der *National Asylum Allocation Unit* (NAAU) des Innenministeriums zuerst ein standardisiertes sogenanntes *Screening* durch. Hier werden die Personalien der Antragstellerin oder des Antragstellers, biometrische Daten, die Gründe für den Asylantrag sowie die Art der Einreise in das Vereinigte Königreich erhoben. Der Fall wird anschließend an eine andere Verwaltungseinheit übergeben. Die meisten Fälle werden von

Theateraufführungen unter anderem tatsächlich Geflüchtete als Schauspieler:innen auf der Bühne stehen. WALD spricht in diesem Zusammenhang von einer »doppelten Plausibilitätsinszenierung«.

einer der zwölf sogenannten *Asylum Casework Units* bearbeitet, die in unterschiedlichen Regionen Großbritanniens angesiedelt sind. Hier wird ein ›Sachgespräch‹ (*combined interview*) geführt, das für alle Asylsuchenden, unabhängig von ihrem individuellen Motiv für den Asylantrag, verpflichtend ist. Während dieses mehrstündigen Interviews interagieren die Antragsteller:innen mit einem/einer Staatsvertreter:in, die die Angaben zum individuellem Leben des/der Asylsuchenden in die Form eines juristisch tragfähigen ›Falls‹ bringt. Zumeist befragt der/die Fallbearbeiter:in (offiziell ›Entscheidungssträger:in‹) den/die Antragsteller:in mit Hilfe eines/einer Dolmetscher:in. Der interviewten Person werden keine konkreten Angaben hinsichtlich der Art oder Länge der von ihr erwarteten Antworten gemacht. Es wird lediglich erfragt, ob sich die Person als gesundheitlich hinreichend stabil einschätzt, das Interview durchzuführen.

Auf Grundlage der bei diesem ›Sachgespräch‹ gegebenen Antworten wird vom Innenministerium ein Erstbescheid erlassen, gegen den der/die Antragsteller:in Rechtsbehelf erheben kann. Großbritannien hatte zeitweise die höchste Ablehnungsquote von erstinstanzlichen Entscheidungen in der EU. Die meisten der abgelehnten Anträge werden jedoch angefochten, und verbleiben daher oft mehrere Jahre lang im System.⁴

Im Zusammenhang mit dem ›Sachgespräch‹ wird von dem/der Antragsteller:in erwartet, dass sie ihre Staatsangehörigkeit nachweisen kann, normalerweise in Form eines Ausweisdokuments: eines Reisepasses, eines Personalausweises, einer Geburtsurkunde oder anderer, als relevant erachteter Dokumente, wie etwa Essensrationskarten aus einem Flüchtlingscamp der Vereinten Nationen. Können keine Ausweisdokumente vorgelegt werden, wird die Bearbeitung des entsprechenden Falls komplizierter, da die Fallbearbeiter:in nun anhand der Antworten des/der Antragsteller:in die Staatsangehörigkeit der asylsuchenden Person feststellen muss. Solche Anhörungen sind zeitintensiv, und so es gibt seit mehreren Jahren einen erheblichen Rückstand an unentschiedenen Asylfällen (Bolt 2017: 7).⁵

Bei jedem Asylgesuch ist zunächst zu klären, ob die Person als »Geflüchtete« gemäß der Definition der Genfer Flüchtlingskonvention (Abkommen über die Rechts-

-
- 4 Die *British Broadcasting Agency* (BBC) hat Fallbearbeiter:innen anonym befragt und ihre Ergebnisse mit der *Public and Commercial Services Union* abgeglichen. Dabei wurde deutlich, dass auf die neu eingestellten Fallbearbeiter:innen Druck ausgeübt wird, nicht nur die Quote der bearbeiteten Fälle zu erhöhen, sondern insbesondere auch Anträge abzuweisen. Seit dem Austritt aus der EU versucht die britische Regierung MigrantInnen noch vor deren Asylgesuch abzuschieben, indem sie ihre Einreise als ›illegal‹ deklariert (siehe Beyer, in Begutachtung).
 - 5 Seit Anfang 2018 finden Anhörungen mit Asyl- oder Schutzsuchenden im Fall von sich in Aufnahmestellen im Vereinigten Königreich befindlichen Asylbewerber:innen darüber hinaus zunehmend über online-Anhörungen statt. Seit COVID-19 hat sich diese Tendenz weiter verstärkt. Die Komplikationen, die sich aus dieser Verfahrensänderung ergeben, sind vielseitig und noch näher zu erforschen.

stellung der Flüchtlinge, UN 1951) anerkannt werden kann, wonach sie schutzbedürftig ist, wenn sie

aus der begründeten Furcht vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung sich außerhalb des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt, und den Schutz dieses Landes nicht in Anspruch nehmen kann oder wegen dieser Befürchtungen nicht in Anspruch nehmen will; oder die sich als Staatenlose infolge solcher Ereignisse außerhalb des Landes befindet, in welchem sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt hatte, und nicht dorthin zurückkehren kann oder wegen der erwähnten Befürchtungen nicht dorthin zurückkehren will. (UN 1951 Art. 1, Abs. 2)

In britischen Asylverfahren wird darüber hinaus geprüft, ob eine asylsuchende Person humanitären Schutzes (*humanitarian protection*) bedarf, ob eine Ausweisung aus Großbritannien mit Artikel 8 der *Europäischen Menschenrechtskonvention* (EMRK) kollidieren würde und ob eine zeitlich begrenzte oder eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis zu gestatten ist.

Im britischen System wird grundsätzlich angenommen, »dass das Risiko im Herkunftsland nicht definitiv messbar ist« (Reiling/Mitsch 2017: 546) und man sich daher dem sogenannten *real risk*- beziehungsweise einem *reasonable possibility*-Standard so gut es geht dadurch annähern muss, dass möglichst viele unterschiedliche Informationsquellen herangezogen werden (Hruschka/Löhr 2007, zitiert in Reiling/Mitsch 2017). Dreh- und Angelpunkt ist dabei die Fallgeschichte der asylsuchenden Person, die im Anschluss an die Interviews durch die Fallbearbeiter:in einer Glaubwürdigkeitsprüfung (*credibility assessment*) unterzogen wird.

Um die Glaubwürdigkeit der Aussagen eines/einer Asylbewerber:in zu beurteilen, werden vier Indikatoren genutzt: interne Kohärenz, externe Kohärenz, ausreichender Detailgrad sowie Plausibilität. In der Definition des *Flüchtlingswerks der Vereinten Nationen* (UNHCR) heißt es, dass »[v]on Glaubhaftigkeit [...] gesprochen werden [kann], wenn der Antragsteller einen Antrag eingereicht hat, der kohärent und plausibel ist, nicht im Widerspruch zu allgemein bekannten Tatsachen steht und daher alles in allem glaubhaft ist.«⁶ Plausibilität »bezieht sich auf das, was vernünftig, denkbar oder wahrscheinlich *erscheint*« (UNHCR 2013: 60, zitiert nach EASO 2018: 84; Herv. i.O.). Der *Europäische Gerichtshof* (EuGH) hat den Plausibilitätsbegriffs bislang noch nicht ausgelegt; die *Europäischen Unterstützungsbüros für Asylfragen* (EASO) konstatieren, dass dieser Begriff »enger« zu fassen sei als jener der Glaubwürdig-

6 Im englischsprachigen Original: »Credibility is established where the applicant has presented a claim which is coherent and plausible, not contradicting generally known facts, and therefore is, on balance, capable of being believed« (UNHCR 1998, S. 3, Abs. 11).

keit, »da eine Darstellung zwar plausibel sein kann, deshalb aber noch nicht glaubhaft sein muss« (EASO 2018: 82, Klammern entfernt).

Hinsichtlich der Glaubhaftigkeitsprüfung bei Asylanträgen wurden in der EU in den vergangenen Jahren mehrere, teils viele hundert Seiten umfassende Dokumente publiziert, wobei es sich vor allem um Veröffentlichungen des EASO handelt.⁷ Beispielhaft sei hier der Leitfaden *Richterliche Analyse. Beweisführung und Glaubhaftigkeitsprüfung im Rahmen des Gemeinsamen Europäischen Asylsystems* (EASO 2018) genannt, der in vielen europäischen Sprachen vorliegt. Diesem Bericht, wie auch anderen Publikationen, die als *Practical Guides* für Fallbearbeiter:innen oder als Teil einer *Professional Development Series* für Richter:innen oder Teilnehmende von Gerichtsverfahren gedacht sind, kann das von der EU erwünschte Vorgehen hinsichtlich der Glaubwürdigkeitsprüfung in Asylverfahren entnommen werden. Sich auf mehrere Gerichtsurteile berufend argumentiert das EASO, dass selbst wenn Einzelheiten eines Antragstellers unglaubwürdig erschienen, »die Gesamtglaubhaftigkeit aller Aussagen« nicht beeinträchtigt sei (EASO 2018, S. 85, Fn 281, S. 86). Zur Anwendung kommt somit das *in dubio pro reo*-Prinzip (im Zweifel für den Angeklagten), beziehungsweise im britischen Raum das *benefit of the doubt*-Prinzip.⁸

Grundsätzlich wird betont, dass es sich bei den vier Prinzipien »nur« um Indikatoren handle, nicht um »strenge Kriterien oder Bedingungen« (EASO 2018: 100). Die Prüfung entlang dieser Indikatoren wirft somit die Frage auf, vor welchem Hintergrund und anhand welchen Maßstabs überhaupt geprüft werden soll. In den Berichten wird weiter deutlich, dass es sich beim Indikator der Plausibilität um den am wenigsten klar definierten und damit den subjektivsten Indikator handelt (Maegherman/Van Veldhuizen/Horselenberg 2018). Die von der EU erlassenen Publikationen rekurren zum großen Teil auf einen früheren Bericht des UNHCR mit dem Titel *Beyond Proof. Credibility Assessment in EU Asylum Systems* (UNHCR 2013). Dieser Bericht, der bislang nur in englischer Sprache vorliegt, lässt bereits am Titel erkennen, dass es sich bei der Glaubwürdigkeitsprüfung nicht um den Versuch einer Beweisführung handelt, sondern um ein Abwägen. Des Weiteren werden Überschneidungen des Plausibilitätsindikators mit den Indikatoren der externen und internen Kohärenz konstatiert (siehe auch Maegherman/Van Veldhuizen/Horselenberg 2018). Plausibilität unterscheidet sich jedoch insofern von den beiden anderen Indikatoren, so das EASO, als dass sie »im Kontext des Hintergrunds des Antragstellers, seiner Bildung, seines Geschlechts und seiner Kultur zu prüfen ist« (EASO 2018: 98). Das Problem einer impliziten Voreingenommenheit seitens der interviewführenden Personen wird erkannt und den Prüfenden zur Vorsicht geraten:

7 Dieses wurde am 19. Januar 2022 ersetzt durch die Asylagentur der Europäischen Union (EU-AA).

8 So beispielsweise die Entscheidung des Upper Tribunals im Fall von ›KS (benefit of the doubt) 00552 IAC‹ (Tribunal Decisions 2014).

Grundsätzlich gilt, dass er vorsichtig sein sollte, bevor er eine Darstellung als inhärent unglaubhaft bezeichnet, weil ein erhebliches Risiko besteht, dass er von seinen eigenen Ansichten dazu, was plausibel bzw. unplausibel ist, übermäßig beeinflusst wird, und weil diese Ansichten unvermeidlicherweise von seinem eigenen Hintergrund in diesem Land und von den Sitten und Gebräuchen unserer eigenen Gesellschaft beeinflusst werden. Er sollte sich daher unbedingt bemühen, die Darstellung eines [Antragstellers] von Ereignissen [...] vor dem Hintergrund der Lage in dem Land zu sehen, aus dem der [Antragsteller] kommt. (High Court [Irland], Urteil vom 22. September 2015, IFO/Refugee Appeals Tribunal & Others [2015] IEHC 586, zitiert nach EASO 2018: 98)

Eine solche Sichtweise ist der ethnologischen Arbeit geläufig. Es stellt sich allerdings die Frage, wie sie von einem/einer Fallbearbeiter:in, Anwält:in oder Richter:in umgesetzt werden kann, die zum einen mit den regionalen Besonderheiten des angenommenen Herkunftslandes einer asylsuchenden Person nicht vertraut sein mag, zum anderen mit einer derartigen Übung in Selbstreflexivität im Rahmen ihrer alltäglichen Arbeit selten konfrontiert sein wird. Dennoch wird genau dies verlangt:

Das Gegengift gegen Subjektivität sowohl in der Individualität als auch in Denkprozessen ist Bewusstsein. Bedingung für eine Glaubwürdigkeitsprüfung ist, dass sich Befragter und Entscheider zunächst einer Selbstbeurteilung unterziehen, damit sie erkennen, inwieweit ihr eigener emotionaler und körperlicher Zustand, ihre Wertvorstellungen, Ansichten, Annahmen, Vorurteile und Lebenserfahrungen ihre Entscheidungsfindung beeinflussen. Es ist von entscheidender Bedeutung, dass Asylbehörden und die einzelnen Entscheider ein Grundverständnis und ein Bewusstsein für diese Einflüsse haben, damit sie Maßnahmen ergreifen können, um Subjektivität und Parteilichkeit so weit wie möglich zu reduzieren. (UNHCR 2013: 77)

Diese Hürde erscheint mir für den britischen Asylkontext, der sich durch einen aktuell immer rigider geführten Immigrationsdiskurs, eine ständig anwachsende Zahl nicht entschiedener und daher lange im System verbleibender Fälle sowie eine hohe Fluktuationsrate von Anwält:innen in den Kanzleien und tendenziell überarbeiteten Richter:innen auszeichnet, sehr hoch gesteckt. Ihre erfolgreiche Umsetzung kann – ähnlich wie die Glaubwürdigkeitsprüfung selbst – nur schwer an einem externen, eindeutigen Maßstab gemessen werden.

Im Folgenden zeige ich anhand eines empirischen Beispiels, wie nicht nur der ›Fall‹ eines Asylsuchenden ko-konstruiert wird, sondern inwiefern das prinzipiell unsichere Wissen von beiden beteiligten Seiten durch gesichtswahrende Aussagen umgangen wird. Als Produkt der asymmetrischen Interaktion im Asylverfahren dieser Person entsteht ein Textdokument, das sich weniger durch Fakten als durch

mehr oder weniger ›verwertbare‹ Aussagen auszeichnet. Diese sind oft jedoch weit von dem entfernt, was aus ethnologischer Perspektive in Bezug auf Regionalkenntnisse, Kenntnisse bezüglich Religion und Ethnizität, Sprache und dem Verständnis von Kultur im Allgemeinen als sinnvoll und angemessen erscheinen würde.

Herr S. wird ein ›Fall‹

In seinem Asylinterview antwortet Herr S. auf 141 Fragen, die ihm von einem/einer Sachbearbeiter:in des *Home Office* gestellt wurden. Erkennbar zielen bereits zu diesem frühen Stadium des Asylverfahrens mehrere dieser Fragen auf seine Glaubwürdigkeit ab.⁹

Im Gegensatz zum Erstaufnahmegespräch (*screening*), bei dem die Fragen des *Home Office* immer die gleichen sind und die Antworten der Asylsuchenden zumeist in abgetippter Form dokumentiert werden, sind die Antworten des umfassenderen ›Sachgesprächs‹ (*combined interview*) oft handschriftlich angefertigt. Neben der befragten Person war in dem hier behandelten Interview ein/eine Übersetzer:in anwesend, der/die die Fragen auf Bengali übersetzte und die Antworten in englischer Sprache wiedergab. Der Aufschrieb gibt Aufschluss darüber, was die interviewende Person von dem verstanden hat, was der/die Übersetzer:in übersetzte. Es handelt sich also um eine Art Verständnisprotokoll, was die bisweilen stichwortartigen Aufzeichnungen der interviewenden Person sowie die Rechtschreibfehler erklärt. Dadurch, dass die interviewende Person die Sprache des Interviewten nicht versteht, befindet er/sie sich gegenüber dem/der Übersetzer:in in einem Abhängigkeitsverhältnis. Nur was letztere/r verstanden hat, oder als ›relevant‹ erachtet, wird übersetzt. Anhand der hier notierten sprachlichen Äußerungen ist zudem erkennbar, dass der/die Übersetzer:in selbst keine englische Muttersprachler:in war.

Die interviewende Person hat sich dafür entschieden, das teils gebrochene und verkürzte Englisch des Übersetzers *verbatim* aufzuschreiben. Dies suggeriert Authentizität, so als sei man ›nah dran‹ am tatsächlich Gesagten. Allerdings werden die Worte des/der Übersetzer:in wiedergegeben, nicht die des Interviewten. Darüber hinaus ist die Form der Notation auf dem Blatt interessant: Für die Fragen sieht das vorgefertigte Formular, welches sich in den Jahren seitdem ich solche Gutachten schreibe, nicht verändert hat, wesentlich weniger Platz vor als für die Antworten. Bis auf den Eintrag 36, bei dem die Antwort wesentlich mehr Raum einnimmt

9 Da es mir auf den genauen Wortlaut ankommt, gebe ich die Sequenz wieder, so wie sie mir vorliegt, einschließlich aller grammatikalischen Fehler im handschriftlichen Transkript des Gesprächs, die der/die Interviewerin während des Interviews anfertigt. Meine Wiedergabe der Sequenz kopiert auch die tabellarische Schreibweise, sowie die Anordnung der Worte im Originaldokument.

als die Frage, halten sich Umfang von Fragen und Antworten jedoch die Waage. Ferner ist auffällig, dass bestimmte Worte von anderen Worten abgesetzt aufgeschrieben wurden. In Frage 33 wird nach Ethnizität und Sprache gefragt. In der Antwort notiert der/die Interviewer:in in der ersten Zeile *Chittagong* (eine Region in Bangladesch) und in der zweiten Zeile *Bangla* (der bengalische Ausdruck für Bengalisch, also eine Sprache). Derart getrennt wird eine Region mit einer bestimmten ethnischen Zugehörigkeit assoziiert. Dies entspricht meines Erachtens dem *common sense* der interviewenden Person und auch anderer mit dem Asylverfahren befassten Akteur:innen wie Anwäl:innen und Richter:innen. Erst die Kombination von *Chittagong Bangla* ergibt einen neuen Sinnzusammenhang, nämlich den eines Dialekts. Allerdings hatte der/die Interviewer:in danach gar nicht explizit gefragt, außer, man setzt »*ethnic* [sic!] *language*« mit »Dialekt« gleich. Hierzu müsste man den vom Übersetzer/von der Übersetzerin verwendeten bengalischen Ausdruck kennen. Dieser fehlt jedoch im Transkript.

No.	Question	Reply
33.	Doe people of Rohingya ethnicity speak an ethic language?	yes its Chittagong Bangla
34.	Do they have any traditional cultural beliefs or practices?	they believe in Allah. They have some practice and beliefs as muslims.
35.	Other than religion, is there anything else that makes Rohya people distinct from other Burmese?	The wedding ceremonies are different, food and diet different not big but di slight difference.

36.	How are weddings different?	They have fancy dresses and Invite loads of people and have nice stage for bride and groom, whereas we just do in village, invite few people and dress is quite attractive and the dress is something different, wear like Budist wear orange color, Rohya muslim lades have head covered but others dont
37.	Did you ever hold an ID card or other docs to show you lived in Burma?	No, because you dont get anything issued by them in your home.

Was der Interviewte nicht erwähnte, ist, dass er ›Rohingya‹ spricht. Dies wird sich im weiteren Verlauf seines ›Falls‹ als eines der Hauptprobleme erweisen, denn eine weitere allgemeine Annahme in Asylverfahren, die Minderheiten betreffen ist, dass einer ethnischen Gruppe *immer* eine eigene Sprache zugeordnet werden kann. Dass diese Annahme unzutreffend ist, ist in der Rechtsethnologie spätestens seit James Cliffords Studie zu *Identity in Mashpee* (1988) bekannt.¹⁰ Die Aussage von Herrn

10 Clifford (1988: 289) zeigte in seiner Gerichtsethnographie, inwiefern es für die ›Mashpee Indians‹ schwierig war, ihre Identität als ›Indians‹ anerkannt zu bekommen, da sie weder über ›angestammtes‹ Land, noch über eine eigene Sprache, eine eigene Religion oder eine eigene politische Struktur verfügten. Clifford bezeichnete die Mashpee als Grenzfall (*borderline case*) und sah die Aufgabe des Gerichts, das sich mit ihrem ›Fall‹ beschäftigte, weniger darin, Fakten offenzulegen als vielmehr ein Übersetzungsexperiment zwischen amerikanischen und *indianischen* Identitätsbehauptungen und -zuschreibungen.

S. bezüglich der Sprache (No. 33) macht ihn verdächtig, eigentlich ein Staatsbürger Bangladeschs zu sein.

Eine weitere Auffälligkeit im Transkript sehe ich in der schriftlichen Absetzung des Wortes *different* in Frage 36. Tatsächlich sind die Fallbearbeiter:innen insbesondere an Unterschieden interessiert. Die als relevant erachteten Unterschiede in diesem, wie auch in anderen Asylverfahren, beziehen sich auf Ethnizität, Sprache, Religion und Kultur. Selbst aus der oben wiedergegebenen kurzen Frage-Antwort-Sequenz wird, so denke ich, deutlich, dass es sich hierbei um eine essentialisierte Vorstellung dieser Kategorien handelt, bei der davon ausgegangen wird, dass sich eine ethnische Gruppe durch eine eigene Sprache sowie »traditional cultural beliefs or practices« auszeichnen kann, die sie als »distinct« von anderen ausweist.

Doch Herrn S. ist sich der asylrechtlichen Bedeutung des »unterschiedlich seins« im Vergleich zur Mehrheitsbevölkerung (hier: »Burmesen«) nicht bewusst. Statt die Unterschiede zu betonen und sich dadurch in seinem Rohingya-Sein als »distinct« zu positionieren, schwächt er existierende Unterschiede in den Antworten auf die Fragen 34 (»some«) und 35 (»not big but slight«) ab. Erst in Frage 36, bei der das Wort *different* abgesetzt geschrieben wurde und der/die Interviewer:in bereits zum zweiten Mal nach Unterschieden fragt, fällt die Antwort von Herrn S. länger aus. In seiner Antwort operiert Herr S. sodann mit einer *they ... we*-Dichotomie, auf die zuvor nicht rekuriert worden war. Es scheint, als hätte er jetzt verstanden, was die interviewende Person hören möchte, und so beginnt er nun, auf Unterschiede in der Form von Hochzeiten einzugehen, die er zwar bereits zuvor als *different* bezeichnet, aber nicht ausführlich erläutert hatte. Allerdings ist dabei nicht von »ethnischen« oder »religiösen« Unterschieden die Rede; vielmehr vergleicht er in einem verallgemeinernden Duktus eine finanziell bescheidene Hochzeit im Dorfkontext (*we*) mit einer luxuriös ausgestatteten Hochzeit (*they*). Von seiner Aussage über das schöne Hochzeitskleid geht er über zu einer allgemeinen Aussage, dass »Buddhisten« orange tragen würden (dies bezieht sich jedoch nicht auf Hochzeitskleider) und dass Rohingya-Frauen Kopftücher tragen (was ebenfalls nichts mehr mit Hochzeiten zu tun hat). Die interviewende Person hakt an dieser Stelle nicht nach – ihr fehlen vermutlich die Kenntnisse über den kulturellen Kontext, um diese Aussagen einordnen zu können. Aber es ist ja auch nicht ihre Aufgabe, solche Aussagen zu verstehen; sie soll nur Daten generieren, mit denen andere weiterarbeiten können.

Im Transkript setzt die interviewende Person nun einen kleinen Querstrich und setzt mit einer Frage nach Ausweisdokumenten neu an, die in keinerlei Zusammenhang mit der vorhergehenden Fragesequenz steht. Diese Frage hatte Herr S. bereits beim Aufnahmegespräch (*screening*) negativ beantwortet: er sei mit dem Ausweis eines bengalischen Staatsbürgers eingereist, den er von einem Schmuggler (*agent*) erhalten habe. Er habe noch nie ein eigenes Ausweisdokument besessen. Im Laufe des mehrstündigen Interviews wird die interviewende Person dennoch mehrere Male nach (fehlenden) Ausweisdokumenten fragen – insgesamt zwanzig Mal, wenn man

die Fragen nach Personalausweisen, Pässen, Arztbriefen, Schulzeugnissen und Aufenthaltsgenehmigungen mitrechnet.

Im Zusammenhang mit Kreuzverhören in amerikanischen Gerichtssälen hat Paul Drew argumentiert, dass die Erstellung von kontrastierenden Berichten »darauf abzielt, den Geschworenen das Material zu liefern, anhand dessen sie selbst herausfinden können, was sie aus den Tatsachen machen sollen« (Drew 1992: 516, eigene Übersetzung). Bei britischen Asylanhörungen haben die Fallbearbeiter:innen jedoch weder eine gegensätzliche Version einer Darstellung anzubieten oder einem/r Akteur:in zu entlocken, noch haben sie die Mittel, die Beschreibungen der Antragsteller:in zu prüfen. Dem/der Asylbewerber:in und dem/der Interviewer:in ist demnach gemeinsam, was die Ethnomethodologie ein »interaktionales Dilemma« (siehe zum Beispiel Solberg 2011) nennt, und sie lösen es, indem sie sich bemühen, tendenziell gesichtsbedrohende Handlungen (*face threatening acts*) zu vermeiden. Beispielsweise antwortet Herr S. nicht mit »Ich weiß nicht« oder »Ich verstehe Sie nicht«, sondern versucht stattdessen herauszufinden, was die »richtige« Antwort sein könnte. Die interviewende Person hakt ihrerseits vermutlich immer dann nicht nach, wenn ihr eigenes Wissen nicht ausreicht, um die Antwort als plausibel oder unplausibel bewerten zu können. Stattdessen wird das Thema gewechselt. Auf diese Weise tragen beide zur Herstellung von Rechenschaftspflicht (*accountability*) in ihrer Interaktion bei, ungeachtet dessen, dass ihre Machtpositionen und ihre Interessen ungleich verteilt sind. Auch der Verfremdungsprozess, den das an sich »unsichere Wissen« im Laufe solcher Interviews durch die unterschiedlichen Teilnehmer:innen, ihre jeweiligen Wissenshorizonte und Sprachbarrieren sowie aufgrund der Formalisierung ihrer Interaktion durchläuft, sollte anhand der oben wiedergegebenen Sequenz deutlich geworden sein. Genau genommen handelt es sich bei den in dieser Weise entstehenden Dokumenten um keine biographischen *accounts*. Während Asylgesuche immer nur individuell gestellt werden können, entindividualisiert das Asylsystem und die hier herausgearbeitete Praxis der Ko-Konstruktion nämlich die Asylsuchenden und bringt ihre individuellen Stimmen zum Schweigen.

Ein gemeinsam konstruierter »Fall« dieser Art wird sodann von Mitarbeiter:innen des Innenministeriums durchgesehen, infolgedessen ein Asylbescheid oder eine Ablehnung ergeht. Da, wie bereits erwähnt, die Ablehnungsrate sehr hoch ist, sind Berufungsverfahren institutionalisiert und beschäftigen nicht nur die asylsuchenden Personen, sondern auch Anwaltskanzleien, externe Expert:innen, die zu diesem Zeitpunkt hinzugezogen werden, und sozial-rechtliche Einrichtungen, die zum Beispiel die Finanzierung des Berufungsverfahrens realisieren. Der »Fall« wird anschließend einem Gericht erster Instanz vorgelegt (*First Tier Tribunal*). Die Richter:innen prüfen die Rechtmäßigkeit der Ablehnung und lassen in diesem Zusammenhang auch neue Dokumente zum Verfahren zu, zum Beispiel Plausibilitätsprüfungen durch externe Parteien, wie ethnologische Gutachten.

Die ethnologische Plausibilitätsprüfung als Möglichkeit einer angewandten Ethnologie

Ethnolog:innen tun sich manchmal schwer damit, ethnologisches Wissen in Form von Expert:innenwissen vor Gericht einzusetzen, da letzteres formalen und teils strikt einzuhaltenden Parametern gerecht werden muss. Meine COI-Gutachten sind in Form der Beantwortung bestimmter Fragen verfasst, die die Anwalt:innen der Antragsteller:innen beantwortet haben möchten. Wie in der Anhörungssituation zwischen Staatsvertreter:in und Antragsteller:in bin somit auch ich an der Erstellung von Dokumenten beteiligt, die von den Anwalt:innen der Antragsteller:innen zur Verteidigung ihres Anliegens verwendet werden, die von mir aber *für das Gericht* geschrieben werden müssen. In meiner Rolle als Gutachterin bin ich somit nicht Teil der Streitparteien, sondern zu ›Neutralität‹ verpflichtet. Durch Kolleg:innen aus dem Fach, die bereits vor mir innerhalb dieses Feldes beruflich aktiv waren, habe ich mir Wissen über Asylverfahren, das Genre des Bericht-Schreibens, sowie meine Rolle darin angeeignet, aber vor allem auch Interpretationsspielräume aufgetan und Lücken im System identifiziert, innerhalb derer ich meiner Ansicht nach ethnologisch ›wirksam‹ agieren kann. Neben der Einsicht in Dokumente, an die ich ansonsten nicht gelangen könnte, und die ich wissenschaftlich auswerte, fasziniert mich an dieser Expert:innenrolle insbesondere die Möglichkeit, den beteiligten Parteien, vor allem Anwaltskanzleien und Gerichten, eine ethnologische Sichtweise auf ihre eigene Kategorisierungspraxis zurückzuspiegeln. Diese Sichtweise bezieht sich weniger auf Faktenwissen zu bestimmten Regionen oder ethnischen Gruppen, sondern vielmehr auf ethnologisch fundierte Aussagen über die Wirksamkeit von (Rechts-)Kategorien, vor allem wenn es um die Frage der Interpretation dieser Kategorien im nicht-europäischen Ausland geht. Konkret behandle ich in meinen Gutachten Fragen nach der plausiblen Darstellung einer Fluchtgeschichte, dem allgemeinen Wissenstandes hinsichtlich der Geschichte, Geographie oder ›Kultur‹ des Heimatlandes, der ethnischen ›Identität‹ oder auch politischer Hintergründe. Darüber hinaus thematisiere ich vor allem die Plausibilitätsfrage hinsichtlich der Kategorisierung als Rohingya (oder eines Mitgliedes einer anderen ethnischen Gruppe) durch den angeblichen ›Heimatstaat‹. Während die Indikatoren der als ›Glaubwürdigkeitsprüfung‹ (*credibility assessment*) bezeichneten Prüfung durch Fallbearbeiter:innen oder externe Gutachter:innen wie mich herangezogen werden sollen, darf ich in meinen Gutachten jedoch keine direkte Aussage zur Glaubwürdigkeit (*credibility*) einer asylsuchenden Person und ihrer Aussagen machen. In der deutschsprachigen juristischen Literatur wird in solchen Zusammenhängen auch zwischen der ›Glaubwürdigkeit der Person‹ und der ›Glaubhaftigkeit des vorgebrachten Sachverhalts‹ unterschieden (Abdelkader 2021). Die aus einer Glaubwürdigkeitsprüfung erfolgende Konsequenz, also das eigentliche Urteil, ist – im Gegensatz zur vergangenheitsbezogenen Plausibilitäts-

prüfung – zukunftsbezogen. Allerdings wird COI-Expert:innen regelmäßig die Frage gestellt, was geschehen könnte, wenn man die asylsuchende Person in ihre angenommene Heimat zurücksenden würde.

In meinen Gutachten beantworte ich die mir von den Anwälten gestellten Fragen ausschließlich im Hinblick auf die Plausibilität der von der asylsuchenden Person getroffenen Aussagen, sowie im Hinblick auf die mir vorliegenden Informationen bezüglich der Situation im angenommenen Heimatstaat der Person. Da europäische Staaten per internationalem Abkommen dazu verpflichtet sind, keine Asylbewerber in für sie unsichere Länder auszuweisen, wo ihnen strukturelle Diskriminierung, Haft, Folter oder sogar der Tod drohen könnte, betone ich in vielen meiner Gutachten, für wie wahrscheinlich ich es halte, dass unter den gegebenen unsicheren (Wissens-)Umständen diese Person als Rohingya (oder als Angehörige einer anderen ethnischen Minderheit) im potentiellen Herkunftsland klassifiziert werden wird. Dies scheint, so meine Erfahrung, in den meisten Fällen, in denen ich dieses Argument im Sinne einer ›hohen Wahrscheinlichkeit‹ gemacht habe, überzeugend genug zu sein, um eine Entscheidung einer niedrigeren Instanz (*First Tier Tribunal*) oder des *Home Office* zu revidieren.

Auffällig ist dabei jedoch, dass in den Entscheidungen der Richter:innen weiterhin ein essentialisiertes Verständnis von Ethnizität (oder auch *race*) vorherrscht. Das heißt, auch wenn ich meine Argumentation ausschließlich auf dem ethnologisch-konstruktivistischem Paradigma aufbaue, so wird bei einer Rücknahme der Ablehnung des Asylbescheids durch die Richter:innen die Kategorie ›Ethnizität‹ oder *race* in einem essentialistischen Verständnis aufrechterhalten. Im oben erörterten Fall von Herrn S. war der Wortlaut der richterlichen Entscheidung beispielsweise wie folgt: Zum einen hieß es »I am satisfied on the evidence before me that the appellant is Rohingya«. Ich hatte hingegen zu keinem Punkt im Gutachten etwas über die Identität von Herrn S. als Rohingya verlauten lassen, sondern argumentiert, dass es wahrscheinlich ist, dass Herr S. in seinem Herkunftsland als Rohingya kategorisiert werden wird. Bezüglich des Risikos einer Rückschickung nach Bangladesch befand der Richter zum anderen: »There is a real risk that his true ethnicity will be exposed. If he is asked about his true ethnicity he cannot be expected to lie about it. If he tells the authorities that he is Rohingya he is at real risk of forcible repatriation to Burma«. Hier hatte der Richter die sich auf das Risiko beziehenden Passagen meines Gutachtens aufgenommen, allerdings sein Verständnis davon hinzugefügt, dass ein Mensch eine *true ethnicity* (im Gegensatz zu einer nur behaupteten?) besitzen kann. Sobald richterliche Entscheidungen verschriftlicht werden, ›verschwindet‹ das für das Urteil hinzugezogene ethnologische Wissen also hinter den etablierten Rechtskategorien. Weder kann ›der Staat‹ zugeben, dass er kein gesichertes Wissen erreichen kann und daher mit Plausibilitäten operiert, noch, dass er von essentialisierenden Identitätskonzepten ausgeht. Dies zu zeigen, bleibt die Aufgabe der (angewandten) Rechtsethologie.

Schluss

Die in britischen Asylverfahren bisher als Lösungen des Glaubwürdigkeitsproblems verfolgten Ansätze sind aus ethnologischer Sicht unterkomplex. Wie ich zeigen konnte, stellen sich Fragen nach Plausibilität (wie auch aller anderen Indikatoren) bereits bei der Erstaufnahme der Daten einer asylsuchenden Person und nicht erst vor Gericht oder im Rahmen eines gegebenenfalls anberaumten Verfahrens der zweiten Instanz. In den meisten Fällen gibt es keine Präzedenzfälle, so dass hier zurecht die Frage nach der Bemessensgrundlage der Glaubwürdigkeits- oder Plausibilitätsprüfungen aufkommt.

Mein Argument ist, dass es sich bei diesen Prüfungen um eine ko-konstruktive Praxis handelt, bei der die Fragenden sowie alle anderen am Verfahren beteiligten Personen einschließlich der COI-Expert:innen beteiligt sind. Eine ›Bewusstmachung‹ impliziter Vorannahmen halte ich im Rahmen der knappen Zeitressourcen aller Beteiligten für nicht realistisch. Was eine ethnomethodologische Herangehensweise jedoch zeigt, ist, dass es sich bei den ko-konstruktiven Verständigungspraktiken im Asylverfahren selbst um nicht bewusst wahrgenommene Praktiken handelt, bei denen sich die Interaktionspartner:innen aneinander ausrichten. Das so generierte Wissen ist inhärent unsicher und auch die starke Formalisierung des Gesamtprozesses kann darüber nicht hinwegtäuschen.

(M)ein ethnologischer Beitrag liegt zum einen darin, diesen Prozess wissenschaftlich darzustellen, offenzulegen und kritisch zu reflektieren. Zum anderen möchte ich meinen Blick auf Asylverfahren auch praktisch wirksam machen. In den von mir verfassten COI-Gutachten argumentiere ich daher implizit, dass gerade weil selbst Richter:innen nicht sicher wissen können, woher eine Person ›wirklich‹ stammt, sich bei der Beurteilung eines Falles eher danach zu richten ist, wie die Wahrscheinlichkeit einer Kategorisierung der asylsuchenden Person durch *andere*, z.B. staatliche Behörden in Myanmar oder Bangladesch, einzuschätzen ist, wie plausibel also die erfahrene und/oder sich gegebenenfalls einstellende Diskriminierung oder Verfolgung der asylsuchenden Person ist.

Literaturverzeichnis

- Abdelkader, Samah (2021): Die Anhörung im Asylverfahren. Exemplarische Analysen, Bielefeld: transcript.
- Affolter, Laura (2021): Asylum Matters. On the Front Line of Administrative Decision-Making, Cham: Palgrave Macmillan.
- Atkinson, Maxwell/Drew, Paul (1979): Order in Court, London: Palgrave Macmillan.

- Beyer, Judith (2022): »The Common Sense of Expert Activists. Practitioners, Scholars, and the Problem of Statelessness in Europe«, in: *Dialectical Anthropology* 46, S. 457–473.
- Beyer, Judith (in Begutachtung): »Activist Lawyers and ›Illegal‹ Migration in the UK«.
- Bolt, David (2017): *An Inspection of Asylum Intake and Casework*. Report. Independent Chief Inspector of Borders and Integration, https://assets.publishing.service.gov.uk/government/uploads/system/uploads/attachment_data/file/662769/An_Inspection_of_Asylum_intake_and_casework.pdf
- Clifford, James (1988): »Identity in Mashpee«, in: Ders., *The Predicament of Culture. Twentieth Century Ethnography, Literature and Art*, Cambridge, MA: Harvard University Press, S. 277–346.
- Dequen, Jean-Philippe (2013): »Constructing the Refugee Figure in France. Ethnomethodology of a Decisional Process«, in: *International Journal of Refugee Law* 25, S. 449–469.
- Drew, Paul (1992): »Contested Evidence in Courtroom Cross-Examination. The Case of a Trial for Rape«, in: Paul Drew/John Heritage (Hg.), *Talk at Work. Interaction in Institutional Settings*, Cambridge/New York/Melbourne: Cambridge University Press, S. 470–520.
- Dupret, Baudouin/Lynch, Michael/Berard, Tim (2015): *Law at Work. Studies in Legal Ethnomethods*, Oxford: Oxford University Press.
- Dupret, Baudouin (2016): *Adjudication in Action. An Ethnomethodology of Law, Morality and Justice*, Farnham/ Burlington: Ashgate.
- EASO (2018): »Richterliche Analyse. Beweiswürdigung und Glaubhaftigkeitsprüfung im Rahmen des Gemeinsamen Europäischen Asylsystems«, [https://euaa.europa.eu/sites/default/files/EASO-Evidence-and-Credibility-Assessment -JADE.pdf](https://euaa.europa.eu/sites/default/files/EASO-Evidence-and-Credibility-Assessment_JADE.pdf)
- Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) (1950).
- Garfinkel, Harold (1962): »Common Sense Knowledge of Social Structures. The Documentary Method of Interpretation in Lay and Professional Fact Finding«, in: Jordan Scher (Hg.), *Theories of the Mind*, New York: The Free Press, S. 689–712.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Garfinkel, Harold (2002): *Ethnomethodology's Program. Working out Durkheim's Aphorism*, Lanham: Rowman & Littlefield.
- Giddens, Anthony (1979): *Central Problems in Social Theory. Action, Structure and Contradiction in Social Analysis*, London: Macmillan/Berkeley: University of California Press.
- Good, Anthony (2007): *Anthropology and Expertise in the Asylum Courts*, Milton Park/Abingdon: Routledge-Cavendish.
- Hart, H.L.A. (1993): *The Concept of Law*, Oxford: Clarendon Press.

- Heritage, John (1988): Explanations as Accounts. A Conversation Analytic Perspective, in: Charles Antaki (Hg.), *Analyzing Everyday Explanation. A Casebook of Methods*, London: Sage. S. 127–144.
- Höhne, Markus (2016): »The Strategic Use of Epistemological Positions in a Power-laden Arena. Anthropological Expertise in Asylum Cases in the UK«, in: *International Journal of Law in Context* 12, S. 253–271.
- Holstein, James/Gubrium, Jaber (1997): »Active Interviewing«, in: David Silverman (Hg.), *Qualitative Research. Theory, Method and Practice*, London: Sage. S. 113–127.
- Hruschka, Constantin/Löhr, Tillmann (2007): »Der Prognosemaßstab für die Prüfung der Flüchtlingseigenschaft nach der Qualifikationsrichtlinie«, in: *Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik*, S. 180–185.
- Jacoby, Sally/Ochs, Elinor (1995): »Co-construction. An Introduction«, in: *Research on Language and Social Interaction* 28, S. 171–183.
- Kelly, Tobias (2012): »Sympathy and Suspicion. Torture, Asylum, and Humanity«, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 18, S. 753–768.
- Kolanoski, Martina (2018): »Trans-sequential Analysis, or: A Production-focused Approach to Procedurally Organized Work«, in: *Ethnographic Studies* 15, S. 58–82.
- Maegherman, Enide/Van Veldhuizen, Tanja/Horselenberg, Robert (2018): »Dropping the Anchor. The Use of Plausibility in Credibility Assessments«, in: *Oxford Monitor of Forced Migration* 7, S. 37–55.
- Mitsch, Lukas/Reiling, Katharina (2018): »Das Wissensproblem im Asylprozess und wie es behoben werden kann«, in: *Verfassungsblog*, <https://verfassungsblog.de/das-wissensproblem-im-asylprozess-und-wie-es-behoben-werden-kann/>
- Mitsch, Lukas (2020): *Das Wissensproblem im Asylrecht. Zwischen materiellen Steuerungsdefiziten und Europäisierung*, Baden-Baden: Nomos.
- Pine, Adrienne (2020): »An »Expert« View of the Asylum Industry«, in: Siobhán McGuirk/Adrienne Pine (Hg.), *Asylum for Sale. Profit and Protest in the Migration Industry*, Oakland: PM Press, S. 203–215.
- Rawls, Anne (1985): »Reply to Gallant and Kleinman on Symbolic Interactionism vs Ethnomethodology«, in: *Symbolic Interaction* 8, S. 121–140.
- Reiling, Katharina/Mitsch, Lukas (2017): »Wissen im Asylprozess«, in: *Die Verwaltung* 50, S. 537–569.
- Schegloff, Emanuel/Jefferson, Gail/Sacks, Harvey (1977): »The Preference for Self-correction in the Organization of Repair in Conversation«, in: *Language* 53, S. 361–82.
- Schegloff, Emanuel (1995): »Discourse as Interactional Achievement II. The Omnirelevance of Action«, in: *Research on Language and Social Interaction* 28, S. 185–211.
- Schuster, Liza (2003): »Common Sense or Racism? The Treatment of Asylum Seekers in Europe«, in: *Patterns of Prejudice* 37, S. 233–256.

- Scollon, Ronald (1976): *Conversations with a One-Year-Old. A Case Study of the Developmental Foundation of Syntax*, Honolulu: The University Press of Hawai'i.
- Solberg, Janne (2011): »Activation Encounters. Dilemmas of Accountability in Constructing Clients as »Knowledgable««, in: *Qualitative Social Work* 10, S. 381–398.
- Travers, Max/Manzo, John (1997): *Law in Action. Ethnomethodological and Conversation Analytic Approaches to Law*, Aldershot u. a.: Ashgate.
- »Tribunal Decisions« (2014), <https://tribunalsdecisions.service.gov.uk/utiac/2014-ukut-552>
- UN (1951): *Genfer Flüchtlingskonvention. Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge*.
- UNHCR (1998): *Note on Burden and Standard of Proof in Refugee Claims*, <https://www.refworld.org/docid/3ae6b3338.html>
- UNHCR (2013): *Beyond Proof. Credibility Assessment in EU Asylum Systems*, <https://www.unhcr.org/media/full-report-beyond-proof-credibility-assessment-eu-asylum-systems>

Plausibilität als Zwischenschritt und Zwischenraum

Die soziale Bewertung konjunktivistischer Wissenspraktiken

Thomas G. Kirsch

(I.) In sozialen Konstellationen, in denen nach verbindlicher Gewissheit gestrebt wird, ist Plausibilität nur die halbe Miete. Denn das Plausible vollzieht keine epistemische Schließung, sondern ist irritierbar durch alternative Plausibilisierungen, bleibt in der Schwebe. Handlungsorientierungen, die auf Plausibilität beruhen, sind vorläufiger Natur, was in diesen sozialen Konstellationen als Problem gilt. Indem Plausibilität konjunktivistisch ist, verbleibt sie im Status eines Zwischenschritts im Streben nach Gewissheit. Die Notwendigkeit, auf ein Denken in Plausibilitäten zurückzugreifen, ist hier Teil des zu lösenden Problems.

(II.) In sozialen Konstellationen, in denen Gewissheitsbehauptungen erfahrungsgemäß zu sozialen Konflikten führen können, ist Plausibilität der goldene Weg. Denn das Plausible vollzieht keine epistemische Schließung, sondern ist irritierbar durch alternative Plausibilisierungen, bleibt in der Schwebe. Handlungsorientierungen, die auf Plausibilität beruhen, sind vorläufiger Natur, was in diesen sozialen Konstellationen als Vorteil gilt. Indem Plausibilität konjunktivistisch ist, eröffnet sie einen unverbindlichen Zwischenraum der sozialen Verhandbarkeit. Die Möglichkeit, auf ein Denken in Plausibilitäten zurückzugreifen, ist hier Teil der Problemlösung.

In diesen Szenarien steht Plausibilität für eine Wissenspraxis, die konjunktivistisch ist, da sie einen vorstellbaren Raum epistemischer Möglichkeiten absteckt, ohne für eine von ihnen verbindliche Gewissheit erreichen zu können (Szenario I) oder zu wollen (Szenario II).¹ In jedem der beiden kontrastiv gesetzten, idealtypischen Szenarien kommen Praktiken der Plausibilisierung eine andere soziale Bewertung zu. Während sie in der Logik des ersten Szenario als ein zu überwindendes Provisorium gelten, ist es in der Logik des zweiten Szenario ihr provisorischer Charakter, der Plausibilität soziale Wertschätzung erfahren lässt.

¹ Mit dem Begriff »konjunktivistisch« nehme ich Bezug auf die Grundform des grammatischen Konjunktivs II (Potenzialis), mit dem »Vorgestelltes« und »Mögliches« zum Ausdruck gebracht wird, sprich in dem das Eintreten von etwas Gedachtem prinzipiell als möglich erachtet wird (Duden online 2023).

In diesem explorativ angelegten Beitrag beschäftige ich mich mit der Frage der diskursinternen soziokulturellen Bewertung von Praktiken des Plausibilisierens in gesellschaftlichen Kontexten, in denen dem Erlangen bestimmter epistemischer Gewissheiten für die lokalen Akteur:innen eine wichtige Rolle zukommt. Ich erörtere mit exemplarischem Blick auf zwei meiner Forschungsfelder im gegenwärtigen Afrika, welche soziokulturellen Logiken den oben skizzierten Bewertungsmustern zugrunde liegen und in welcher Beziehung diese Logiken zum Gewissheitsstreben der jeweiligen Akteur:innen stehen.²

Den beiden empirischen Feldern, die ich als ›Gewissheitsökologien‹ (siehe EINLEITUNG dieses Bandes) in den Blick nehme, ist gemeinsam, dass es für die sozialen Akteur:innen, die diese Felder konstituieren und die in ihnen navigieren, schwierig ist, sich ein gesichertes Wissen in lebensweltlichen Bereichen anzueignen, denen aus unterschiedlichen Gründen und mit unterschiedlichen sozialen Effekten eine mithin existentielle Bedeutung zugeschrieben wird: Sicherheit in Südafrika, Religion in Sambia.³ Wie ich darlegen werde, haben diese Schwierigkeiten in beiden Feldern mit der Ko-Präsenz konkurrierender Ansprüche auf gewissheitsvermittelnde Aussagen über die Wirklichkeit zu tun, von denen keiner durch eine gesellschaftlich umfassende, längerfristige Durchsetzungsmacht gestützt wird. Ferner herrscht in beiden Feldern eine weit verbreitete Hermeneutik des Verdachts gegenüber denjenigen Personen und Institutionen vor, die solche Gewissheitsansprüche für sich erheben.

Meine Analyse zielt darauf ab, einen wissensethnologisch konturierten Beitrag zum Studium von ›uncertainty as a central problem in contemporary anthropological thought and practice‹ (Samimian-Darash/Rabinow 2015: 1) zu leisten. Anstatt aber beispielsweise in Form ethnographischer Fallstudien auf das ebenfalls wichtige Thema zu fokussieren, mittels welcher Wissenspraktiken soziale Akteur:innen bemüht sind, die Ungewissheit konjunktivisch-plausiblen Wissens in epistemische Gewissheit zu überführen, arbeite ich heraus, welcher Stellenwert solchen epistemischen Ungewissheiten in spezifischen ethnographischen Kontexten zukommt.⁴

›Wissen‹ und ›Wert‹ werden im Folgenden also nicht als voneinander getrennte Sphären soziokultureller Praxis betrachtet, sondern in ihrer wechselseitigen Ver-

-
- 2 Da es mir in diesem Beitrag nicht um vernakulärsprachliche Verwendungen von ›Plausibilität‹ und semantisch verwandten Wörtern, sondern um spezifische Wissenspraktiken geht, kommt ›Plausibilität‹ im Folgenden als analytischer Begriff zum Einsatz.
 - 3 Die in meine nachfolgende Analyse eingehenden empirischen Materialien gehen zurück auf Feldforschungen in Sambia (1993–2023) und Südafrika (2003–2016). Mein Dank gilt dem DAAD und der DFG, die diese Forschungen möglich gemacht haben, sowie Christina Wald und den Teilnehmer:innen des Sozial- und Kulturanthropologischen Kolloquiums an der Universität Konstanz für hilfreiche Hinweise zu einer früheren Fassung dieses Beitrags.
 - 4 Auch dem Fach Ethnologie sind solche Wissenspraktiken der Evidentialisierung natürlich nicht fremd (siehe beispielsweise Engelke 2008).

schränkung untersucht. Damit greife ich das wissensethnologische Interesse an der Forschungsfrage auf, wie unterschiedliche Wissensformen hierarchisierende Bewertungen erfahren, beispielsweise wenn göttlichem ›Eingebungswissen‹ ein größerer Wert zugesprochen wird als erlerntem ›Buchwissen‹, wie dies in Pfingstkirchen der Fall ist (Engelke 2007; Kirsch 2008: 71ff), oder wenn Akteur:innen im politischen Raum ihr persönliches Erfahrungswissen über die Aussagen wissenschaftlicher Expert:innen stellen (Bogner 2021). Zugleich gehen meine Überlegungen über die eben genannte Forschungsfrage hinaus, indem sie sich mit dem sozialen Stellenwert einer Wissensform beschäftigt, deren Inhalte den jeweiligen Wissenspraktiker:innen nicht als gewiss, sondern in konjunktivischer Weise lediglich *plausibel* erscheinen, wodurch der Analysegegenstand in die Nähe kultur- und sozialwissenschaftlicher Debatten zu ›Halb- und Nichtwissen‹ (Dilley/Kirsch 2015; Gross 2007; High/Kelly/Mair 2012; Wehling 2015) sowie zur ethnologischen Exploration imaginer Alternativwelten (z.B. Carrithers 2005; Faubion 2021; Graeber 2007; Guyer 2009; Marcus/Fisher 1999) rückt.

Diese Betrachtungsweise erlaubt mir, eine interessante Dimension des im Fach Ethnologie bislang stiefmütterlich behandelten Konzepts der Plausibilität auszuloten. Im gewissheitsökologischen binären Kontrast von ›Wissen/Nicht-Wissen‹ spannt der Plausibilitätsbegriff nämlich eine intermediäre Zone des »Möglichkeitssinns« (Meißner 2007: 95) auf, in der Aussagen über die Wirklichkeit sozial verhandelt werden, die weder als ›gesichert‹ gelten noch dem Bereich des rein Fiktiven zugeordnet werden oder von vorneherein für ›unzutreffend‹ gehalten werden. Plausibilität entfaltet so einen konjunktivischen Möglichkeitsraum des Epistemischen, der – wie ich zeigen werde – in kontextabhängiger Weise unterschiedliche diskursinterne Bewertungen erfährt.

Praktiken der Plausibilisierung sind von Ethnograph:innen vielfach beschrieben und analysiert worden; auch sind sie in der ethnologischen Forschungs- und Repräsentationsarbeit selbst anzutreffen. Erstaunlicherweise kommt dem Konzept der Plausibilität in diesen Arbeiten aber gewöhnlich kein eigenständiges erkenntnisgenerierendes Gewicht zu, das über methodologische Erwägungen oder repräsentationspolitische Reflexionen hinausgeht. Es existieren neuere ethnographische Untersuchungen, die sich mit der Rolle von Plausibilitätsdiskursen und den damit zusammenhängenden Praktiken der Plausibilisierung in spezifischen soziokulturellen Feldern, etwa in gerichtlichen Verfahren oder im Kontext von Migrationsregimen, beschäftigen (z.B. Affolter 2021; Good 2006; Jubany 2017; siehe auch BEYER in diesem Band). Plausibilisierungen sind hier Teil des empirischen Untersuchungsgegenstands. Viele andere ethnologische Studien rufen den Begriff der Plausibilität in einem beiläufigen Gestus auf, ohne ihn über das Alltagsverständnis hinaus konzeptuell auszuarbeiten, beispielsweise wenn es heißt, dass eine bestimmte Schlussfolgerung als ›plausibel‹ bezeichnet werden könne. Und schließlich finden sich ethnographische Studien, deren thematischer Fokus und analytische Zu-

gangsweise deutlich machen, dass Praktiken der Plausibilisierung im Zentrum des Interesses stehen, die das Wort Plausibilität aber kurioserweise gänzlich unerwähnt lassen. E. E. Evans-Pritchards Monographie zur Hexerei bei den Azande im Sudan ist ein prominentes Beispiel für das Letztgenannte. Mit der These, dass dem Hexerei-Idiom Rationalität zugesprochen werden kann, wenn bestimmte Prämissen des Denkens in diesem Idiom akzeptiert werden (Evans-Pritchard 1937), kann dieses Buch als ein früher Beitrag zur ethnologischen Plausibilitätsforschung gelesen werden. Dennoch wird der Begriff ›Plausibilität‹ und seine semantischen Derivate in diesem Buch kein einziges Mal verwendet.

Dass das Konzept der Plausibilität im Fach Ethnologie nicht prominenter geführt wird, überrascht, wenn man sich bestimmte charakteristische Grundzüge bzw. -fragen ethnologischer Erkenntnisinteressen und Forschungspraxis vergegenwärtigt, die aus Platzgründen hier nur angedeutet werden können. In seiner Abhandlung zu kulturrelativistischen Ansätzen in der Ethnologie merkt Michael Brown an: »Fieldwork would be impossible to accomplish if anthropologists felt free to voice dismay whenever confronted by practices that struck them as illogical or repugnant« (Brown 2008: 367). Der ihm zufolge in der Feldforschung einzusetzende ›methodologische Relativismus‹ bedeutet im Kern, bei den Aussagen und Handlungen seiner Forschungspartner:innen ein ›principle of charity‹ (Davidson 1974; Quine 1960) walten zu lassen und ihnen im Stile der oben erwähnten Azande-Ethnographie von Evans-Pritchard (zumindest temporär) eine prämissenabhängige, sprich diskursinterne Plausibilität zuzuerkennen.

Welche Rolle diesem Prämissenrelativismus dann auch in der Interpretation und Analyse der ethnographischen Forschungsmaterialien zukommen soll, wird unter Ethnolog:innen kontrovers diskutiert. Der Rechtsethnologe Richard Wilson äußert sich diesbezüglich kritisch:

Anthropologists have been strangely reluctant to assess the variety of accounts of who did what to whom, not in the sense of their representational forms, but with regard to their veracity. Does it matter that some accounts of mass atrocities are more plausible than others, and some are out-and-out exculpatory lies (›Apartheid was a good neighbour policy that somehow went awry‹)? (Wilson 2004: 14)

Wilson diagnostiziert dem Fach Ethnologie eine »epistemological hypochondria« (ebd.) mit dem »deeper problem of the discipline's inability to move beyond a weak, relativist theory of knowledge« (ebd.). Als Vertreter eines kritischen Realismus spricht sich Wilson vehement dafür aus, die Plausibilität der Aussagen von Forschungspartner:innen an evidenzbasiertem Wissen über die Wirklichkeit zu messen.

Neben solchen methodologischen und epistemologischen Fragen sehen sich Ethnolog:innen bei der schriftlichen und/oder audiovisuellen Repräsentation ethnographischer Befunde vor der Herausforderung, die von ihnen untersuchten (fremd)kulturellen Praktiken einer damit unvertrauten Leserschaft in plausibler Form verständlich zu machen (Schindler/Schäfer 2021). Dies wurde in der Ethnologie insbesondere unter dem Stichwort ›Writing Culture‹ (z.B. Allison/Hockey/Dawson 1997; Clifford/Marcus 1986; Thornton 1988; Zenker/Kumoll 2010) und des ›Übersetzens zwischen Kulturen‹ (Asad 1986; Pálsson 1993; Sturge 1997) diskutiert, wobei deutlich wurde, dass diese Form der ethnographischen Plausibilisierung keinerlei repräsentationspolitische Neutralität für sich beanspruchen kann.

Auf der Ebene der von Ethnolog:innen untersuchten Forschungsgegenstände kam es seit den 1980er Jahren zu einem verstärkten Augenmerk auf identitäts- und wissenspolitische Fundamentalismen der unterschiedlichsten Couleur (Nagata 2001); auch wandte man sich mit Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts zunehmend der STS-inspirierten Untersuchung wissenschaftlicher Evidenzpraktiken bei der soziotechnischen Konstruktion ›harter Fakten‹ zu (z.B. Ecks 2008; Lambert 2009; Petryna 2009) – beides Forschungsfelder, in denen die untersuchten sozialen Akteur:innen nach möglichst verbindlichen Gewissheiten streben. Mehr oder weniger zeitgleich führte die Kritik an essentialisierenden Kulturbegriffen (z.B. Abu-Lughod 1991) und das Interesse an transregionalen – ja mithin globalen – Diffusionsprozessen (z.B. Appadurai 1990) zu einem gesteigerten Bewusstsein für die oft konfliktreiche Ko-Präsenz unterschiedlicher Wissensordnungen und -praktiken innerhalb ein- und desselben ethnographischen Feldes. Der Analyse der von den Akteur:innen in solchen heterogenen epistemischen Feldern zu erbringenden Orientierungsleistungen kam in der Ethnologie fortan ein zentraler Stellenwert zu, wobei weithin davon ausgegangen wird, dass Akteur:innen ihre Entscheidungen teils in Unkenntnis der gegebenen Handlungsbedingungen treffen müssen, was seinerseits zum Entstehen nicht-intendierter Handlungsfolgen beiträgt (siehe auch Giddens 1997). Schließlich kulminierten diese Interessenslagen in den frühen 2000er Jahren in der Vorliebe vieler Ethnolog:innen für den Begriff der ›Navigation‹, dessen Kernidee von Henrik Vigh wie folgt zusammengefasst wurde: »Rather than designating movement across a hardened, solidified surface, [navigation] designates motion within fluid and changeable matter. The concept, in other words, highlights motion within motion; it is the act of moving in an environment that is wavering and unsettled« (Vigh 2009: 420).

Im vorliegenden Beitrag gehe ich davon aus, dass der heuristische Zugewinn des Konzepts der Plausibilität für wissensethnologisch ausgerichtete Studien mit dem vergleichbar ist, was der Begriff der ›Navigation‹ in die zuletzt skizzierten Forschungsorientierungen einbringt, nämlich das Bewusstsein, dass Wissenspraktiken in bestimmten ethnographischen Feldern einer »motion within fluid and changeable matter« (ebd.) gleichen – sprich, dass es den Akteur:innen in solchen Fel-

dern oft nicht klar ist, welche Wissensbestände zu einem gegebenen Thema überhaupt existieren, welche Dauerhaftigkeit und Verlässlichkeit die entsprechenden Wissensbestände für sich beanspruchen können und in welchen Verhältnissen sie zueinander stehen.

Im nachfolgend diskutierten Fallbeispiel aus Südafrika bezieht sich diese verunsichernde Fluidität auf die sich lokalen Akteur:innen mit großer Dringlichkeit stellende Frage, wie man sich vor (Gewalt)kriminalität schützen kann; in der sambischen Fallstudie geht es darum, wie bzw. durch Vermittlung welcher religiösen Institution die heilend-helfende Kraft Gottes für Menschen erlebbar gemacht werden kann.

Soziale Konstellationen, in denen ko-präsente Wissenspraktiken untereinander widersprüchlich sind, den lokalen Akteur:innen im Grundsatz aber gleichermaßen plausibel erscheinen, können »epistemic anxieties« (Ashforth 1998: 62) und Gefühle einer ontologischen Verunsicherung hervorrufen. Für das religiöse Feld im gegenwärtigen Soweto, Südafrika, arbeitet Adam Ashforth beispielhaft heraus, worauf die Existenz solcher epistemischen Ängste zurückzuführen ist, nämlich auf

the proliferation of interpretive authorities claiming to speak the truth about the action of invisible forces and entities and the inability of any particular form of authority to achieve dominance in making sense of a place where a superfluity of dangers, doubts, and fear engender a pressing need for meaning. The various agencies of authority [...] are unable to impose a generalized hegemony of interpretation. (Ebd.: 65)

Ashforths Einsicht lässt sich auf meine Fallstudien übertragen. In beiden herrschen ontologische Verunsicherungen vor, da verbindliche epistemische Gewissheiten schwierig bis unmöglich zu erreichen sind, so dass dem unverbindlich bleibenden Denken in Plausibilitäten eine gewichtige Rolle zukommt. Zugleich unterscheiden sich die Fallstudien in markanter Weise darin, wie Praktiken der Plausibilisierung bewertet werden. Im südafrikanischen Streben nach Sicherheit gilt das Plausible als ein *Zwischenschritt* auf dem unter Leidensdruck avisierten Weg zum gesicherten Wissen; im sambischen Streben nach göttlichen Hilfestellungen bietet es einen willkommenen *Zwischenraum* der sozialen Verhandelbarkeit.

Indem ich in meiner Analyse auf die soziokulturelle Einbettung der Bewertung von Plausibilität in manifest oder latent konflikthafter sozialen Konstellationen abhebe, zeige ich, dass Praktiken der Plausibilisierung sowohl als ein unerwünschter Nebeneffekt sozialer Konfliktfelder (Südafrika) als auch als ein produktiver Mechanismus für die Vermeidung von Konflikten (Sambia) verstanden werden können. Welche der beiden Einschätzungen in dem jeweils gegebenen gewissheitsökologischen Kontext zum Tragen kommt, hängt unter anderem davon ab, ob bei den Akteur:innen die Bereitschaft vorherrscht, das eigene Gewissheitsstreben im sozialen

Raum konflikthaft werden zu lassen, oder aber die Wahrung des sozialen Friedens über das eigene Gewissheitsstreben gestellt wird.

Plausible Sicherheiten in Südafrika

Im Südafrika der Gegenwart herrscht eine im internationalen Vergleich bemerkenswert hohe Inzidenz an (Gewalt)Kriminalität vor, die für die meisten Bewohner dieses Landes einen erfahrungsnahen Wiederhall hat. Dies führt unter anderem dazu, dass sicherheitsbezogene Diskurse und Praktiken fast allgegenwärtig sind.⁵ Die hohe Viktimisierungsrate und die in informellen wie (massen)medialen Öffentlichkeiten zirkulierenden Narrative über Kriminalität bringen in weiten Teilen der Bevölkerung Gefühle einer grundsätzlichen Verunsicherung mit sich, die durch die existierenden kriminalitätspräventiven und -bekämpfenden Maßnahmen der südafrikanischen Polizei (SAPS) nur partiell aufgefangen werden. In der (Schwarzen) Bevölkerung bestehen darüber hinaus lebhaftere Erinnerungen an den Missbrauch des staatlichen Gewaltmonopols während des Apartheidregimes, in der die Vorgängerorganisationen der SAPS eine höchst problematische Rolle spielten (Cawthra 1993). In diesem Zusammenhang steht auch der Vorwurf, dass sich die SAPS nach dem politischen Übergang seit Mitte der 1990er Jahren nicht hinreichend im Sinne einer post-rassistischen Inklusivität transformiert hat (Hornberger 2011; Marks 2005). Für manch andere (weißen) Bevölkerungsgruppen steht die SAPS wiederum im Verdacht, von identitätspolitischen Interessen der Schwarzen Bevölkerungsmehrheit geleitet und folglich parteiisch zu sein. Korruptionsskandale und Machtmissbrauch, die vielerorts zu beobachtende strukturelle Überforderung der SAPS und die Praxis des neoliberalen Outsourcings von vormals staatlichen Exekutivfunktionen in die Privatwirtschaft tun ein Übriges, dass große Teile der südafrikanischen Bevölkerung ihre eigene Sicherheit nicht (ausschließlich) in die Hände der SAPS legen wollen.

Vor diesem Hintergrund kommt es in der südafrikanischen Zivilgesellschaft zu vielfältigen Bemühungen, sich selbst und/oder nahestehende Personen durch zusätzliche, oft in Eigenregie kuratierte Maßnahmen vor Kriminalität zu schützen. Solche Maßnahmen können den Zusammenschluss mit anderen nicht-staatlichen Akteur:innen, etwa zu einer Nachbarschaftsschutz- oder Bürgerwehrguppe (Buur 2006, 2008; Kirsch 2010; Oomen 2004; Posel 2004), die Inanspruchnahme von Dienstleistungen privatwirtschaftlicher Sicherheitsfirmen (Berg 2002; Diphoorn 2015; Gumedze 2007; Hentschel 2015), den Einsatz kommerzialisierter Sicherheitstechnologien wie CCTV-Kameras sowie vielfältige sicherheitstaktische

5 Für die offizielle Kriminalitätsstatistik der südafrikanischen Polizei, siehe South African Police Service 2023.

Modulationen des eigenen alltäglichen Lebensvollzugs (z.B. ›being streetwise‹) umfassen. Welche Elemente in einer »security assemblage« (Higate/Utas 2017; siehe auch Kirsch 2019) zusammengebracht werden, hängt von ökonomischen, sozialstrukturellen, politischen und kulturellen Faktoren ab, die hier aus Platzgründen nicht erläutert werden können. Festzuhalten ist aber zum einen, dass solche Assemblagen zumeist auf personalisierte und sich in mikro- und mesozozialen Räumen entfaltende Entscheidungsprozesse zurückgehen, in denen das Erlangen von Gewissheiten bei der Selbstsicherung vor Kriminalität das vorrangige Ziel ist. Zum anderen findet dieses Sicherheitsstreben in Kontexten kompetitiver und teils untereinander widersprüchlicher sicherheitsbezogener Ansätze statt. So sind aus der Perspektive mancher Südafrikaner:innen technologische Lösungen vonnöten, um potentiellen Gefährdungen durch kriminalitätsbereite Mitmenschen entgegenzuwirken; für andere ist die Nutzung solcher Technologien Teil des Problems der sozialen Entfremdung, in der sie die hauptsächliche Ursache von Kriminalität sehen. Auch herrscht beispielsweise Uneinigkeit in der Frage, ob man die eigene Wehrhaftigkeit öffentlich zur Schau stellen sollte, beispielsweise durch das Anbringen von Warnschildern, dass die Bewohner:innen eines Wohnhauses im Besitz einer Schusswaffe sind, oder ob solch ein Warnschild andere dazu verleiten könnte, in das Haus einzubrechen, um die Schusswaffe zu stehlen. Die widersprüchliche Kopräsenz solcher sicherheitsbezogenen Ansätze verleiht dem mit affektiver Dringlichkeit verfolgten Streben nach Sicherheit eine strukturelle Unruhe, so dass die jeweils gewählte Sicherheitsmaßnahme oft nur ein temporäres und im Bedarfsfall zu revidierendes Provisorium darstellt.

Hermeneutik des Verdachts

Mangels gesicherten Wissens über den in Zukunft (möglicherweise) abzuwendenden Schaden durch Kriminalität basieren sicherheitsbezogene Entscheidungen notwendigerweise zum größten Teil auf antizipierenden Imaginationen, die sich aus diversen Quellen speisen. Gefährdungsszenarien und mögliche Strategien zu ihrer Bewältigung werden Medienberichten entnommen und sind Gegenstand von nahweltlich zirkulierenden Gerüchten oder Schlussfolgerungen aus eigenen Beobachtungen und zuvor gemachten Erfahrungen.

Gegenüber vielen dieser Quellen herrscht jedoch ein generelles Misstrauen vor, da ihnen ein politisch oder wirtschaftlich motivierter Bias nachgesagt wird. Staatlichen Kriminalitätsstatistiken wird unterstellt, die faktische Gefährdung der Bevölkerung herunterzuspielen, um eine staatspolitische Legitimationskrise zu vermeiden (Comaroff/Comaroff 2006). Privatwirtschaftliche Sicherheitsfirmen stehen wiederum im Verdacht, Bedrohungsszenarien hochzuspielen, um von der Kriminalitätsfurcht ihrer potentiellen Kundschaft zu profitieren. Wie ich während meiner Feldforschungen in Südafrika beobachten konnte, sind Interaktionen mit Ver-

treter:innen von Sicherheitsunternehmen daher von einer folgenreichen Hermeneutik des Verdachts durchwoben. In der Annahme, dass Sicherheitsfirmen die Gefährdung durch Kriminalität in systematischer Weise übertreiben, um kostspielige Dienstleistungen zu verkaufen, entscheiden sich viele Kund:innen für Angebote im mittleren Preissegment. Vertragsabschlüsse sind in solchen Fällen durch eine verstörende Ambivalenz gekennzeichnet: Zwar begeben sich die Kund:innen unter den schützenden Schirm des Sicherheitsunternehmens; doch zugleich fällt dieser Schirm deutlich ›kleiner‹ aus, als ihnen von den Sicherheitsberatern empfohlen worden war, was ein Gefühl des schwebenden Zweifels hinterlässt, ob er sich langfristig als ausreichend erweisen wird. Der Skeptizismus der Kund:innen gegenüber den Gewissheitsbehauptungen des Sicherheitsunternehmens führt folglich zu einer Selbstverunsicherung zweiter Ordnung.

Aber auch in nahweltlichen Konstellationen, wie im engeren Familienkreis, wird nicht jede Aussage über Gefährdungsszenarien oder jeder Ratschlag zu selbstsicherndem Verhalten unkritisch hingenommen bzw. übernommen, denn man ist sich bewusst, dass Sicherheitsdiskurse und -praktiken instrumentalisiert werden können, um Machtasymmetrien, etwa in Gender- und Generationenverhältnissen, herzustellen oder aufrechtzuerhalten. Hinter der vermeintlich wohlwollenden ›schützenden Hand‹ des Ehemanns gegenüber seiner Ehefrau versteckt sich oftmals die Bemühung, in mehr oder weniger subtiler Weise Kontrolle über sie auszuüben. Sicherheit dient in solchen Fällen als scheinlegitimer Vorwand, den lebensweltlichen Horizont anderer Menschen einzuschränken. Das Pflegen einer gewissen Hermeneutik des Verdachts gilt in solchen gewissheitsökologischen Zusammenhängen folglich als ebenso angemessen wie beim Abwägen der von institutionellen Akteur:innen getroffenen sicherheitsbezogenen Aussagen.

Nicht-Ereignisse und das Unerwartete

Die Schwierigkeit, in Fragen der eigenen Sicherheit Gewissheit zu erlangen, hat aber nicht nur mit der Widersprüchlichkeit kopräsender Sicherheitsdiskurse und der Wahrnehmung eines Mangels an vertrauenswürdigen Quellen zu tun. Auch die spezifische Temporalität der Wissensgenerierung über Sicherheitspraktiken trägt dazu bei.

Sicherheitsmaßnahmen werden in der Gegenwart eingesetzt, um Gefährdungen und Gefährdungsfolgen in der Zukunft zu verhindern. Im Rückblick lässt sich dabei gemeinhin aber nicht sagen, ob eine in der Vergangenheit eingesetzte Sicherheitsmaßnahme erfolgreich war oder nicht, denn Sicherheitspraktiken führen zumeist zu ›nicht-Ereignissen‹. So lässt sich in der Regel nicht sagen, ob eine zum Schutz vor Einbruchskriminalität errichtete Mauer um das Grundstück eines Wohngebäudes mögliche Einbruchswillige faktisch davon abgehalten hat, es auf einen Versuch ankommen zu lassen. Zu einer derartigen Schlussfolgerung

kann man nur in den höchst seltenen Fällen kommen, in denen es Hinweise auf das *Scheitern* eines Versuchs gibt, die Mauer zu überwinden. Im Nachhinein kann man daher normalerweise nicht wissen, ob überhaupt etwas vorgefallen wäre, wenn die entsprechende Sicherheitsmaßnahme *nicht* ergriffen worden wäre.

Und schließlich ist in Südafrika die laienkriminologische Annahme weit verbreitet, dass sich Sicherheitsmaßnahmen im Laufe der Zeit quasi ›abnutzen‹, sprich an Effektivität verlieren, wenn sie den kriminalitätsverdächtigen Gegenspieler:innen bekannt und dadurch praktisch unterminierbar werden. Dieser Logik zufolge kann sich eine Sicherheitsstrategie, die heute erfolgreich ist, schon morgen als nutzlos erweisen oder einem gar zum Nachteil gereichen. Die wechselseitige Beobachtung der Subjekte und Objekte kriminell-transgressiven Handelns führt nämlich zu einem ›Wettrüsten‹ sowie zu Bemühungen, für die jeweils andere Partei dadurch unberechenbar zu werden, dass man (vermeintlich) Unerwartetes tut. Sicherheitspraktiken veranlassen die damit befassten Akteur:innen also auch immer wieder dazu, sich in Horizonten des Unerwarteten zu imaginieren.

Plausible Sicherheiten

Angesichts der hohen Viktimisierungsrates kommt dem affektiv durchwobenen Streben nach Gewissheit in der Frage, wie Sicherheit vor (Gewalt)Kriminalität erlangt werden kann, eine zentrale Rolle im Alltagsleben vieler Südafrikaner:innen zu. Zugleich sind die lokalen Akteur:innen mit großen Schwierigkeiten bei der Generierung zuverlässigen Wissens über ihre jeweilige Sicherheitsituation und die jeweils angeratenen Sicherheitsstrategien konfrontiert, welche das Erlangen einer diesbezüglichen Gewissheit weitestgehend verunmöglichen.

In den Bemühungen dieser Akteur:innen, aus den eigenen Antizipationen proaktive Handlungsstrategien gegen Kriminalität abzuleiten, werden von ihnen daher plausibel erscheinende Aspekte sicherheitsbezogener Aussagen und Ratschläge der unterschiedlichsten Quellen herangezogen und mit Blick auf die Spezifik der eigenen Lebenssituation gedeutet und kombiniert. Insgesamt navigieren die Akteur:innen hier in einem von ihnen als konflikthaft und bedrohlich wahrgenommenen Feld, in dem man sich behaupten muss, auch wenn dies zum Entstehen neuer Konflikte oder zur Eskalation bestehender Konflikte führen kann. Das Streben nach Sicherheit an sich wird dabei in der Regel nicht in Frage gestellt. Gewissheit über das zu Erreichen, was in Sachen (Gewalt)Kriminalität und Sicherheit faktisch der Fall ist und sein wird, erscheint aber als Unmöglichkeit. Die Plausibilität der eigenen Handlungen und Handlungsorientierungen stellt in dieser spezifischen Gewissheitsökologie folglich eine provisorische Notlösung, zugleich aber das Maximum des Erreichbaren dar.

Konkret bedeutet dies für den Fall meiner südafrikanischen Forschungspartner:innen, dass von ihnen sowohl unterschiedliche Gefährdungsszenarien als auch

unterschiedliche Sicherheitsstrategien für grundsätzlich gleichwertig plausibel gehalten werden können. Dieser konjunktivische Möglichkeitssinn erlaubt ihnen, in ihren eigenen Sicherheitspraktiken flexibel zwischen verschiedenen Ansätzen zu wechseln. Dennoch müssen sie sich in ihren konkreten Lebensvollzügen immer wieder temporär für je einen dieser Ansätze entscheiden, den es dann gegen teils massive Widerstände in ihrem sozialen Umfeld durchzusetzen gilt. Doch auch wenn ihnen diese Flexibilität gewisse pragmatische Vorteile bietet, wird die fehlende Möglichkeit, auf Sicherheitsfragen mit zuverlässigen Gewissheiten reagieren zu können, von meiner Forschungspartner:innen als ein schmerzhafter Mangel empfunden. Plausibilität ist in ihrer Wahrnehmung halt doch nur die halbe Miete.

Religiöse Plausibilitäten in Sambia

In weiten Teilen des südlichen Sambias findet sich ein ausgeprägter religiöser Pluralismus, da hier unterschiedliche religiöse Traditionen koexistieren, darunter Ahnen- und Besessenheitskulte (Colson 1955, 1969) und die verschiedensten christlichen Denominationen (Kirsch 2008). Die religiöse Praxis ist in dieser Region außerdem durch einen hohen Grad an Flexibilität gekennzeichnet, denn die meisten lokalen Akteur:innen lassen sich nicht dauerhaft auf eine der religiösen Gemeinschaften ein, sondern sind zeitgleich mit mehreren von ihnen assoziiert oder wechseln bedarfsorientiert zwischen ihnen (siehe auch Ranger 1993: 74). Die Bedarfsorientierung bezieht sich dabei vor allem auf die von den religiösen Expert:innen erwarteten spirituellen Hilfestellungen bei Lebenskrisen, wie Krankheit oder wirtschaftlichem Misserfolg.

Die Flexibilität in der religiösen Affiliation wird durch die Existenz fließender Grenzen in der kategorialen Zuordnung religiöser Traditionen befördert, die es den Akteur:innen erlauben, in situativer und kontextabhängiger Weise religiöse Praktiken voneinander zu unterscheiden oder ihre Gemeinsamkeiten hervorzuheben (Kirsch 2018). In dieser Weise kann beispielsweise ein und dieselbe Form der herbalistischen Heilung als ›traditionell‹, und damit im Grundsatz als ›nicht-christlich‹ oder gar ›anti-christlich‹, bezeichnet oder aber dem Spektrum genuin christlicher Glaubensarbeit zugeordnet werden (Kirsch 2008: 65–68). Gleiches gilt für den Pantheon spiritueller Entitäten. Da es keine kanonisierten Kriterien für die Identifikation weltlicher Manifestationen der unterschiedlichen Geistwesen gibt, und da zudem davon ausgegangen wird, dass religiöse Expert:innen ihren privilegierten Kontakt zu spirituellen Entitäten verlieren können, muss bei solchen Manifestationen fallspezifisch verhandelt werden, um welchen Geist es sich handelt – ein Prozess, in dem nicht immer Einigkeit erzielt werden kann (Kirsch 1998). Was für manche eine Manifestation des Heiligen Geistes (*muya usalala*) darstellt, ist für andere nichts anderes als ein Dämon (*muya mubi*).

Die sich in diesem religiösen Feld durch die kontinuierliche Notwendigkeit sozialer Verhandlungen einstellende strukturelle Unruhe wird dadurch verstärkt, dass sich die religiösen Expert:innen in ihrem Anliegen, andere in die eigene religiöse Praxis einzubinden, in einer Situation des gegenseitigen Wettbewerbs befinden.⁶ Sie müssen sich immer wieder selbst autorisieren und legitimieren, was dazu führen kann, dass die im Namen anderer religiöser Traditionen verfolgten Praktiken und Lehren kritisiert werden, auch wenn dies in der Regel nur in Form von Andeutungen geschieht, da eine direkte interreligiöse Konfrontation idealerweise vermieden werden sollte. Angesichts dieser Wettbewerbskonstellation ist also bemerkenswert, wie vergleichsweise konfliktlos der religiöse Pluralismus im Alltag der lokalen Akteur:innen vonstatten geht.

Der Anspruch auf religiöse Gewissheit

In der eben geschilderten Wettbewerbskonstellation werden von den Expert:innen der verschiedenen Gemeinschaften, beispielsweise Priester:innen, Heiler:innen oder Prophet:innen, religiöse Wahrheitsaussagen im Duktus großer Gewissheit formuliert, denen – so die Annahme – die Teilnehmenden an der entsprechenden religiösen Praxis Glauben schenken müssen, wenn diese Praxis lebensweltliche Auswirkungen, etwa heilende Effekte, haben soll (Kirsch 2004). In solchen Zusammenhängen geht es folglich auf der einen Seite um die absolute Gewissheit der getroffenen religiösen Aussagen und auf der anderen Seite um die notwendige Existenz eines zweifelsfreien Glaubens. Aussagen und Haltungen, die im unverbindlichen Status des Plausiblen verbleiben, wird hier kein Raum zugestanden.

Ein ethnographisches Beispiel, anhand dessen sich letzteres illustrieren lässt, ist die Form der Divination, wie sie in den Gottesdiensten der sogenannten *Mutumwa*-Kirchen im Gwembe Tal verfolgt wird (siehe auch Kirsch 1998). Gegen Ende des mehrstündigen Gottesdienstes lassen sich einzelne Teilnehmer:innen auf den Boden vor den religiösen Expert:innen nieder, um spirituelle Hilfe für gesundheitliche oder anderweitige Probleme zu erhalten. Mit der diagnostischen Identifikation der für die Probleme verantwortlichen spirituellen Kräfte sind Prophet:innen betraut, die sich in hockender Haltung vor die Patient:innen begeben, und denen durch Gesänge und Gebete der Kongregation dazu verholfen wird, Eingebungen des Heiligen Geistes zu empfangen. Den Prophet:innen sind die Patient:innen zumeist nicht persönlich bekannt; auch wurde ihnen vor der divinatorischen Interaktion keinerlei Information über die konkrete Natur der zu lösenden Probleme gegeben. Zugleich wird von ihnen erwartet, ein für Laien nicht zugängliches spirituelles Wissen über

6 Aufgrund der allgemeinen Armut in dieser Region bedeutet diese Wettbewerbssituation in der Regel aber nicht, dass die Kirchenältesten irgendeinen nennenswerten ökonomischen Gewinn aus ihren religiösen Aktivitäten ziehen können.

diese Probleme zu haben und dieses in Form von konstativen Äußerungen gegenüber dem/der Patient:in kundzutun, beispielsweise ›Beim morgendlichen Aufwachen hast Du regelmäßig Gliederschmerzen‹. Die Rolle des/der Patient:in ist darauf beschränkt, im Falle einer zu bestätigenden Aussage zu schweigen und nichtzutreffende Aussagen durch ein kurzes ›nein‹ (*pepe*) abzulehnen. Je länger sich diese Interaktion hinzieht, sprich, je mehr divinatorische Aussagen unwidersprochen bleiben, desto größere spirituelle Autorität wird der/dem religiösen Expert:in zugeschrieben. Kommt es wiederholt zur Verneinung von Aussagen, muss er/sie den Platz räumen und ein/eine andere/r Prophet:in übernimmt den Fall des/der entsprechenden Patient:in. In dieser asymmetrischen Interaktionsform ist es für die Prophet:innen unzulässig, Fragen zu stellen. Sie haben über Wissen zu verfügen und dieses Wissen im rituellen Kontext öffentlich zu machen. Im Idealfall gibt sich die göttlich inspirierte Gewissheit ihres Wissens dabei allmählich zu erkennen, wodurch am Ende der Divination ein ganzheitliches Bild der Problemlage – und damit auch der für die Problemlösung notwendigen spirituellen Schritte – entstanden ist.

Auf religiöse Fragen Antworten zu haben, die sich durch verbindliche Gewissheit auszeichnen, wird auch von den Predigern christlicher Gemeinschaften erwartet, wenn sie das Weltbild ihrer Kirche verkündigen. Zaudern, Unsicherheit in der Selbst- und Fremdverpflichtung auf doktrinäre Leitlinien und eine als ›übermäßig tolerant‹ wahrgenommene Haltung gegenüber anderen religiösen Traditionen werden als Zeichen spiritueller Schwäche interpretiert und sind infolgedessen den Bemühungen der religiösen Expert:innen um Selbstautorisierung abträglich.

Ontologische Verunsicherung

Insgesamt ist es den religiösen Expert:innen aber in der Regel nicht möglich, ihre Anhängerschaft dauerhaft auf bestimmte Glaubenssätze zu verpflichten, denn selbst Jugendlichen bleibt es in dieser Region unbenommen, sich entscheidungsautonom und unabhängig von der Religionszugehörigkeit ihrer Eltern den unterschiedlichsten religiösen Gemeinschaft anzuschließen. Die innerhalb einer Religionsgemeinschaft formulierten Gewissheitsansprüche werden folglich durch die Praxis religiöser Laien konterkariert, sich je nach persönlichem Bedarf, Anlass und Kontext mit anderen Religionsgemeinschaften zu assoziieren, wodurch die Gewissheitsansprüche *aller* religiöser Gruppierungen eine Relativierung erfahren.

Im Gesamtbild führt die Kopräsenz miteinander konkurrierender Gewissheitsansprüche auf Seiten der religiösen Laien zu einer ontologischen Verunsicherung, die ihrerseits einer der Gründe dafür ist, warum so regelmäßig zwischen religiösen Gemeinschaften gewechselt wird. Ist es beispielsweise wahr, dass *masabe*-Fremdgeister (Colson 1969) exorziert werden müssen, da sie teuflischen Ursprungs sind, wie in den meisten christlichen Gemeinschaften der Region behauptet wird? Oder sollte man den *masabe*-Kultgemeinschaften Glaube schenken, wenn sie darauf be-

harren, dass diese Geistwesen hilfreichen Schutz bieten, wenn sie dauerhaft in das eigene Leben integriert werden? Und warum heißt es manchmal, dass der Heilige Geist im Unterschied zu allen anderen spirituellen Entitäten eine ausnahmslos positive Kraft darstellt, wenn zugleich Fälle bekannt sind, in denen der Heilige Geist eine Person erkranken ließ, um dadurch unmissverständlich zum Ausdruck zu bringen, dass sie einen christlichen Lebensweg einschlagen sollte (Kirsch 2014a)? Fragen wie diese waren für meine Forschungspartner:innen in Sambia nicht rein theoretisch-theologischer Natur, sondern mithin überlebenswichtig, da sich in der Auseinandersetzung mit ihnen entschied, welche Lösungsstrategien bei lebensweltlichen Problemen in Angriff genommen wurden.

Schwebende Gewissheiten

Im Unterschied zu geläufigen wissenschaftlichen Interpretationen solcher pluralen religiösen Konstellationen, in denen die Orientierungsbewegungen der Laien als teleologisch auf das Erlangen einer überzeitlichen religiösen Gewissheit ausgerichtet dargestellt wird, in der man sich anschließend längerfristig »einrichtet«, ermöglicht der Plausibilitätsbegriff einer Spezifik der eben geschilderten gewissheitsökologischen Dynamiken gerecht zu werden: den Gewissheitsansprüchen religiöser Expert:innen werden hier nur situativ und innerhalb gewisser Rahmenbedingungen Geltung zugesprochen. Was in religiös gerahmten Interaktionszusammenhängen als Gewissheit gilt, erhält den Status einer konjunktivischen Plausibilisierung, sobald man den entsprechenden Kontext verlassen hat.

Solche Akte der Relativierung sind eine Möglichkeitsbedingung für das Wechseln zwischen religiösen Gemeinschaften. Zugleich stellen sie eine spezifische Form des Umgangs mit der Tatsache dar, dass die Bevölkerungsgruppen in dieser Region nur in den allerwenigsten Fällen (ausschließlich) mit Angehörigen der gleichen Religionsgemeinschaft zusammenleben bzw. interagieren. Vielerorts spiegelt sich der mesostrukturell festzustellende religiöse Pluralismus nämlich auch in mikrosozialen Interaktionszusammenhängen wider. Dies birgt ein erhebliches Konfliktpotential in sich, wenn soziale Akteur:innen versuchen, die eigenen religiösen Gewissheitsansprüche verbindlich zu machen und gegenüber anderen durchzusetzen.

Vor diesem Hintergrund sind die religiösen Laien in meinem sambischen Forschungsfeld bemüht, in sozialen Kontexten außerhalb ihrer jeweiligen religiösen Praxis verabsolutierende religiöse Wahrheitssetzungen zu vermeiden.⁷ Vielmehr navigieren sie in ihrem Alltag in einem multiplen Feld kopräsender religiöser Plausibilisierungen, das fluide gehalten wird, um sozioreligiöse Konflikte zu vermeiden,

7 In diesem Sinne wird hier das verfolgt, was in der Ethnologie unter dem Stichwort der »harmony ideology« diskutiert worden ist (siehe Beyer/Girke 2015; Kirsch 2014b; Nader 1990; Rose 1992).

welche bei verabsolutierenden Gewissheitsansprüchen als unvermeidlich, potentiell sogar lebensbedrohlich gelten. Was man selbst zu einem bestimmten Zeitpunkt als religiös gewiss hält, wird dadurch relativierend auf die gleiche Ebene mit dem gestellt, was andere für gewiss halten. Praktiken der Plausibilisierung kommen in diesem Feld also die positiv konnotierte Funktion zu, das soziale Miteinander störungsfrei vollziehen zu können, auch wenn dies bedeutet, dass die Möglichkeit des Erreichens einer überzeitlichen, sozial verbindlichen religiösen Gewissheit dauerhaft in Schwebelage gehalten wird.

Vergleichende Betrachtung

In beiden Fallstudien sind die Akteur:innen bestrebt, bestimmte epistemische Gewissheiten in ihrem als bedroht oder krisenhaft empfundenen Lebensvollzug zu erlangen, von denen sie sich Schutz und/oder eine Verbesserung ihrer Lebenslage versprechen. Die Fälle unterschieden sich unter anderem darin, welche soziale Kosten für dieses Streben nach zuverlässigen Gewissheiten in Kauf genommen werden. Dabei ist es das sozioreligiöse Feld in Sambia, in dem sich nicht verhärtete Orthodoxien, sondern epistemische Flexibilität und die Bereitschaft zeigen, die eigenen Gewissheitsansprüche immer wieder und zumindest temporär zu suspendieren. Verabsolutierende Gewissheitsansprüche werden hier auf klar umrissene soziale Kontexte der religiös-rituellen Interaktion beschränkt; jenseits solcher Interaktionszusammenhänge lässt man den Möglichkeitssinn walten. Im Unterschied dazu wird das eigene Gewissheitsstreben im Feld zivilgesellschaftlicher Sicherheitsbemühungen in Südafrika auch über mögliche soziale Widerstände hinweg verfolgt, wobei der sozial-kommunikative Kontext dieses Gewissheitsstrebens zugleich als Quelle plausibilisierbarer Strategien für die Lösung eigener Sicherheitsprobleme genutzt wird.

Wird Plausibilität in der intermediären Zone des binären Kontrasts ›Wissen/Nicht-Wissen‹ praktiziert, so zeigt sich im sambischen Fall eine oszillierende Bewegung zwischen sozialen Interaktionszusammenhängen, in denen dieser *Zwischenraum* zugelassen und geschätzt wird, und anderen, in denen er keine Rolle zu spielen hat. Im südafrikanischen Fall werden Praktiken der Plausibilisierung hingegen als eine auch emotional belastende Liminalität erlebt, da die Akteur:innen unidirektional auf das Erlangen verlässlicher Gewissheiten ausgerichtet sind; das Plausible stellt hier einen epistemischen *Zwischenschritt* dar, den man zügig hinter sich lassen möchte.

Werden Praktiken der Plausibilisierung als *Zwischenschritt* praktiziert, sind sie Symptom einer strukturellen Unruhe mit dem Telos der Gewissheit, die die Wissenspraktiken der Akteur:innen kontinuierlich unter Druck setzt. Augenscheinliche Plausibilitäten werden hier auf ihr epistemisches Gewissheitspotential abge-

klopft und sorglos fallengelassen, wenn sie dem Anspruch auf verbindliche Gewissheit nicht gerecht werden. Es gilt, sich durch eine Welt konjunktivischer Plausibilisierungen zu arbeiten, um zuverlässige Gewissheiten zu erlangen.

Im Vergleich dazu erscheint Plausibilität als *Zwischenraum* auf den ersten Blick als ruhende Mitte, mittels derer sozialer Ausgleich geschaffen wird. Immerhin ist das Denken in unverbindlichen Plausibilisierungen hier etwas, das mitunter aktiv gepflegt wird, um das sozioreligiöse Miteinander reibungslos zu gestalten. Auf den zweiten Blick wird aber ersichtlich, dass solche zwischenräumlichen Praktiken der Plausibilisierung in empirischen Kontexten wie dem sambischen Fall keine fakultative Angelegenheit sind. Vielmehr stehen die Akteur:innen hier unter dem sozialen Druck, ihre mithin vorhandenen Gewissheitsansprüche in bestimmten Zusammenhängen auf das Niveau des Plausiblen ›herunterzustufen‹ und dadurch zu relativieren. Es ist in diesem Sinne, dass in solchen Kontexten von ›Plausibilitätsregimen‹ gesprochen werden kann, sprich: von der Existenz machtvoller sozialer Erwartungen, sich über weite Strecken der Lebensführung einer Welt der Plausibilitäten, und eben nicht einer der Gewissheiten, zu verpflichten.

Plausibilität setzt das Denken über die Welt in den Konjunktiv. Ob dies als problematisch empfunden wird oder soziale Wertschätzung erfährt, lässt sich nur fall-spezifisch bestimmen. Und vielleicht ist es genau dies, was man sich vom Fach Ethnologie in Zukunft wünschen könnte: ethnographische Untersuchungen zu konjunktivischen Wissenspraktiken im Kontext umfassenderer Gewissheitsökologien.

Literaturverzeichnis

- Abu-Lughod, Lila (1991): »Writing against Culture«, in: Richard G. Fox (Hg.), *Recapturing Anthropology. Working in the Present*, Santa Fe: School of American Research Press, S. 137–162.
- Affolter, Laura (2021): *Asylum Matters. On the Front Line of Administrative Decision-Making*, Cham: Palgrave Macmillan.
- Appadurai, Arjun (1990): »Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy«, in: *Public Culture* 2:2, S. 1–24.
- Asad, Talal (1986): »The Concept of Translation in British Social Anthropology«, in: James Clifford/George E. Marcus (Hg.), *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley: University of California Press, S. 141–164.
- Ashforth, Adam (1998): »Reflections on Spiritual Insecurity in a Modern African City (Soweto)«, in: *African Studies Review* 41:3, S. 39–67.
- Berg, Julie (2002): *The Changing Role of Private Security in South Africa*, Cape Town: University of Cape Town.

- Beyer, Judith/Girke, Felix (2015): »Practicing Harmony Ideology. Ethnographic Reflections on Community and Coercion«, in: *Common Knowledge* 21:1, S. 196–235.
- Bogner, Alexander (2021): *Die Epistemisierung des Politischen. Wie die Macht des Wissens die Demokratie gefährdet*, Berlin: Reclam.
- Brown, Michael F. (2008): »Cultural Relativism 2.0«, in: *Current Anthropology* 49:3, S. 363–383.
- Buur, Lars (2006): »Reordering Society. Vigilantism and Expressions of Sovereignty in Port Elizabeth's Townships«, in: *Development and Change* 37:4, S. 735–757.
- Buur, Lars (2008): »Democracy and its Discontent. Vigilantism, Sovereignty and Human Rights in South Africa«, in: *Review of African Political Economy* 35:118, S. 571–584.
- Carrithers, Michael (2005): »Anthropology as a Moral Science of Possibilities«, in: *Current Anthropology* 46:6, S. 433–456.
- Cawthra, Gavin (1993): *Policing South Africa. The South African Police and the Transition from Apartheid*, London: Zen Books.
- Clifford, James/Marcus, George (1986): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley: University of California Press.
- Colson, Elizabeth (1969): »Spirit Possession among the Tonga of Zambia«, in: John Beattie/John Middleton (Hg.), *Spirit Mediumship and Society*, London: Routledge & Kegan Paul, S. 69–103.
- Colson, Elizabeth (1995): »Ancestral Spirits and Social Structure Among the Plateau Tonga«, in: *International Archives of Ethnography* 47:1, S. 21–68.
- Comaroff, Jean/Comaroff, John L. (2006): »Figuring Crime. Quantifacts and the Production of the Un/Real«, in: *Public Culture* 18:1, S. 209–246.
- Davidson, Donald (1974): *Inquiries into Truth and Interpretation*, Oxford: Clarendon Press.
- Dilley, Roy/Kirsch, Thomas G. (2015): *Regimes of Ignorance. Anthropological Perspectives on the Reproduction of Non-Knowledge*, Oxford: Berghahn Books.
- Diphooorn, Tessa G. (2015): *Twilight Policing. Private Security and Violence in Urban South Africa*, Berkeley: University of California Press.
- Duden online (2023): »Konjunktiv I oder II?«, <https://www.duden.de/sprachwissen/sprachratgeber/konjunktiv-1-oder-2>
- Ecks, Stefan (2008): »Three Propositions for an Evidence-Based Medical Anthropology«, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 14:1, S. 77–92.
- Engelke, Matthew (2007): *A Problem of Presence. Beyond Scripture in an African Church*, Berkeley: University of California Press.
- Engelke, Matthew (2008): »The Objects of Evidence«, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 14:1, S. 1–21.
- Evans-Pritchard, Edward E. (1937): *Witchcraft, Oracles and Magic Among the Azande*, Oxford: Oxford University Press.

- Faubion, James (2022): »Fabulous. Remarks on Scenarism, Simulations, and Scenarios«, in: *Anthropological Theory* 22:4, S. 417–421.
- Giddens, Anthony (1997): *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Good, Anthony (2006): *Anthropology and Expertise in the Asylum Courts*, London: Routledge.
- Graeber, David (2007): *Possibilities. Essays on Hierarchy, Rebellion and Desire*, Oakland: AK Press.
- Gross, Matthias (2007): »The Unknown in Process. Dynamic Connections of Ignorance, Non-Knowledge and Related Concepts«, in: *Current Sociology* 55:5, S. 742–759.
- Gumedze, Sabelo (2007): *The Private Security Sector in Africa*, Pretoria: Institute for Security Studies.
- Guyer, Jane I. (2009): »On »Possibility«. A Response to »How Is Anthropology Going?«, in: *Anthropological Theory* 9:4, S. 355–370.
- Hentschel, Christine (2015): *Security in the Bubble. Navigating Crime in Urban South Africa*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Higate, Paul/Utas, Mats (2017): *Private Security in Africa. From the Global Assemblage to the Everyday*, London: ZED Books.
- High, Casey/Kelly, Ann/Mair, Jonathan (2012): *The Anthropology of Ignorance. Ethnographic Perspectives*, New York: Palgrave Macmillan.
- Hornberger, Julia (2011): *Policing and Human Rights. The Meaning of Violence and Justice in the Everyday Policing of Johannesburg*, New York: Routledge.
- James, Allison/Hockey, Jenny/Dawson, Andrew (1997): *After Writing Culture. Epistemology and Praxis in Contemporary Anthropology*, London: Routledge.
- Jubany, Olga. (2017): *Screening Asylum in a Culture of Disbelief. Truths, Denials and Sceptical Borders*, Cham: Palgrave Macmillan.
- Kirsch, Thomas G. (1998): *Lieder der Macht. Religiöse Autorität und Performance in einer Afrikanisch-Christlichen Kirche Zambias*, Münster: Lit-Verlag.
- Kirsch, Thomas G. (2004): »Restaging the Will to Believe. Religious Pluralism, Anti-Syncretism, and the Problem of Belief«, in: *American Anthropologist* 106:4, S. 699–711.
- Kirsch, Thomas G. (2008): *Spirits and Letters. Reading, Writing and Charisma in African Christianity*, Oxford: Berghahn Books.
- Kirsch, Thomas G. (2010): »Violence in the Name of Democracy. Community Policing, Vigilante Action and Nation-Building in South Africa«, in: Thomas G. Kirsch/Tilo Grätz (Hg.), *Domesticating Vigilantism in Africa*, Oxford: James Currey, S. 139–162.
- Kirsch, Thomas G. (2014a): »The Precarious Centre. Religious Leadership among African Christians«, in: *Religion and Society. Advances in Research* 5:1, S. 47–64.

- Kirsch, Thomas G. (2014b): »Discordance through Consensus. Unintended Consequences of the Quest for Consensuality in Zambian Religious Life«, in: *Journal of Southern African Studies* 40:5, S. 1015–1030.
- Kirsch, Thomas G. (2018): »Practising Ecumenism Through Boundary Work and Meta-Coding«, in: *Journal of Southern African Studies* 44:1, S. 345–359.
- Kirsch, Thomas G. (2019): »Securing Security. Recursive Security Assemblages in South Africa«, in: Setha Low/Mark Maguire (Hg.). *Spaces of Security. Ethnographies of Securityscapes, Surveillance and Control*, New York: New York University Press, S. 122–140.
- Lambert, Helen (2009): »Evidentiary Truths? The Evidence of Anthropology through the Anthropology of Medical Evidence«, in: *Anthropology Today* 25:1, S. 16–20.
- Marcus, George/Fischer, Michael (1999): *Anthropology as Cultural Critique*, Chicago: University of Chicago Press.
- Marks, Monique (2005): *Transforming the Robocops. Changing Police in South Africa*, Scottsville: University of Kwazulu-Natal Press.
- Meißner, Stefan (2007): »Wahrheit oder Plausibilität? Mögliche Konsequenzen in der Wissenschaft«, in: Ronald Langner et al. (Hg.), *Ordnungen des Denkens. Debatten um Wissenschaftstheorie und Erkenntniskritik*, Berlin: LIT-Verlag, S. 87–96.
- Nader, Laura (1990): *Harmony Ideology. Justice and Control in a Zapotec Mountain Village*, Stanford: Stanford University Press.
- Nagata, Judith (2001): »Beyond Theology. Toward an Anthropology of ›Fundamentalism‹«, in: *American Anthropologist* 103:2, S. 481–498.
- Oomen, Barbara (2004): »Vigilantism or Alternative Citizenship? The Rise of Mapogo a Mathamaga«, in: *African Studies* 63:2, S. 153–171.
- Petryna, Adriana (2009): *When Experiments Travel. Clinical Trials and the Global Search for Human Subjects*, Princeton: Princeton University Press.
- Posel, Deborah (2004): »Vigilantism and the Burden of Rights. Reflections on the Paradoxes of Freedom in Post-Apartheid South Africa«, in: *African Studies* 63:2, S. 231–236.
- Quine, Willard Van Orman (1960): *Word and Object*, Cambridge, MA: MIT Press.
- Pálsson, Gisli (1993): *Beyond Boundaries. Understanding, Translation and Anthropological Discourse*, Oxford: Berg.
- Ranger, Terence (1993): »The Local and the Global in Southern African Religious History«, in: Robert W. Hefner (Hg.), *Conversion to Christianity. Historical and Anthropological Perspectives on a Great Transformation*, Berkeley: University of California Press, S. 65–98.
- Rose, L. Laurel (1992): *The Politics of Harmony. Land Dispute Strategies in Swaziland*, Cambridge: Cambridge University Press.

- Samimian-Darash, Limor/Rabinow, Paul (2015): »Introduction«, in: Limor Samimian-Darash/Paul Rabinow (Hg), *Modes of Uncertainty. Anthropological Cases*, Chicago: University of Chicago Press, S. 1–9.
- South African Police Service (2023): »Crime Statistics«, <https://www.saps.gov.za/services/crimestats.php>
- Schindler, Larissa/Schäfer, Hilmar (2021): »Practices of Writing in Ethnographic Work«, in: *Journal of Contemporary Ethnography* 50:1, S. 11–32.
- Sturge, Kate (1997): »Translation Strategies in Ethnography«, in: *The Translator* 3:1, S. 21–38.
- Thornton, Robert (1988): »The Rhetoric of Ethnographic Holism«, in: *Cultural Anthropology* 3:3, S. 285–303.
- Vigh, Henrik (2009): »Motion Squared. A Second Look at the Concept of Social Navigation«, in: *Anthropological Theory* 9:4, S. 419–438.
- Wehling, Peter (2015): *Vom Nutzen des Nichtwissens. Sozial- und Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, Bielefeld: transcript.
- Zenker, Olaf/Kumoll, Karsten (2010): *Beyond Writing Culture. Current Intersections of Epistemologies and Practices of Representation*, Oxford: Berghahn.

Applaus für den König? Applaus für den Maler!

Zur Plausibilitätskrise des höfischen Körpers im 17. Jahrhundert

Karin Leonhard

Plausible (plausibilis): a thing that men rejoyce at, or for which men recieve praise, recieved favorably, with joy and clapping of hands, acceptable

Plausidical (plausidicus): that speaketh plausibly, eloquent

Plausoz (Lat.): that claps his hands together in token of joy, or in token that he gives praise

(Thomas Blount: *Glossographia*, London 1656)

Wenn wir Plausibilisierungsversuche als Ausdruck einer Krise der Rechtfertigung verstehen und damit als Reaktion auf eine durch strukturelle Unruhe gekennzeichnete Situation, dann ist die Exilierung des englischen Königs Charles II. (1630–1685) und seine Rethronisierung ein geeignetes Beispiel, um anhand der Herrscherportraits visuelle Plausibilisierungsstrategien zu verfolgen. Denn mit der Hinrichtung von Charles I. (1600–1649) wurde nicht nur der biologische Körper des Königs, sondern auch sein politischer vernichtet. Sein Sohn Charles II., der aufgrund seiner flamboyanten Lebensführung und eigenen Kinderlosigkeit innerhalb der Thronnachfolge buchstäblich eine ›unmögliche‹ Figur geworden war, wird im Weiteren auf die Kraft der Bilder setzen, um wirkungsästhetisch zu überzeugen und sich realpolitisch durchzusetzen. So gesehen situiert sich dieser Beitrag als Versuch einer historischen Perspektivierung frühneuzeitlicher Plausibilitätskonzepte. Im Zentrum stehen dabei der royale Körper als fragwürdig gewordenes Konstrukt zwischen Wahrheits- und Geltungsansprüchen sowie einige generelle Überlegungen das Verhältnis zwischen Plausibilität und Bildender Kunst betreffend.

Visuelle Plausibilität

Visuelle Plausibilität ist ein fester Bestandteil der Mimesiskonzepte seit der Antike; durch eine mimetische Wiedergabe des Geschehenen bzw. Gesehenen soll ein Wirklichkeitsbezug hergestellt und garantiert werden. Gerade aufgrund des Ziels einer visuellen Repräsentation jedoch unterliegt die Bildende Kunst von Anfang an demselben Fiktionalitätsverdacht wie die Poetik: Wie Timo MÜLLER in seinem Beitrag zu diesem Band für die Literaturwissenschaft zeigt, gilt die platonische Kritik ja zunächst für jede Form ästhetischer Darstellung, sei es der Dichtkunst oder der Malerei, weil sie vorgeben, das Wahre darzustellen, tatsächlich aber nur eine Welt nachahmen, die selbst bereits Nachahmung der Ideen und des Wahren sei. Aristoteles wiederum unterscheidet zwischen den faktualen Texten der Geschichtsschreiber und den fiktionalen der Dichter und besteht darauf, dass es nicht Aufgabe des Dichters sei mitzuteilen, was wirklich geschehen ist, sondern vielmehr, was geschehen *könnte*, also das nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit (*eikos*) oder Notwendigkeit (*anankaion*) Mögliche. So beschreiben beide, Platon (428/427–348/347 v. Chr.) und Aristoteles (384–322 v. Chr.), künstlerische Darstellungen grundsätzlich als Mimesis, um sie zugleich aus der Menge der anderen Gegenstände herauszuschälen und implizite Fragestellungen zu entwickeln, welche in der Folge alle weitergehenden Reflexionen über künstlerische Darstellungen leiten – insbesondere die Fragen nach dem Wirklichkeitsbezug und nach den Wirkungsfunktionen der Darstellungen (vgl. Schöttler 2012: 21). Das ist wichtig zu betonen, denn Mimesis ist damit

primär eine Antwort auf die Frage nach dem ontologischen Status des Künstlichen. Alles Künstliche, also auch Zeichen und Darstellungen, können im Rahmen ihrer Theorien nur in ihrer Bezogenheit auf das Natürliche beschrieben werden. Erst sekundär ist Mimesis auch eine Beschreibung des Darstellungsgehalts, allerdings immer im Rahmen der ontologischen Fundierung des Künstlichen gedacht. (Ebd.: 22)

Solche Überlegungen führen im Weiteren dazu, verstärkt das Verhältnis des Dargestellten zur Wahrnehmung, d.h. zu den Sinnen und zur Empirie, zu bedenken, sowie eine Verlagerung der theoretischen Überlegungen von der Referenz- auf die Verfahrensebene einzuleiten. Um eben diese Verlagerung geht es im Weiteren, wobei ich mich auf Beispiele der Bildenden Kunst im England des 17. Jahrhunderts und dabei auf die Portraitmalerei als aufstrebende Gattung, die visuelle Plausibilitätsfragen geradezu herausfordern wird, konzentrieren werde.

Die Referenzebene: Plausibilität und Faktualität

Philip Sidneys (1554–1586) *Defence of Poesy* von 1583 ist zwar hauptsächlich der Verteidigung der Dichtkunst gewidmet, die einige Jahre zuvor durch den englischen Satiriker und Geistlichen Stephen Gosson (1554–1624) einer starken Polemisierung ausgesetzt worden war. Wir können darin aber auch viel über die zeitgenössische Einschätzung der Malerei erfahren. 1579 nämlich hatte Gosson ein kurzes Traktat mit dem Titel *The School of Abuse* veröffentlicht, in dem er Dichtung und Schauspielkunst angriff und den moralischen Wert fiktiver Werke in Frage stellte. Sidneys *Defence* wiederum war eine Reaktion darauf und stellte einen vehementen Einwand gegen Gossons Kritik am Wirklichkeitsbezug der Künste dar. Die angeführte Spannung zwischen Wahrheit und Poesie, ja die Herabsetzung der Dichtung zu Lug und Trug, gehe zunächst auf Platon zurück, so Sidney, der als Philosoph vor allem im *Staat* (*Politeia*), doch auch in den *Gesetzen* (*Nomoi*), in *Ion* (*Íōn*) sowie im *Gastmahl* (*Sympōsion*) eine kritische Haltung gegenüber den Dichtern an den Tag gelegt hatte (Grübel 2019: 95). Weil alle Dichter lügen, so Platon, müsse ihnen der Eintritt in den von ihm entworfenen idealen Stadtstaat verwehrt werden. Sein Vorwurf bestand darin, dass sie mit ihren erfundenen Texten ein falsches Bild der Wirklichkeit vermitteln würden, aber Sidney wird in seiner Verteidigung der Dichtkunst genau an diesem Argument ansetzen und es in sein Gegenteil verkehren: Weil die Dichter nicht behaupten, die Wirklichkeit abzubilden, könnten sie nicht einer solchen Lüge bezichtigt werden. Dichtung habe, anders als die Geschichtsschreibung, keinen Anspruch auf Wirklichkeitsnähe, vielmehr ziele sie von Anfang an auf die Erfindung einer (alternativen) Realität. Ihr fiktiver, zuweilen vielleicht sogar phantastischer Charakter sei keine Schwäche, sondern eine Stärke in dem Sinne, als sie mit dem Möglichen und nicht mit dem Tatsächlichen oder, wie es ja auch schon Aristoteles festgestellt hatte, mehr mit dem allgemeinen (*katholou*) als mit dem partikularen (*kathekaston*) Dasein beschäftigt sei. Sidney stört sich also an der Faktualität der mimetischen Präsentation, die sich am blanken ›Was‹ der Ereignisse abarbeite und das Vergangene nur zeige oder spiegele, während es doch Aufgabe der Kunst sei darzustellen, was – unter anderem verstanden im moralischen Sinne – hätte geschehen können, sollen oder müssen. Poesie sei keine Lüge, lautet Sidneys Schlussfolgerung, weil sie sich von Anfang an darüber bewusst sei, eine *Fiktion* zu sein:

Now for the poet, he nothing affirms, and therefore never lies. For, as I take it, to lie is to affirm that to be true which is false; so as the other artists, and especially the historian, affirming many things, can, in the cloudy knowledge of mankind, hardly escape from many lies. But the poet, as I said before, never affirms. The poet never makes any circles about your imagination, to conjure you to believe for true what he writes. He cites not authorities of other histories, but even for his entry calls the sweet Muses to inspire into him a good invention; in troth,

not laboring to tell you what is or is not, but what should or should not be. And therefore though he recount things not true, yet because he tells them not for true he lies not. (Sidney 1906: 78–79)

Aristoteles habe die Poesie im Vergleich zur Geschichtsschreibung als überlegen angesehen aufgrund ihrer Freiheit, eine mögliche Wirklichkeit zu erfinden. Der griechische Dichter wurde als *poietes*, d.h. als ›Hervorbringer‹ und Schöpfer bezeichnet, so erklärt Sidney weiter, weil er zwar wie alle anderen Künstler mit den Werken der Natur zu tun habe, aber seine eigene Imaginationskraft anwende, um beispielsweise eine Natur zu erschaffen, die vollkommener sei als diejenige, in der wir leben. Und so sei der Dichter nicht »subject to nature«, sondern »goeth hand in hand with nature«, was nichts anderes bedeute als die Möglichkeit zu haben, plausible Akteure und Handlungen zu entwickeln und dabei – gottähnlich – einen ganzen Kosmos zu gestalten. Letztlich sei nämlich auch Gott bei der Schöpfung des Universums wie ein *poietes* vorgegangen (ebd.: 42).

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang, dass Sidney den Status der Malerei an manchen Stellen mit dem der Geschichtsschreibung gleichsetzt und ihn als rein faktual beschreibt. Er meint damit zunächst eine in seinen Augen schlechtere Sorte Malerei, die sich, im Gegensatz zu einer geistvollen, erfinderischen Kunst, nur an das Faktische halte:

Betwixt whom and these second is such a kind of difference as betwixt the meaner sort of painters, who counterfeit only such faces as are set before them, and the more excellent, who having no law but wit, bestow that in colors upon you which is fittest for the eye to see, – as the constant though lamenting look of Lucretia, when she punished in herself another's fault; wherein he paints not Lucretia, whom he never saw, but paints the outward beauty of such a virtue. For these third be they which most properly do imitate to teach and delight; and to imitate borrow nothing of what is, has been, or shall be; but range, only reined with learned discretion, into the divine consideration of what may be and should be. (Ebd.: 45–46)

Vergleichbar der Geschichtsschreibung, die nur wiedergebe, was bereits geschehen sei, wäre auch die Malerei ohne jeden schöpferischen Anteil, solange sie nur wiedergebe, was in der Natur gesehen werde.

Zwei Aspekte sind in Sidneys Argumentation beachtenswert: Zum einen bezieht er den ontologischen Status von Dichtkunst und Malerei wechselweise aufeinander bzw. spielt ihn gegeneinander aus, denn während er die Poetik zur reinen Fiktion erklärt (und der Geschichtsschreibung damit antipodisch entgegengesetzt), bewege sich die Malerei als tendentiell mimetisch-deskriptive Kunst sehr viel unentschiedener im Spannungsfeld zwischen faktuellem und fiktionalem bzw. partikularem und uni-

versalem Dasein. Zum anderen zieht er aber auch innerhalb der Poetik eine Differenz ein, die den Akt der Dichtkunst vom Akt der Darstellung abstrahiert und damit abtrennt. Dichtkunst sei im Reich der künstlerischen Imagination angesiedelt und als eine geistige Tätigkeit zu verstehen, während eine Verschriftlichung, theatrale Aufführung etc. bereits einer sekundären Abbildung der inneren Ideen gleichkäme. Die innere Gespaltenheit zieht ein ontologisches Gefälle nach sich, aber Sidney erkennt darin sogar einen Vorteil der Dichtkunst, die aufgrund ihrer Doppelnatur eine vermittelnde Position zwischen Philosophie und Geschichtsschreibung einzunehmen vermag: Das logische Vorgehen der Philosophen sei nämlich zu abstrakt, und die historischen Beispiele der Geschichtsschreiber seien wiederum nicht abstrakt genug, um jenes horazische Ideal ›to teach and to delight‹ erfolgreich zu verfolgen, das Sidney selbst als moralisches Ziel und Diktum vor Augen steht.

Um die anvisierte Anschaulichkeit geistiger Inhalte angemessen zu beschreiben, bedient er sich mehrfach der Metapher des Bildes, zum Beispiel als »speaking picture of poetry« (ebd.: 53). Die Poetik sei demnach im Kern ideell, wenngleich auf eine Versinnlichung angewiesen. Umgekehrt folge die Bildende Kunst nicht nur der empirischen Wirklichkeit, sondern ebenfalls einer moralisierenden, idealisierenden Aufgabe und entdecke dabei ihr eigenes fiktionales Potential. So wende sie sich beispielsweise in allegorisierenden Darstellungen von den äußeren Erscheinungen und deren mimetischer Wiedergabe ab, um stattdessen Tugenden oder innere Gemütszustände darzustellen. Eine solche Fähigkeit, imaginäre Realitäten wiederzugeben und im Publikum größtmögliche affektive Wirkungen hervorzurufen, nennt Sidney die Fähigkeit der Kunst »to draw a mind« (ebd.: 65). Dieses Ziel sei für ihn allerdings bislang vor allem in der Dichtung verfolgt und eingelöst worden: »By these, therefore, examples and reasons, I think it may be manifest that the poet, with that same hand of delight, doth draw the mind more effectually than any other art doth.« (Ebd.)

Die Verfahrensebene: Plausibilität und Fiktionalität

Sidney hatte auszudrücken versucht, dass die Poetik imstande sei, die Tugendhaftigkeit des/der Dargestellten nicht nur als einmaliges historisches Faktum, sondern als moralisches Abstraktum und als Universalie darzustellen. Gut fünfzig Jahre später wird Sidneys Formulierung noch einmal aufgegriffen. Nun aber ist es der englische Kavalierdichter Richard Lovelace (1618–1657), der nicht mehr der Poetik, sondern der Malerei eben jene Fähigkeit attestiert, das Allgemeine im Partikularen sichtbar zu machen: »None but my Lilly ever drew a Minde«, heißt es dann nämlich in bewusster Anspielung auf Sidneys *Defence of Poetry* in einem Gedicht, das Lovelace einem Gemälde widmete, das 1647 in Auftrag gegeben und von Sir Peter Lely (1618–1680) ausgeführt wurde.

Abb. 1: Peter Lely: *Charles I und sein Sohn James, Duke of York*, ca. 1647, Öl auf Leinwand, 132.1 × 149.9 cm, Privatsammlung.



Es ist einer der ersten Aufträge, die der niederländische Maler nach seiner Ankunft in England entgegennahm, und es zeigt den in Hampton Court inhaftierten König Charles I., der sich seinem Sohn James in einem der wenigen Besuche, die ihm gestattet waren, gegenübersteht. Lovelaces Gedicht markiert einen Wendepunkt in den kunsttheoretischen Überlegungen zur Repräsentationsfähigkeit der Malerei.

Um kurz den historischen Kontext zu skizzieren: 1641 war der flämische Maler Anthonis van Dyck (1599–1641) in London gestorben, seit 1642 tobte der Bürgerkrieg im Land, 1643 siedelte Lely in die englische Hauptstadt über, um eine Karriere am Hof zu starten, 1647 wurde der König gefangengenommen und 1649 enthauptet. In seinem Doppelportrait von *Charles I. und James, Duke of York* nun antwortet Lelys Gemälde einem 1632 entstandenen Doppelportrait von *Charles I. und Henrietta Maria, einen Lorbeerkrantz haltend*, dem Van Dyck den damaligen Durchbruch seiner Karriere verdankte.

Abb. 2: Anthonis van Dyck: *Charles I und Henrietta Maria*, 1632, Öl auf Leinwand, 113.5 × 163 cm, Kroměříž Archdiocesan Museum.



Er hatte es zu einer solchen Zufriedenheit des Königs ausgeführt, heißt es, dass er geadelt und zum *principall Paynter* ernannt wurde, während sein Konkurrent Daniel Mytens (1590–1647) England verließ und auf den Kontinent zurückkehrte. Lelys Gemälde ruft dieses berühmte Bild bewusst in Erinnerung, um nun in einer elegischen Wende den leidenden König zu zeigen, der von seinem Sohn ein Messer entgegennimmt, um einen Brief zu öffnen. Während Charles von royalen Würdezeichen (Säule, Vorhang) sekundiert wird, türmen sich hinter James dunkle Wolken am Himmel. Kurze Zeit später nimmt Richard Lovelace dieses Motiv zum Anlass, ein Gedicht zu verfassen, das dem Gemälde jenen Namen verliehen hat, unter dem es heute bekannt ist – »Clouded Majesty«:

To my Worthy Friend Mr. Peter Lilly: on that excellent Picture of his Majesty, and the Duke Of Yorke, drawne by him at Hampton-Court.

SEE! what a clouded Majesty! and eyes
Whose glory through their mist doth brighter rise!
See! what an humble bravery doth shine,
And grieffe triumphant breaking through each line
How it commands the face! so sweet a scorne
Never did happy misery adorne!
So sacred a contempt, that others show
To this, (oth' height of all the wheele) below;
That mightiest Monarchs by this shaded booke
May cobby out their proudest, richest looke.

Whilst the true Eaglet this quick luster spies,
 And by his Sun's enlightens his owne eyes;
 He cares his cares, his burthen feeles, then straight
 Joyes that so lightly he can beare such weight;
 Whilst either eithers passion doth borrow,
 And both doe grieve the same victorious sorrow. (Wilkinson 1953: 57–58)

Zu diesen Zeilen lässt sich viel sagen, aber an dieser Stelle genügt es, vor allem auf den Antagonismus von Licht und Schatten hinzuweisen, der die Argumentationsstruktur des Gedichts wie einen roten Faden durchzieht. Lovelace besteht ausdrücklich auf der *agency* oder *enargeia*, die von Form und Farbe ausgeht, und deutet die visuelle Aktivität von Helldunkel als Zeichen einer anhaltenden politischen Hoffnung, einer Präsenzbildung und Handlungsfähigkeit des royalen Körpers. Die Betonung der heroischen Haltung des Königs, in der sich schon sein Märtyrerschicksal andeutet, sowie der die Wolkendecke durchbrechenden Strahlen, auch wenn diese in der Zukunft liegen, versieht das Kavaliersgedicht also erneut (oder noch immer) mit der politischen Funktion eines kommunikativen Mediums der Herrschaftslegitimation. Vater und Sohn blicken sich in die Augen, und man meint, im Gegenzug zur Handreichung des Sohnes, quasi in chiastischer Verschränkung der Bewegung gebender und nehmender Hände, zugleich auch eine zukünftige Amtsübergabe herauslesen zu können. Und dennoch: Lovelace interessiert sich erstaunlich wenig für diesen Austauschmoment zwischen Vater und Sohn, sondern bricht die Kommunikationskette auf, um den Künstler selbst am Blickwechsel partizipieren zu lassen:

These, my best Lilly with so bold a spirit
 And soft a grace, as if thou didst inherit
 For that time all their greatnesse, and didst draw
 With those brave eyes your Royal Sitters saw.

»Eyes are the key to the poem«, schreibt als ein Reflex innerhalb der Forschung beispielsweise Gerald Hammond, »and Lovelace looks carefully at the eyes of both sitters, seeing the younger take lustre from the father's eyes« (Hammond 1986: 220). Hammond wundert sich angesichts der elliptischen Syntax über die eigentliche Funktion dieses Blicks. Suggestieren diese Zeilen eine affektive bzw. moralische Teilhabe, »reinforcing the idea that Lely, during the time he painted this picture, put on much of his subject's greatness« (ebd.: 221)? Oder verlagert sich vielmehr die heroische Haltung auf den Maler selbst, so dass man sagen kann, »bravery shifts from the royal couple's eyes to the artist's. As those sitters came under Lely's scrutiny they saw how bravely he saw them« (ebd.)?

Lovelace jedenfalls legt es auf eine Parallelisierung an, in der sich die »noble vision« des Königs und die »keenness« und »bravery« des Künstlerauges die Waage hal-

ten. Mehrfach konzentriert sich Lovelaces Aufmerksamkeit auf den künstlerischen Prozess, denn zu Zeiten des Bürgerkriegs ist nicht nur die royale Erbfolge gefährdet, sondern auch die künstlerische Nachfolge in Malerei und Dichtkunst. Charles' Gesicht sei nicht nur vom Schicksal gezeichnet, argumentiert er mit Blick auf jene Frage der künstlerischen Fähigkeiten, die noch im Land geblieben sind, vielmehr sei jede Linie und Falte darin zugleich ein Zug der Kunst, ein Pinselstrich von »my Worthy Friend Mr. Peter Lilly«. Und es folgt die bekannteste Stelle des Gedichts: Lelys Kunst bestehe nämlich darin, so Lovelace, das Dargestellte und die Darstellung gleichermaßen sichtbar zu machen. Dadurch schere er aus einer Maltradition aus, in der das künstlerische Medium immer nur gegenstandsbezogen eingesetzt werde, sei es in der mimetischen Abbildung der Gegenstandswelt oder in einer symbolisch-emblematischen Lesart derselben. Lely dagegen gelinge es, innere Zustände darzustellen, ohne sie gegenständlich symbolisieren zu müssen – das Leid des Monarchen beispielsweise zeige sich auf dessen Gesicht, ohne dass auch nur eine Träne vergossen werden muss. Im Gedicht wird betont, wie grob und vereinfachend die »alte« Malkunst bislang verfahren sei, weil sie innere Eigenschaften nur über ikonographische Zeichen aufrufen konnte. Gegen diese Kunst der entschlüsselbaren »Hieroglyphen« hebe sich Lelys Kunst bravurös ab, weil er alleine mit seinem Pinselstrich die seelische Verfasstheit der Portraitierten darzustellen vermochte:

Not as of old, when a rough hand did speake
 A strong Aspect, and a faire face, a weake;
 When only a black beard cried Villaine, and
 By Hieroglyphicks we could understand;
 When Chrystall typified in a white spot,
 And the bright Ruby was but one red blot;
 Thou dost the things Orientally the same
 Not only paintst its colour, but its Flame:
 Thou sorrow canst designe without a teare,
 And with the Man his very Hope or Feare;
 So that th' amazed world shall henceforth finde
None but my Lilly ever drew a Minde. (Wilkinson 1953: 58)

Was Lovelace hier als Hieroglyphik beschreibt, würden wir heute als die Ikonographie eines Gemäldes bezeichnen: gemeint ist die motivische Ebene bzw. die Bestimmung und Deutung von Themen, Gegenständen und Attributen in Werken der bildenden Kunst. Diese strikt auf den Darstellungsinhalt bezogene Lesart von Bildern verlässt sich entweder auf die Entschlüsselbarkeit der dargestellten Zeichen aufgrund ihrer mimetischen Bezogenheit auf das Natürliche, d.h. aufgrund eines ikonischen Ähnlichkeitsbezugs mit der Außenwelt, oder aber aufgrund einer konventionellen symbolischen Codierung. Die Lesbarkeit und Plausibilität solcher Mo-

tive ist demnach vor allem der Referenz- und nicht der Verfahrensebene der Gemälde geschuldet. Sogesehen wird beispielsweise ein weißer oder roter Farbfleck sofort zu einem gegenständlichen Zeichen, etwa zu einem Kristall oder Rubin, das wiederum als Attribut des Monarchen oder als Symbol seiner royalen Herrschaft gedeutet werden kann.

Eine solche stabile Relation zwischen *res* und *signa* kann in den absichtlich verrätselten Allegorien und Emblemen der Renaissance und des Barock verkompliziert werden. Sidney beispielsweise hatte die Entwicklung von Allegoresen als begrüßenswerte Entfernung vom Natürlichen und damit als Fiktionalisierungstendenz verstanden – auf diese Weise werde der faktuale Bezug geschwächt und es können auch ungegenständliche Abstracta (etwa Tugenden) dargestellt werden. Für Lovelace gehören jedoch beide Lesarten, sowohl die ikonographische als auch die allegorische, weiterhin einem veralteten Zeichensystem an.¹ Sie sind für ihn also noch immer Teil einer objektiv und wahrhaft seienden Dingwelt, die Adam als biblischer Stammvater, in Fortführung der göttlichen Welterschöpfung, nachträglich mit Hilfe von Sprachzeichen benannt hat. Die Benennbarkeit der Dinge ist demnach »kraft einer inneren Bedeutungsrelation der *verba* bzw. *signa* zu den *res* erfolgt. Um sie kreist die Sprachdialektik des Renaissance-Humanismus, und dies wesentlich mit dem Fokus auf der Darstellungskraft bzw. -fähigkeit der Sprache« (Rosen 2010: 245). Zugleich kann man erkennen, dass an dieser Stelle auch die Verfahren und Prozesse der Signifikation selbst in den Fokus rücken. Zum einen wird das arbiträre und damit auch als subjektiv verstandene Medium der Sprache stärker in den Vordergrund gestellt. Zum anderen sehen sich nun auch die frühneuzeitlichen Bildkünste einer ähnlichen Bezeichnungsfrage bzw. Beziehungskrise gegenüber. Ihr scheinbar faktualer Charakter hatte sie lange als imitierende Künste erscheinen lassen. Nun aber deutet sich, so Lovelace, eine Verschiebung der visuellen Darstellung von der Referenz- auf die Verfahrensebene an, und die Repräsentationsfähigkeit der Malerei wird neu bewertet: So geht es darin nun weniger um die Wahrhaftigkeit des Gesehenen oder Geschehenen als um die Plausibilisierung des Dargestellten durch den Künstler und sein Medium, d.i. Farbe und Form.

Die aktive Partizipation des Malers bzw. seiner künstlerischen Handschrift an der Entstehung des Darstellungsinhalts ist in Lovelaces Gedicht nachdrücklich hervorgehoben worden. Ein weißer oder roter Farbfleck wird demnach nicht einfach

1 Denn »Emblembücher und -verzeichnisse, ikonologische Traktate, mythologische und hagiographische Schriften halten das Wissen bezüglich christlicher Ikonographie, antiker Götterwelt und Mythologie, Hieroglyphik und Heraldik bereit und bieten so ein Gerüst visueller Topoi, das den Künstlern die Informationen liefert, wie ein Sujet überhaupt darzustellen ist. Gleichzeitig statten sie damit die Rezipienten mit dem nötigen Wissen aus, das ihnen die Identifizierung der Darstellungen und überhaupt die Kommunikation über sie ermöglicht.« (Rosen 2010: 246).

nur gegenstandsbezogen (als Kristall oder Rubin) oder symbolisch (als Herrschaftsattribut) lesbar gemacht, sondern er kann in seiner künstlerischen Gestaltung eine innere Qualität des dargestellten Gegenstands bzw. einer Person (sein ›Gemüt‹) zum Ausdruck bringen: »Not only paintst its colour, but its Flame«, heißt es bezeichnenderweise bei Lovelace. Lediglich der wechselnde Einsatz des Pinsels und die damit entstehende Faktur der Farbe, als Spur der Handschrift des Malers, führe dazu, die psychische Verfasstheit des Monarchen zu veranschaulichen. Dieser tausche, in Vorahnung seines bevorstehenden Märtyrer-Tods, vielsagende Blicke mit seinem Sohn aus, an denen der Maler selbst teilhabe, ja, denen er an wissender Schärfe nicht nachstehe und die er wiederum an uns Betrachtende kommuniziere. Eine solche auf der Verfahrensebene operierende Verweiskette setzt eine andere Art der Signifikation voraus als die einer gegenständlich-symbolischen Codierung. Nun rücken die künstlerische Autorschaft und Handschrift ins Zentrum der Bedeutungsrelation zwischen *res* und *signa*. Es bedeutet, dass sich die Instanz des Künstlers oder der Künstlerin auf eigenmächtige Weise, formgebend und interpretierend zugleich, zwischen das mimetische Zeichen und seinem Denotat geschoben hat und das Verhältnis stört bzw. überhaupt erst konstituiert. Sidney hatte die Dichter als *poietes*, d.h. als ›Hervorbringer‹ und Schöpfer verstanden, und auch für die Bildenden Künste wird spätestens seit des frühen 17. Jahrhunderts ein vergleichbares schöpferisches Potential proklamiert. Umso mehr aber müssen nun künstlerische Verfahren entwickelt werden, die genau diesen Prozess der Hervorbringung visueller Zeichen stützen und plausibilisieren.

Künstler und Handschrift als Plausibilitätsquelle

In stark mimetisch operierenden Gemälden wie beispielsweise den englischen Königsportraits von Hans Holbein d. J. werden Urheber und Medium kategorisch negiert und transparent gemacht im Sinne einer Durchsichtigkeit der Zeichen auf das scheinbar Natürliche hin. Die Portraitmalerei Lelys dagegen zielt nicht mehr vorrangig auf einen solchen ikonischen Ähnlichkeitsbezug zur Außenwelt, sondern rückt ganz im Gegenteil ihr künstliches, durchaus technisch verstandenes Gemachtsein in den Vordergrund: Im Zusammenspiel zwischen Künstler und Medium, d.h. zwischen Hersteller und Material konstituiert und plausibilisiert sich erst ein möglicher Wirklichkeitsbezug des Dargestellten. Im Zuge einer solchen Neubewertung künstlerischer Techniken, Stile und Manieren verlagert sich die kunsttheoretische Aufmerksamkeit auf die Instanz des Produzenten selbst, der als Urheber seinem Produkt vorausgeht und dieses initiiert. Dabei knüpft die damalige Kunstkritik an Fragen der Autorenschaft in der Dichtung an und findet gravierende Unterschiede, gerade in Bezug auf die Rolle des Materials und der ›Handschrift‹ in beiden Künsten.

In Quellen des 17. Jahrhunderts wird nämlich explizit darüber nachgedacht, ob es im Hinblick auf Plausibilisierungsverfahren dasselbe ist, der Autor eines Textes oder eines Bildes zu sein. So resümiert der Rembrandt-Schüler und Kunsttheoretiker Samuel van Hoogstraten (1627–1678) in seiner *Inleyding tot de hooge schoole der schilderconst* von 1678, dass man zwar die Poesie zu Recht als sprechende Malerei bezeichnen mag, aber ebenso, wie es schwieriger ist, etwas zu tun als es nur zu sagen, ist es seiner Meinung nach schwerer zu malen als Gedichte zu schreiben. Seine Begründung ist interessant: Nachdem der Dichter die Verse in seinem Kopf geformt habe, gleite die Feder gänzlich mühelos über das Papier, während der Maler schon wieder alles vergessen habe, das er darstellen wollte, bevor er es überhaupt auf die Leinwand zaubern und in Farben ausdrücken kann. Damit wird die manuelle oder materielle Ausführung der Gedanken zum zentralen Unterschied zwischen den Künsten erhoben, insofern der Dichter, Van Hoogstraten zufolge, sein Werk im Grunde schon abgeschlossen habe, bevor es zur Niederschrift komme, der Maler aber sein Werk erst mit dem ersten Pinselstrich beginne und ständig Gefahr laufe, an dessen Ausführung zu scheitern. Ein Dichter wäre demnach in erster Linie ein Sprecher, und tatsächlich können seine Verse oder Gedanken genauso gut von anderen aufgeschrieben werden; die Schrift erfasst das Gesprochene auf adäquate, aber nachgestellte Weise und ist nicht an den Urheber des Gesprochenen gebunden. So gesehen gibt es nicht nur eine Differenz zwischen Schrift und Stimme bzw. Sprache, sondern weiterhin zwischen Schrift und Text, und das Schreiben erscheint Van Hoogstraten wie eine technische Fertigkeit, die vom Autor samt seinem ›Text‹ grundsätzlich abgekoppelt werden kann.

Für uns ist von Bedeutung, dass Van Hoogstraten seine Überlegungen ausgerechnet am Beispiel der Malweise Sir Peter Lelys entwickelte (vgl. Hoogstraten 1678: Buch 6, Kapitel 10). Lely stellt für ihn den aktuellen Höhepunkt einer neueren Kunstbewegung dar, in der nicht mehr vornehmlich naturmimetisch oder mit decodierbaren ›Hieroglyphen‹ gearbeitet, sondern die Formgebung in jeweils spezifischer Anpassung an den Darstellungsgegenstand entwickelt werde. Für Van Hoogstraten ist klar, dass die eigentliche künstlerische Ausführung eine geistige, kreative Tätigkeit ist. Viele seiner Künstlerkollegen hingegen – und damit beginnt Van Hoogstraten eines der bekanntesten Kapitel in seinem Buch über die Malweisen oder das *handeling* in der Kunst – seien zwar ebenso geistreiche ›Autoren‹ und verfügten über eine sichere Urteilskraft, aber zuweilen sei ihre Hand dann doch zu langsam und hinker der raschen Auffassungsgabe hinterher. An dieser Stelle vergleicht Van Hoogstraten die Schrift des Dichters noch immer mit der Handschrift des Malers, genauer: mit seinem *handeling* der Farbe. Wo der eine sie als beinahe mechanisch verwendete Technik einsetzt, die dem Schöpfungsakt unter- und nachgeordnet ist, ist sie beim anderen zum eigentlichen Darstellungsmedium geworden und dadurch untrennbar verbunden mit dem Schaffensprozess an sich. So gesehen ist die Handschrift bzw. das *handeling* des Malers eben kein praktisches Handwerk im Sinne der *artes mecha-*

nicae, von denen Van Hoogstraten die Malerei ja abgrenzen will. Vielmehr erscheint sie als geistreich bzw. schöpferisch in dem Sinne, als sie teilnimmt an der Poiesis des Werks und so mit dem Bildgegenstand, als einem künstlich hervorgebrachten, eine untrennbare Einheit eingeht. Der Malakt ist damit ein genuin dynamisch angelegtes Unterfangen; der Maler muss beispielsweise auf die physischen Unterschiede der Stoffe und wechselnden Oberflächenstrukturen der Außenwelt reagieren und entscheidet so über die Wahl der technischen Verfahren und Darstellungsweisen, die während des Arbeitsprozesses, entsprechend ihrer jeweiligen Angemessenheit, auch mehrfach wechseln können.

Die malerische Faktur mit einer generativen Kraft zu versehen, ist jedoch nicht immer einfach. Denn selbst wenn der Maler seine Arbeit mit einem kühnen Pinselstrich beginnt, fährt Van Hoogstraten fort, so könne man beobachten, dass dieser häufig genug schnell an Kraft nachlasse und sich als Konsequenz das Gemälde in eine mechanisch nachvollziehbare Manier versteife. Ein kraftvoller Beginn sei also sicher lobenswert, aber sehr viel schwerer sei es dann doch, die malerische Ausführung zu einem guten Ende zu bringen. Den Grund dafür sieht Van Hoogstraten in der nachlassenden Aufmerksamkeit des Malers; sie erschöpfe sich während des Malprozesses zu schnell, so dass dem geistreichen Start oftmals ein schwaches bzw. »mechanisches« Ende folge. Darin sieht er, wie gesagt, den schwierigeren Teil der beiden Künste, d. i. Dichtkunst und Malerei – die manuelle Ausführung, d. i. die Pinselführung sei an jeder Stelle mit Auge und Verstand zu korrelieren; ein kraftvoller Anstoß setze zwar den Bildprozess in Gang, aber dieser müsse doch auch dynamisch gehalten werden im Sinne der Handhabung von »*een los penseel*«, also einem »lockeren Pinsel« (ebd.: 234). Denn nur so ließe sich ein kontinuierlicher Transfer zwischen der Verfahrens- und der Referenzebene herstellen, der in letzter Instanz das Dargestellte in seiner spezifischen Erscheinung plausibilisiert.

Maria-Isabel Pousão-Smith hat das Konzept der »Lossigheid«, das Van Hoogstraten hier aufruft und das in der niederländischen Malerei seiner Zeit omnipräsent ist, ausführlich dargelegt (vgl. Pousão-Smith 2003: 258–279). Als ein Begriff, der »die Kunst, den Pinsel zu rühren und zu bewegen« meint, zielt er auf den physischen Farbauftrag des Malers, der auf die Stoffe und Texturen der Außenwelt reagieren und diese mit einer lockeren, d. h. beweglichen Hand darstellen und wiedergeben soll. Luftig bewegte Haare oder Laubwerk wäre demnach anders darzustellen als, sagen wir: die weiche Haut einer Aktfigur oder die harte Marmoroberfläche einer Skulptur. Eine solche »lose« Hand ist adaptionsfähig, sie ist intelligent: Derart wird jeder Strich an die geistige Auffassungskraft des Künstlers gekoppelt. Van Hoogstraten spricht davon, dass die Aufmerksamkeit des Malers, seine Malweise betreffend, an keiner Stelle nachlassen dürfe, um das Bild im Ganzen zu autorisieren. Als warnendes Beispiel führt er den Maler Gerrit van Honthorst (1592–1656) auf, der zwar auf der Höhe seines Erfolgs einen kraftvollen Pinsel geführt, diesen aber später zugunsten einer steifen Manier abgelegt habe, während eben sein Lands-

mann Peter Lely, am englischen Hof arbeitend, mit wachen Sinnen und größter Konzentration von Anfang bis Ende seine eigene ›manner‹ verfolgte, d.h. jenen lockeren Pinsel zu führen, der sich den Formen und Texturen der Gegenstandswelt fließend anpasse. Es gehe darum, nicht einfach nur konventionell dekodierbare Zeichen zu entwickeln, sondern sinnlich wahrnehmbare Korrespondenzen oder Äquivalenzen herzustellen zwischen Natur und malerischer Faktur, heißt es weiter, so dass die Pinselstriche unverbunden neben- und übereinanderliegen oder aber verwischt und ineinander gerieben sein können – je nach der Stofflichkeit, die es zu beschreiben gilt, und je nach ihrer Wahrnehmung aus Nähe und Ferne, im kurzen Augenblick und in der Dauer etc. Und Peter Lely wiederum, der unnachahmliche Lely, sei die Verkörperung der *lossigheid* des Pinsels selbst, insofern er sie, quasi in Verlängerung seiner denkenden Hand, zu seiner eigenen Manier machte, die derart gar nicht mehr imitierbar sei (vgl. Hoogstraten 1678: Buch 6, Kapitel 10).

Soweit Van Hoogstratens Loblied auf Peter Lelys ›manner‹ der *lossigheid*, die zusammengeht mit den dargestellten Sujets selbst, die in die Kunstgeschichte unter dem Stichwort der ›Ladies in undress‹ eingingen. Gemeint ist jener Out-of-bed-Style der Dargestellten, in dem die fließenden Stoffe durch ebensolche fließende Pinselstriche evoziert und das vom Wind bewegte Haar zugleich den Pinselduktus, der aus dem kreisenden Handgelenk zu kommen scheint, verspüren lässt.

Im *Portrait der Lady Jenkinson* beispielsweise hat Peter Lely zunächst eine zweifache Imprimitur aufgetragen, die aufgrund ihrer Dicke einen besonders weichen Untergrund für die weiteren Malschichten abgibt. Die Vorzeichnung hat Lely mit wenigen Strichen ausgeführt, entsprechend zeitgenössischer Berichte, die seine Art zu skizzieren als ein »drawing all in angles«, »using right strokes« beschreiben (Talley 1981: 329; Hendriks/Groen 1994: 21–37).² Zu beobachten ist nun, dass jene Partien, auf denen das Gewand zu liegen kommt, erneut mit einer pastosen Untermalung aus heller Farbe versehen sind, die mit breiten, kühnen Pinselstrichen ausgeführt wurde und zuweilen streifenartig verläuft, zuweilen aber auch gewirbelt und getüpfelt aufgetragen wurde, so dass sich eine variierende materielle Textur ergibt. Wenn dann in einem nächsten Schritt dünn fließende, kühle graue Lasuren daraufgelegt werden, ergibt sich ein optisches Spiel, etwas, was man in der barocken Farbtheorie als eine ›accidental quality‹ bezeichnete, also eine irisierende und instabile Erscheinungsweise des silbrig wirkenden Gewands. Die Erzielung der endgültigen Farbe durch den Auftrag von Lasuren, häufig nass-in-nass gearbeitet, legt eine schnelle Malweise nahe, die zugleich Raum für eine schrittweise Farbkorrektur bietet – was wiederum für ein Werkstattverfahren von Vorteil ist, das mehrere Gehilfen involviert und zeitsparend sein soll. Es handelte sich in Lelys Atelier dabei wohlgermerkt

2 So beschrieb der Augenzeuge William Ferver die Malweise Lelys, vgl. die Notizen von William Gandy (1673–1699) in Talley 1981: 306–358.

nicht um Lehrlinge, sondern um bereits ausgebildete und meist hochgradig versierte Künstler, die sich selbst schon einen Namen gemacht haben.

Abb. 3: Peter Lely: *Portrait der Lady Jenkinson/ Arabella Bankes, Mrs Gilly* (1642), 1660–65, Öl auf Leinwand, 127 x 101.6 cm, Kingston Lacy Estate, Dorset



©National Trust Images/Derrick E. Witty.

Dass ein Maler über einen bestimmten ›way‹ verfügen musste, um sich auszuzeichnen und wiedererkennbar zu werden, nahm in der englischen Portraitmalerei bemerkenswerte Züge an. Wir können deutlich erkennen, wie die Plausibilisierung der Darstellung von der Referenzebene zunehmend auf die Verfahrensebene verschoben und damit auf die Sicherheit und Überzeugungskraft einer individuellen und vor allem virtuos geführten Künstlerhand übertragen wird: Zu Sir Peter Lely beispielsweise wurde schon zu Lebzeiten bemerkt, dass seine Portraits einander bis zur Ununterscheidbarkeit ähnelten (schon Zeitgenossen behaupteten, ›they all look like brothers and sisters‹), dass sie sich also nicht durch Lebensnähe, sondern eine bewusste Stilisierung auszeichneten. Tatsächlich wurde das künstliche Gemachtsein der Portraits von Lely in den späteren Jahren forciert, so als verbinde die Darstellungsweise, die *Handschrift* im Sinne eines Markenzeichens, die Bilder stärker untereinander als das Dargestellte mit seinem natürlichen Vorbild. Dafür entwickelte Lely eine Formensprache, die leicht kopierbar war und auch von seinen Werk-

stattgehilfen ausgeführt werden konnte. So gesehen entkoppelt sich die Autorschaft des Künstlers, verstanden als seine Handschrift, bereits an dieser Stelle vom Körper des Malers, wenngleich sie als seine Manier durchaus von seinen Werkstattgehilfen aufgegriffen und umgesetzt wird. Man kann beispielsweise gut beobachten, wie Lely seit seinem Aufstieg zum Hofmaler nach der Inthronisierung von Charles II. mit zunehmender Nachfrage nach seinen Portraits auch eine zunehmend schnellere Malweise und Aufgabenteilung einführte – so kann man sehen, dass der schichtweise Farbaufbau der Draperien systematisiert wird und sich eine Art kalligraphische Pinselführung durchsetzt, die formelhaft erscheint. Gerade in den Stoffen und Gewändern kann man eine solche Schematisierung erkennen, aber es gibt vergleichbare Systematisierungen auch in der Art, die Augen oder Lippen zu malen – und natürlich das bewegte Haar, den wolkengeballten Himmel und das flirrende Laubwerk. Lelys *lossigheid* wird dergestalt als eigene ›Manier‹ des Malers schematisiert und, wenn man das weiterdenkt, selbst zum Thema bzw. zum eigentlichen Sammlungsgegenstand, und das ausgerechnet auf dem Gebiet der Portraitmalerei, die als Gattung lange Zeit als Garant für eine möglichst genaue Repräsentationskunst im Sinne der Naturnachahmung stand. In Lelys beinahe schon als Portrait›fabrik‹ arbeitenden Werkstatt avancierte also das virtuose Gemachtsein und damit der spezifische ›way‹ des Künstlers zum Markt-, weil Kunstwert und wurde als solcher rezipiert, ohne dass weiterhin ein mimetischer Wirklichkeitsbezug eingelöst werden musste.

Plausibilität als ›ungekünstelte Kunstfertigkeit‹

Lelys Vorbild und in gewisser Weise auch sein tatsächlicher Vorläufer am englischen Königshof war Anthonis van Dyck. Einige Gemälde Van Dycks waren später in seinem Besitz, denn Lely sammelte exzessiv antike Skulpturen und italienische, vor allem venezianische Malerei, und war ein großer Verehrer der Kunst Van Dycks, den er als seinen Ahnherrn verstand und gleichzeitig übertreffen wollte. Van Dyck galt als gefeierter Vertreter einer Bravura- oder Sprezzatura-Malerei, d.h. einer Zurschaustellung des lockeren Pinselstrichs als Zeichen einer ungekünstelten Kunstfertigkeit. Mit ›Sprezzatura‹ wiederum war begrifflich eigentlich zunächst ein soziales Benehmen gemeint; sie galt als gesellschaftliches Distinktionsmerkmal der sich im 16. Jahrhundert herausbildenden Eliten Italiens. So führte Baldassare Castiglione (1478–1529) in seinem *Libro del Cortegiano* die Sprezzatura als wesentliche Eigenschaft eines perfekten Höflings ein und empfahl,

so sehr man es vermag, die Künstelei [*la affettazione*] als eine rauhe und gefährliche Klippe zu vermeiden und bei allem, um vielleicht ein neues Wort zu gebrauchen, eine gewisse Art von Lässigkeit [*una certa sprezzatura*] anzuwenden, die die

Kunst verbirgt und bezeigt, daß das, was man tut oder sagt, anscheinend mühe-
los und fast ohne Nachdenken zustande gekommen ist. Davon rührt, glaube ich,
größtenteils die Anmut [*la grazia*] her. (Castiglione 1960: 53)³

Castiglione zufolge bestehe die Wirkkraft der *Sprezzatura* in der Suggestion, mehr
zu wissen, als man zeige:

Eine Leichtfertigkeit werde zur Erscheinung gebracht, die sich zufällig und gedan-
kenlos gebe, jedoch in höchstem Maße auf Kalkül beruhe. Als Sinnbild hierfür
nennt er eine ›ungezwungene Linie, einen einzelnen, mit Leichtigkeit gezogenen
Pinselschlag, der so erscheint, als sei die Hand, ohne durch Studium oder jegliche
Kunst geführt worden zu sein, allein dem Willen des Malers gefolgt.‹ (Castiglione
1998: 63, zit. in Suthor 2010: 89)

Weder Zufall noch Gedankenlosigkeit, sondern gezielte Berechnung vollziehen den
so lässig hingeworfenen Strich und evozieren – in einer paradoxen Wende – den
Eindruck von Natürlichkeit.

Der italienische Humanist und Kunsttheoretiker Lodovico Dolce (1508–1568)
hatte den Begriff in seinem *Dialogo della pittura* von 1557 erstmals in die kunsttheo-
retische Literatur eingeführt, als er die Maler ermahnte, ihre Gemälde nicht zu sehr
zu ›polieren‹ und die Handhabung des Farbauftrags nicht zu stark zu finalisieren,
um so eine gewisse Leichtigkeit im Pinselduktus zu erhalten, die man zudem
als Zeichen einer vom Künstler proklamierten Souveränität und eingeforderten
Anerkennung seiner Autorschaft verstehen kann. Samuel van Hoogstraten greift
später auf genau solche Formulierungen zurück, wenn er zur Lockerheit des Pinsels
rät, um steife Schematisierungen und technische Mechanisierungen zu vermei-
den. Filippo Baldinucci (1625–1696) wiederum, der sowohl als Künstler als auch als
Biograph Anthonis van Dyck stark verbunden war, betont die meisterliche Art der
venezianischen ›Manier‹ (damit gemeint sei eine ›venezianische Nachlässigkeit‹
zum Beispiel eines Tizian), im Sinne einer *pittura di macchia* den Pinsel zu rühren
und fleckenartig und damit auf Fernsicht zu arbeiten.

Es ist wichtig zu verstehen, dass sich Van Dyck, der ein großer Verehrer der
Kunst Tizians war, als erfolgreicher Adept genau dieser lockeren Manier erwiesen
hatte und sie bravourös steigerte. Bei ihm wird eine Ästhetik der Skizze virulent, die
einen ungestümen Pinselstrich voraussetzt, ganz im Sinne der Zuspitzung nicht nur
des Malgeräts, sondern eines darauf verweisenden Geniekults, in dem das Zeigen
von Kunst und nicht, wie bei Castiglione, ihr kunstvolles Verbergen (*celare artem*) das

3 Castigliones Buch wurde 1561 in einer einflussreichen Übersetzung von Thomas Hoby als *The Book of the Courtier* in London veröffentlicht.

Thema ist. Im Beitrag von Anne KRAUME wird auf die literarische Ästhetik der Skizze genauer Bezug genommen. In unserem Fall jedenfalls adelt die applauswürdige Darstellungsweise ihren Gegenstand, darin vergleichbar der Dichtkunst der Zeit, die ihren Redegegenstand lobt oder tadelt; ihr Haupt Gesichtspunkt ist die Ehrenhaftigkeit oder Unehrenhaftigkeit des Dargestellten. Häufig genug wird diese Lobpreisung auf die Kunst ausgeweitet, die diesen höfischen Körper verschönert und erhöht, so dass die ›praising art‹ beispielsweise eines Van Dyck selbst zum Gegenstand des Lobes werden kann.

Abb. 4: Anthonis van Dyck: Portrait der Lucy Percy, Countess of Carlisle, 1637, Öl auf Leinwand, 217.9 x 140.3 cm, Privatsammlung.



Dabei fällt auf, dass die Dichter dem Maler eine Kraft zuschreiben, die die dargestellten Personen in ein ästhetisches Ereignis verwandelt. Als ›Poems of Praise‹ heben sie die eidetische Qualität, d.h. die vornehmlich demonstrativ verfahrenenden

Präsentationsformen der Van Dyckschen Portraits hervor, wie zum Beispiel die das Licht reflektierenden Gewandfalten, die auf eine Bewegtheit des Körpers schließen lassen.

Paradoxerweise sind die Subjekte jedoch erstaunlich ruhiggestellt – oft haben sie nicht mehr zu tun, als einen Arm auf eine Balustrade aufzustützen –, während sich die Gewänder wie von einem Eigenleben erfüllt aufwerfen, blähen und dabei unruhig zu knistern scheinen. Eine solche prädikative Erweiterung der Bilder, also die Handlungsübertragung vom portraitierten Subjekt auf seine Umgebung (indem z. B. Licht, Luft und Gegenstände bewegt/ agiert erscheinen), wird malerisch betont durch die gleißenden Zickzacklinien auf den Stößen und Kanten der seidenen Stoffe und soll dazu dienen, ein lebendiges Bild der Dargestellten entstehen zu lassen.

›Lustre‹ erweist sich demnach als Schlüsselbegriff der englischen frühbarocken Panegyrik; der höfische Körper wird als ein ›sensationeller‹ geschildert, nicht zuletzt, weil er auf seiner unhintergehbaren Präsenz insistiert und sich befähigt fühlt, nicht-rationale, d. h. spontane sowie überwältigende Sensationen im Betrachter auszulösen (›radiant‹, ›rays‹, ›lustre‹ etc.). Wenn nun die Poesie in ihrer Lobpreisung solcher höfischen Körper gerne den Umweg über die Portraitmalerei nimmt, so aus dem Grund, im Lob von Dargestelltem *und* Darstellung die ästhetische Kraft zu verdoppeln, die dem Leser-Betrachter entgegenstrahlt. Die noble Manier des Malers selbst (seine *lossigheid* oder Sprezzatura), die sich dadurch auszeichnet, den Pinsel wie einen Degen locker und präzise zu führen und die Malkunst in eine Art Fechtkunst zu verwandeln (es wird von kühnen und kraftvollen Strichen/Stichen und Hieben geschrieben), suggeriert einen Adel der Malerei, der den Adel des Dargestellten potenziert oder überhaupt erst hervorruft. So gesehen wird die Malweise zum eigentlichen Akteur und der Darstellungsstil zum Ersatz des Motivs; er verabsolutiert sich und damit die formalen Werte des Bildes.

Man kann nun fragen, was es für die Plausibilität des Dargestellten und die Applauswürdigkeit der Darstellung bedeutet, die Handschrift zum eigentlichen Protagonisten zu machen und – wie es bei Lely der Fall war – Portraits abzuliefern, die gar nicht so sehr dem Dargestellten ähnelten, sondern vielmehr einander (und damit letztendlich der formgebenden Hand des Malers) glichen.

Applaus für den König? Applaus für den Maler!

Die homogenisierende und damit identitätsstiftende Funktion eines künstlerischen Stils bzw. einer charakteristischen ›Handschrift‹ darf nicht unterschätzt werden. Man kann sicherlich despektierlich sagen, dass in Lelys Portraits ›they all looked like brothers and sisters‹, aber genauso gut wird dadurch deutlich, dass alle Portraitierten derselben Familie oder Klasse angehörten. Diese höfische Elite musste im England der Restaurationszeit erst wieder eingeführt und legitimiert werden, und

Lelys vereinheitlichende Handschrift, der lässigen Sprache der Sprezzatura-Malelei entlehnt, adelte die Modelle und plausibilisierte ihren sozialen Re-entry zumindest auf ästhetischer Ebene. Kommen wir deshalb abschließend auf die problematische Situation der monarchischen Repräsentation im englischen 17. Jahrhundert zu sprechen, die eine solche plausibilisierende Bildsprache notwendig machte.

Die Abschaffung der Monarchie während des Interregnums hatte den überlebenden Sohn Charles II. für viele Jahre ins Exil geführt, wo er trotz begrenzter Mittel ein zügelloses Leben führte. Nach der Wiederherstellung der Königswürde 1660 kehrte er in einer umjubelten Prozession nach London zurück, um als letzter englischer König noch einmal die absolute Monarchie auszurufen. Mit seiner Rückkehr eng verknüpft war die Karriere von Peter Lely, einem ursprünglich aus Westfalen stammenden, in den Niederlanden ausgebildeten Maler, der kurz nach dem Tod Van Dycks nach London kam, um sich Aufträge am Hof und weitergehend als Portraitist von Charles I. zu sichern. Während der Zeit des Bürgerkriegs und Interregnums hatte er erfolgreich für Cromwell und die Roundheads gearbeitet, doch nach der Rückkehr von Charles II. gelang es ihm, in einem rasanten Karriereschub zum gefeiertsten Maler der Restauration aufzusteigen. Als Aufgabe erwartete ihn die Neuerfindung einer royalen Bildsprache aufgrund des instabilen politischen Status des Monarchen, so dass die Entwicklung einer ›sensationellen‹ Portraitkunst vor allem die erneute Plausibilisierung des bereits abgesetzten Hofes zum Ziel hatte. In der Forschung wird die durch die Hinrichtung des englischen Königs eingeleitete Desakralisierung der Monarchie immer wieder betont, so z.B. von Robert Zaller:

At his execution in 1649, Charles I remained in the eyes of many a divine king, this despite the fact that the concept of a sacerdotally marked or empowered monarch clashed with Reformation ideals. Indeed even the gathered might of John Milton, Thomas Hobbes, and James Harrington could do little immediate damage to Charles' posthumous image as blessed martyr. Nevertheless, the Interregnum did sever the continuity upon which sacred monarchy rested. It was left, therefore, to the restored heir to reinvent monarchy, a task to which Charles II's lifestyle and personality were not suited; his licentiousness and philandering attracted derision rather than adoration. As the intellectual presuppositions on which the sacred monarchy rested were eroded, the aura of the body royal faded. (Zaller 1998: 757)

Deshalb konnte Charles I. noch behaupten, dass er ein König von Gottes Gnaden sei und gar nicht abgesetzt werden, sondern allenfalls als Märtyrer in die Geschichte eingehen könne, während die Monarchie in seiner Nachfolge systematisch entmystifiziert wurde und sich unter Charles II. zwischen den Versuchen einer ›Restaurierung‹ der noblen Geburt und einer veritablen Parodie derselben bewegte. Dabei ergibt sich eine faszinierende Doppelbewegung zwischen der Darstellung einer plau-

siblen, weil divin festgelegten und damit formstabilen Erbfolge von Vater zu Sohn und der einer genealogischen Diskontinuität in der darauffolgenden Generation, nicht zuletzt auch innerhalb der englischen Malerei des 17. Jahrhunderts.

Abb. 5: Peter Lely: *Charles II* (1630- 1685), ca. 1670, Öl auf Leinwand, 214.6 x 134.6 cm, Royal Museums Greenwich, London.



Lely wird auf diese drohende Forminstabilität antworten, indem er versucht, seine eigene künstlerische Erbfolge zu stärken und Van Dyck zu seinem persönlichen Ahnherrn zu stilisieren. Auf formaler Ebene adaptiert er dafür jene Manier der Sprezzatura oder *lossigheid*, für die Van Dyck bekannt war und für die nun er, Sir Peter Lely, gepriesen wird. Und wenn er sich in seinem Doppelportrait von *Charles I. und James, Duke of York* noch hauptsächlich kompositionell an dem Doppelportrait von *Charles I. und Henrietta Maria* seines Vorgängers am Hof orientierte, so entwickelt er in den späteren Portraits von Charles II. die nobilitierende Handschrift Van Dycks weiter und lässt den neuen König in Glanz und Gloria erstrahlen. Wir kön-

nen erkennen, wie der Pinsel stellenweise springt und zuckt, um die irrlichternden Reflexe auf den goldenen Stoffen zu erzeugen und dadurch jene präsentische Wirkung hervorzurufen, die Lelys Portraits buchstäblich zu ›Erscheinungen‹ auf der barocken Bildfläche macht. Vergleichbar einem theatralen Auftritt oder dem Auftritt eines Redners auf der Bühne wird der König als aufblitzendes Ereignis dargestellt und mit einer optischen Sendekraft, einer Wirkmacht und Plausibilität versehen, die jede Infragestellung seines Legitimitätsanspruchs unangemessen oder nebensächlich erscheinen lässt.

Auch wird man sich nicht fragen, ob das Portrait dem Monarchen faktual in irgendeiner Weise ähnlich sieht: Das mimetische Ähnlichkeitsparadigma der Portraitmalerei ist aufgehoben und einem wirkungsästhetischen Ausdruckspadigma gewichen. Und damit ist zugleich ein älteres Wahrheits- oder Repräsentationsmodell als Plausibilitätsmarker nachhaltig in die Kritik geraten bzw. strukturell aufgebrochen worden. So ist zu beobachten, dass die verstärkt einsetzende Fiktionalisierung der Malerei den Fokus der frühneuzeitlichen Kunsttheorie zunehmend auf die schöpferische Kraft des Künstlers sowie die subjektive Wahrnehmung des Betrachters lenkt. Wenn wir uns beispielsweise daran zurückerinnern, dass Sidneys Verteidigung der Dichtkunst durch eine Kritik an der Theatralität bzw. am Wirklichkeitsbezug der Künste provoziert wurde, liegt es nahe, die neue Überzeugungskraft der Bilder nicht mehr im Darstellungsgehalt, sondern in der Darstellungsweise und damit im eloquenten Einsatz der künstlerischen Mittel und seinen Wirkungen zu vermuten. Schon in Castigliones *Buch vom Hofmann* wurde ja festgestellt, dass die Rede und das Verhalten des Höflings im Allgemeinen darauf abzielen sollen, die Zuhörer zum Staunen zu bringen und sich selbst in ein Spektakel zu verwandeln, das die anderen betrachten können. So hängt der Erfolg des Höflings in hohem Maße davon ab, wie er vom ersten Augenblick an vom Publikum aufgenommen wird, was zum Teil erklärt, warum für diesen Zweck die Kleidung des Höflings als entscheidend für seinen Erfolg betrachtet wird (vgl. Rebhorn 1978). In den Portraits Van Dycks und Lelys jedenfalls wird der höfische Körper durch die wirkungsvolle Darstellung gleißender Stoffe und bewegter Roben mit Lebendigkeit und Sprezzatura versehen und dadurch geadelt. Im England des 17. Jahrhunderts agiert auf der Produzentenseite also derjenige »plausidical (plausidicus): that speaketh plausibly, eloquent«, wie es 1656 bei Blount zusammenfassend heißt, während auf der Rezipientenseite etwas dann als plausibel gilt, wenn es Beifall erregt und »akzeptabel« erscheint: »Plausible (plausibilis)« ist dann »a thing that men rejoyce at, or for which men recieve praise, recieved favorably, with joy and clapping of hands, acceptable« (Blount 1656: s.p.). Deshalb gebührt der Applaus des Betrachters zwar dem glänzenden Auftritt des Königs, aber indirekt vor allem dem Maler, der ihn derart zur Erscheinung gebracht und »plausibel« gemacht hat.

Literaturverzeichnis

- Blount, Thomas (1656): *Glossographia*, London, s.p.
- Castiglione, Baldassare (1960): *Das Buch vom Hofmann*, Fritz Baumgart (Hg.), Bremen: Carl Schünemann.
- Castiglione, Baldassare (1998): *Il libro del Cortegiano*, Walter Barberis (Hg.), Turin: Einaudi.
- Grübel, Rainer (2019): »Lügen die Dichter? Poetische und diskursive Erkenntnis«, in: *Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik* 1, S. 93–117.
- Hammond, Gerald (1986): »Richard Lovelace and the Uses of Obscurity«, in: *Proceedings of the British Academy*, Oxford: Clarendon Press, S. 203–234.
- Hendriks, Ella/Groen, Karin (1994): »Lely's Studio Practice«, in: *The Hamilton Kerr Institute Bulletin* 2, S. 21–37.
- Hoogstraten, Samuel van (1678): *Inleyding tot de hooge schoole der schilderkonst*, Rotterdam.
- Pousão-Smith, Maria-Isabel (2003): »Sprezzatura, Nettigheid and the Fallacy of Invisible Brushwork in Seventeenth-Century Dutch Painting«, in: *Nederlands Kunsthistorisch Jaarboek (NKJ)/Netherlands Yearbook for History of Art* 54, S. 258–279.
- Rebhorn, Wayne A. (1978): *Courtly Performances. Masking and Festivity in Castiglione's ›Book of the Courtier‹*, Detroit: Wayne State University Press.
- Rosen, Valeska von (2010): »Res et signa. Formen der Ambiguität in der Malerei des Cinquecento«, in: Inigo Bocken/Tilman Borsche (Hg.), *Kann das Denken malen? Philosophie und Malerei in der Renaissance*, München: Wilhelm Fink Verlag, S. 246–274.
- Schöttler, Tobias (2012): *Von der Darstellungsmetaphysik zur Darstellungspragmatik. Eine historisch-systematische Untersuchung von Platon bis Davidson*, Münster: Mentis.
- Suthor, Nicola (2010): *Bravura. Virtuosität und Mutwilligkeit in der Malerei der Frühen Neuzeit*, München: Wilhelm Fink Verlag.
- Sidney, Philip (1906): »An Apology for Poetry«, in: Laurie Magnus (Hg.), *Documents Illustrating Elizabethan Poetry*, London: Routledge & Sons, S. 33–107.
- Talley, Mansfield Kirby (1981): *Portrait Painting in England. Studies in the Technical Literature before 1700*, London: Paul Mellon Centre for Studies in British Art.
- Wilkinson, Cyril H. (1953): *The Poems of Richard Lovelace*, Band I, Oxford: Clarendon Press.
- Zaller, Robert (1998): »Breaking the Vessels. The Desacralization of Monarchy in Early Modern England«, in: *The Sixteenth Century Journal* 29:3, S. 757–778.

Sektion 3: Plausibilisierungskonflikte

Wissenspraktiken sozialer Bewegungen

Strategien ihrer Plausibilisierung am Beispiel der neuen Frauen- und Umweltbewegungen

Sven Reichardt

Wie vielfältig und spannungsreich die Plausibilisierungsstrategien sozialer Bewegungen sind, wie unterschiedlich mithin auch ihre gesellschaftliche Anschlussfähigkeit sein kann, lässt sich anhand zweier aktueller Beispiele veranschaulichen. Mit *Fridays for Future* steht seit Anfang 2019 eine globale Protestbewegung im Fokus der medialen Aufmerksamkeit, die sich explizit als wissenschaftsaffin versteht (Haunss/Sommer 2020). Es ist ihr Ziel, Erkenntnisse der Klimaforschung zu popularisieren und damit zu politischer Wirksamkeit zu verhelfen. Wissenschaftler:innen dienen der Bewegung nicht nur als Stichwortgeber:innen und legitimierende Referenzen, sondern sind als sogenannte *Scientists for Future* selbst aktiver Teil der Proteste. An *Fridays for Future* zeigt sich beispielhaft die Verbindung von wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion und Bewegungswissen.

Die seit dem Spätsommer 2020 auftretende Corona-Protestbewegung lässt eine ganz andere Plausibilisierungsstrategie erkennen. In diesem Falle handelt es sich um weitgehend intuitives Wissen, welches als exklusives Wissen ausgewiesen und durch das Teilen auf bewegungsaffinen sozialen Medien bestätigt und plausibilisiert wird. Ihre auf digitalen Kommunikationskanälen geteilten Positionen verdeutlichen, dass die Querdenken-Bewegung in der Lage war, durch Wissensselbstermächtigen und Skepsis gegenüber etablierten Wissenschaften erfolgreich Anhänger:innen zu mobilisieren. Intuitives Wissen wurde von dieser Misstrauensbewegung zudem im Zusammenhang mit dem Verweis auf Statements von »alternativen« Mediziner:innen und Epidemiolog:innen, aber auch im Hinblick auf eigene Körper- und Gesundheitserfahrungen, aktiviert. Ohne die Untersuchung ihrer Verschwörungsmymen können die Proteste dieser Bewegung nicht angemessen verstanden werden (Koos 2021; Reichardt 2021; Frei/Nachtwey 2021; Amlinger/Nachtwey 2022).

Obwohl die beiden Beispiele schon verdeutlichen, wie vielgestaltig und zugleich bedeutend Wissen für soziale Bewegungen ist, fristet die Erforschung des Wissens sozialer Bewegungen in der seit den 1970er Jahren immer umfangreicher werden-

den Bewegungsforschung immer noch eine Schattenexistenz (Ausnahme: Eyerman/Jamison 1991). Während die Hauptströmungen der Bewegungsforschung seit Jahrzehnten zwischen den Ansätzen von *resource mobilization*, *political opportunity structures* und *framing* oszillieren, werden Aspekte des Bewegungswissens lediglich am Rande mitbehandelt. Fachliche Expertisen und Wissen spielen, so behauptete der Bremer Soziologe Thomas Kern noch in einer jüngeren Gesamtdarstellung, »meist nur eine geringe Rolle« für soziale Bewegungen (Kern 2008: 180, 181).

Dieser Beitrag setzt dieser Geringschätzung eine alternative Interpretation entgegen. Er widmet sich dem Wissen sozialer Bewegungen und behandelt die unterschiedlichen bewegungsinternen und gesellschaftlichen Konstellationen, in denen sich Politiken, Logiken und Strategien des Bewegungswissens manifestierten und fragt danach, wie sich soziale Bewegungen um die Ermächtigung und Stabilisierung ihrer Wissensbestände bemühen – nicht zuletzt in der Auseinandersetzung mit ihren Gegnern.

Der Beitrag beginnt mit einer allgemeinen Darstellung der Bedeutung von Wissen in sozialen Bewegungen und des dafür entwickelten Konzepts des »Bewegungswissens«. ¹ Letzteres werde ich in *programmatischer* Absicht in die aus meiner Sicht wichtigsten Elemente zerlegen: Neben den *Wissensformen* und *kreativen Wissenspraktiken* von sozialen Bewegungen widme ich mich den *Wissensermächtigungen* sowie den *gesellschaftlichen Bedingungen* der Entfaltung von Bewegungswissen.

Dabei geht es mir nicht darum, den Begriff der Plausibilisierung neu zu fassen oder zu modifizieren, sondern darum, die Bedeutung dieses Begriffs für das Verständnis und die Untersuchung von Bewegungswissen aufzuzeigen. Plausibilisierung bietet sich hierbei als Begriff an, weil er, wie die Einleitung zu diesem Band verdeutlicht, konstitutiv auf »konfliktreicher sozialer Aushandlung« beruht und eine »sozial relationale Praxis« bezeichnet, die ein soziales Gegenüber benötigt. Die auf Applaus und Zustimmung abzielenden Plausibilisierungsstrategien sozialer Bewegungen operieren immer mit Elementen von Vagheit und Flexibilität, die schon im Begriff selbst angelegt sind (Zitate aus der EINLEITUNG von Thomas G. Kirsch und Christina Wald).

Anschließend an die theoretischen Überlegungen wird anhand der Frauen- und Umweltbewegungen seit den 1960er und 1970er Jahren empirisch vorgeführt, welche unterschiedlichen Wissenspraktiken und Plausibilisierungsstrategien sich

1 Ich greife hierbei auf die von mir geleitete interdisziplinäre Forschungsinitiative Bewegungswissen an der Universität Konstanz zurück, mit der die hier vorgestellten konzeptionellen Herangehensweisen entwickelt wurden. Der Gruppe gehören die Soziologen Boris Holzer, Sebastian Koos und Christian Meyer, die Historikerinnen Anne Kwaschik und Susanne Schregel sowie die Medienwissenschaftlerin Isabell Otto, der Rechtswissenschaftler Michael Stürner und der Ethnologe Thomas Kirsch an. Ich danke den Kolleg:innen für ihre Mitwirkung und vielfältigen Beiträge und Anregungen zu diesem Konzept. Ich danke darüber hinaus Dieter Rucht, Thomas Kirsch und Christina Wald für die kritische Lektüre dieses Aufsatzes.

im Kreis dieser Neuen Sozialen Bewegungen beobachten lassen. Ein Fazit rundet die vergleichenden Überlegungen über das Wissensrepertoire und die Plausibilisierungsstrategien sozialer Bewegungen ab.

Bewegungswissen: Zwischen normativen Ansprüchen und gesellschaftlicher Testung

Beschäftigt man sich mit der Wissenspolitik sozialer Bewegungen, so fragt man einerseits nach der Gültigkeit und Wirksamkeit ihrer Erkenntnisse sowie andererseits nach den Bedingungen und Folgen der Politisierung von Wissen. Wissen meint dabei nicht Wahrheit oder Gewissheit, sondern eine Wissensform, die nicht nur unser Handeln anleitet, sondern aus nichts anderem besteht: »Knowing is literally something which we do« (Dewey 1916: 331).

Wissen wird in diesem Beitrag in eine »Gebrauchstheorie der Bedeutung« (Vogelmann 2022: 507) eingespannt. Damit ist gemeint, dass Wissen als eine in Handlungen eingewobene Praktik verstanden wird. Der propositionale Gehalt einer Behauptung ergibt sich »aus den Rollen, die er in den diskursiven Praktiken spielen kann« (ebd.). Den US-amerikanischen Philosophen Robert B. Brandom und Joseph Rouse folgend, verstehe ich Bewegungswissen daher als diskursive Praktik, die als interaktives Aktivitätsmuster aus körperlichen und »praktisch-perzeptionellen Fähigkeiten« hervorgeht (ebd.: 508; vgl. Rouse 1987; Brandom 2008; Mergel/Reichardt 2021).

Bewegungswissen tritt mit dem Anspruch auf, über das »bessere Wissen« zu verfügen. Soziale Bewegungen versuchen mit ihrem Wissen, meist als »Gegenwissen« verstanden, neuartige Wahrheitsanrufungen zu formulieren. Dabei ist nicht nur der Vorgang des Erkennens dieser, ihrer »Wahrheiten« politisch, vielmehr kommt es zu regelrechten »Epistemisierungen des Politischen« (Bogner 2021). Entscheidend für die Dauerhaftigkeit der Mobilisierung von Bewegungswissen ist, ob und inwieweit sich das Wissen für die Aktivist:innen im Prozess des Protestierens bewährt. Erfolgreiches Bewegungswissen ist insofern zunächst einmal intern validiertes Wissen, mit denen soziale Bewegungen ihre jeweilige Perspektive auf die Welt erschließen und sich politische Glaub- und Vertrauenswürdigkeit, Anerkennung und Geltung verschaffen wollen (Barnes/Bloor 1982: 27; Wingert 2007).

Soziale Bewegungen treten oft gegen einen herrschenden Expertenkonsens oder gegen wissenschaftliche Evidenzen an und berufen sich auf neuartige »Wahrheitspolitiken«: »Die wütende Wissenschafts- und Expertenkritik ist im Kern ein antiautoritärer Aufstand gegen den von außen heran getragenen Anspruch auf besseres Wissen« (Bogner 2021: 122). Nicht zwingend muss aus diesen Wissenskämpfen ein »epistemischer Tribalismus« erwachsen, den Alexander Bogner als grundsätzliche Gefährdung der Demokratie identifiziert hat (ebd.: 117). Die

Annahme, dass gegenwärtig der »Nährboden der Demokratie« (ebd.) durch die grundsätzlichen Wahrheitskämpfe politischer Gruppierungen und Bewegungen gefährdet sei, verkennt, dass bereits ältere soziale Bewegungen mit dem Marxismus oder dem Radikalfeminismus ähnlich weitgreifende Ansprüche formulierten, ohne dass diese die Demokratie vor unlösbare Herausforderungen gestellt hätten (vgl. Reichardt 2024).

Bewegungswissen wird sowohl intern als auch extern »sozial validiert« und auf Alternativen überprüft (Luhmann 2002: 98–99; Luhmann 1980: 49). Gerade diese Testung des Bewegungswissens auf seine Plausibilität lässt »alle möglichen Hintertüren offen« (Kirsch/Wald 2021: 15). Hier eröffnet sich, wie die Einleitung zu diesem Band verdeutlicht, ein Raum der Vorläufigkeit und der schwebenden Zwischenlösungen, der auf Zustimmung und Applauswürdigkeit setzt, ohne über epistemische Eindeutigkeit zu verfügen (vgl. Schmidt-Scheele 2020). Soziale Bewegungen machen ihre Standpunkte nachvollziehbar, ohne derart manifeste und kohärente Überzeugungen zu erreichen, wie sie mit wissenschaftlichem Wissen erreicht werden, welches auf sozial konsentierten und epistemisch kontrollierten Praktiken beruht (Zachmann/Ehlers 2019). Das Wissen sozialer Bewegungen ist also umstritten und soziale Bewegungen bedienen sich dementsprechend unterschiedlicher Wissensformen und Wissensermächtigungstechniken, um das eigene Bewegungswissen zu plausibilisieren.

Wissensformen und kreative Wissenspraktiken

In ihrem Bestreben, hegemoniales und Experten-Wissen durch ihre eigenen Wissenspraktiken zu hinterfragen, erzeugen soziale Bewegungen vor allem zwei Wissensformen: Einerseits neue theoriebezogene Kenntnisse, andererseits (und vor allem) praktisches Wissen, welches sich mit Michael Polanyi als »implizites Wissen« beschreiben lässt. Dieses lässt sich nicht nur in seinen funktionalen, sondern vor allem in seinen phänomenalen und semantischen Dimensionen untersuchen (Polanyi 1985: 16, 21): Prozesse des Gewährwerdens oder emotionale und körperliche Wahrnehmungssinne zählen mit ihren kreativen und produktiven Elementen ebenso dazu wie die Ab- und Anerkennungsprozesse von Wissen. Soziale Bewegungen nutzen mithin unterschiedlichste Formen des Wissens, angefangen bei intuitiven, verkörperten und affektiv aufgeladenen Formen des Wissens bis hin zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, die hinsichtlich ihres »concrete, embodied, lived and situated character« als »knowledge practices« bzw. »Wissenspraktiken« verstanden werden (Casas-Cortés/Osterweil/Powell 2008: 20, 44; della Porta/Pavan 2017: 300).

Wenn soziale Bewegungen im Protestverlauf über ihre Praktiken neues Wissen generieren und mobilisieren sowie bereits vorhandene Einsichten modifizieren, so verhandeln sie dieses Wissen in unterschiedlicher Narrativen und Geschichten, in bestimmten Ideenzusammenhängen, Ideologien oder Theorien. »Cognitive

liberation« hat dies (nicht ohne politischen Überschwang) der amerikanische Bewegungsforscher Doug McAdam bereits 1984 in seinem Buch zur Geschichte der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung zwischen 1930 und 1970 genannt (McAdam 1984/1999: 51). Diese Wissensgenerierungsprozesse und »cognitive practices« (ebd.) lassen sich anhand der Texte und Bilder, des Mediengebrauchs, der politischen Strategien und Taktiken, der Protestformen und Körperpolitiken oder anhand der internen Meetings und Organisationsweisen von sozialen Bewegungen studieren. Es handelt sich stets um durch die Praxis selbst gewonnene Weltansichten und um technisch-organisatorisches Wissen im Hinblick auf Kommunikationsweisen und -wirkungen sozialer Bewegungen (Jamison/Eyerman 1991: 45–65; Casas-Cortés/Osterweil/Powell 2008; della Porta/Pavan 2017).

Gerade im Organisationsinnenleben, aber auch in der Mobilisationsarbeit nach außen eignen sich die Aktivist:innen sozialer Bewegungen praktische Kenntnisse und implizites Erfahrungswissen an, die sich durch keine noch so gründliche theoretische Schulung erwerben lassen. Sie erwerben mit zunehmender Erfahrung nicht nur Selbstsicherheit, sondern auch einen logistischen Orientierungssinn und Einfühlungsvermögen in politische Fragestellungen, die für eine erfolgreiche Bewegungsarbeit unentbehrlich sind. Um diesen Wissenspraktiken nachzuspüren sind Untersuchungen über die organisatorische Strukturierung sozialer Bewegungen von zentraler Bedeutung: Wie funktionieren ihre netzwerkartig aufgebauten Wissensvermittlungskanäle und wie werden diese angeeignet? Welche Hierarchien und Machtformen sind in den Kommunikationsweisen von Bewegungen eingelagert? (siehe dazu Choudry 2010 und 2015; Choudry/Vally 2018)

Historische Untersuchungen über die Entwicklung von Wissensformen sozialer Bewegungen stehen noch am Anfang. Aber erste Studien relativieren modernisierungstheoretische Annahmen von einer Umgestaltung vager in explizite, von vorläufigen in gesicherte oder von einfachen in komplexe Wissensformen (Östling/Heidenblad/Hammar 2020). Anstatt linearer und teleologischer Vorstellungen über Wissenstransformationen sollten historische Untersuchungen über das Bewegungswissen eher Überlegungen zur Produktion, Verhandlung und kommunikativen Vermittlung neuer Wissensformen durch »Wissens-Broker« in das Zentrum ihrer Analyse stellen. Wie etwa zirkulieren unterschiedliche Wissensformen? Wie unterscheiden sich die Wissenswege von politischen Weltanschauungen von denen technischer Informationen oder von der Vermittlung von religiösen Überzeugungen? Wie werden unterschiedliche Wissensformen aufgezeichnet und in der Folge systematisiert? Nehmen Wissensformen neue Bedeutungen mit ihrer expliziten Bezeichnung als »Wissen« an?

Dem Alltagswissen und dessen politischer Plausibilisierung, Bestätigung und Legitimation kommt dabei hohe Aufmerksamkeit zu. Im Zuge dessen könnten Formen und Bedingungen für das Erodieren von wissenschaftlichem Wissen und vom Vertrauensverlust in Experten:innenwissen analysiert werden (Dupré/Somsen

2019; Bergwik/Holmberg 2020). Wenn die allgemeine Wissensgeschichte den Prozessen der Systematisierung, Kodierung, Standardisierung oder Übersetzung von Wissensformen viel Aufmerksamkeit geschenkt hat (vgl. Mulsow 2019), dann sollte auch das Studium des Bewegungswissens diesen Spuren folgen.

Wissensermächtigungen

In einem zweiten Schritt stellt sich die Frage, ob und in welcher Weise soziale Bewegungen »knowledge empowerment« betreiben (Epstein 1996: 234). Wie und wodurch ermächtigen sich die Aktivist:innen als legitime Sprecher:innen und entwickeln ggf. sogar eigene epistemologische Standpunkte? Und im Anschluss daran: mit welchen Effekten und Erfolgsaussichten verfolgen sie dies? Dies ist gerade im Zusammenhang mit den Neuen Sozialen Bewegungen der 1960er und 1970er von besonderem Interesse, deren Anhänger ein besonders hohes formales Bildungsniveau aufweisen (Sommer/Steinhilper/Zajak 2021: 49, 52–54).

Auf der Ebene der Wissensermächtigung wird die epistemische Innovationskraft von sozialen Bewegungen und ihr Potential zur Schöpfung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse zu einem wichtigen Thema. Dieses Interesse korrespondiert mit historischen Untersuchungen über die Entstehungsbedingungen von »knowledge claims« jenseits der akademischen Welt (Epstein 1996; Lundberg 2020). In den Sozialwissenschaften erfahren gegenwärtig die »citizen sciences« viel Aufmerksamkeit (Dickinson/Bonney 2012; Finke 2014; Strasser et al. 2019; Vohland 2021). Diese Forschungsrichtungen thematisieren nicht nur die Möglichkeiten der Erziehung von »Bürger:innen« durch die Heranführung an die Wissenschaft oder die Möglichkeiten zur Demokratisierung der Wissenschaften, sondern auch die Möglichkeit der Produktion neuen und innovativen Wissens durch die Zusammenarbeit von Laien und Wissenschaftler:innen: »Public participation in research can also produce knowledge on parts of the natural and social world that have been largely unexamined scientifically« (Strasser et al. 2019: 64). Es geht also um mehr als nur um die von Laien zu erbringende Assistenz bei wissenschaftlicher Forschung, sondern um das Einbringen origineller Einsichten, des körperlichen Erfahrungswissens von Betroffenen wie etwa in der feministischen Frauenbewegung oder in der Umweltbewegung bei den Lebenserfahrungen mit toxischen Stoffen in nachräumlichen Nachbarschaften (ebd.: 64–65).

Vergleicht man diesen Ansatz mit den Untersuchungen von Steven Epstein zur »community based«-Wissensproduktion der Aktivist:innen in der US-amerikanischen Anti-AIDS-Bewegung der 1980er Jahre, so kann man deren »impure science« als eine Frühform von »citizen science« verstehen, die neben den einleuchtenden Kritiken am amerikanischen Gesundheitswesen auch neue Forschungen und medizinische Einsichten sowohl selbst produziert als auch angestoßen hatte (Epstein 1996). Ähnlich verhält es sich in der Umweltbewegung der 1970er Jahre, die Beobach-

tungen von Bürger:innen zu Giftbelastungen im Wasser, in der Luft oder im Boden oder zu Krankheitshäufungen in der Bevölkerung aufgegriffen und systematisiert hatten. Ich werde weiter unten (im empirischen Teil dieses Aufsatzes) darauf zurückkommen.

Im Hinblick auf Ermächtigungsstrategien von sozialen Bewegungen kommt der Führungsriege von »movement intellectuals« (Eyerman/Jamison 1991: 97–99) mit ihren manifesten Überzeugungen eine besondere Bedeutung zu (vgl. Choudry 2015; Roose 2013). Während mit Plausibilität eine Elementarform von glaubwürdigem, verständlichem und einleuchtendem Wissen aufgerufen wird, greifen die aktivistischen Kerne sozialer Bewegungen auf höherliegende Ansprüche nach Gewissheit und Deutlichkeit zurück, wodurch sie im Hinblick auf die Schlüssigkeit und Kohärenz ihres Wissens über den Raum der reinen Plausibilität hinausgehen.

In welchen Konstellationen erreichen diese Häretiker:innen und Gegenintellektuellen besonderen Einfluss? Ron Eyerman und Andrew Jamison haben die These aufgestellt, dass sich im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert eine Entwicklung vom »intellectual-in-movement« hin zu »movement intellectuals« beobachten lässt: »Where many partisan intellectuals often served as leaders, even rulers, of the parties and organizations that they spoke for, contemporary movement intellectuals are usually more limited and specialized in their role« (Eyerman/Jamison 1991: 113). Dieser vermeintliche Wandel, der empirisch noch nicht bestätigt werden konnte, hat jedenfalls den Einfluss von Intellektuellen auf den gesellschaftlichen Wandel nicht begrenzen können. Zudem stellten sich auch im späten 20. Jahrhundert immer wieder breit gebildete Schriftsteller oder *public intellectuals* in den Dienst spezialisierter sozialer Bewegungen, man denke etwa an Heinrich Bölls Rolle in der Friedensbewegung oder an das Engagement des Pfarrers Kurt Oeser in der Umweltbewegung. Und es entstanden neue Erkenntnisse aus dem Zusammenspiel von sozialen Bewegungen und wissenschaftlicher Forschung wie die *radical science movements* in den USA und Frankreich während der 1960er Jahre. Das waren regelrechte *do-it-yourself* Bewegungen in der Biologie oder Umweltforschung, die nicht nur an die gesellschaftliche Verantwortung in der eigenen Disziplin appelliert hatten, sondern auch deliberative Formen, mit der Partizipation von Laien, etwa in der ökologischen Forschung, vorangebracht haben (Strasser et al. 2019: 60–62).

Gesellschaftliche und politische Bedingungen und Folgen von Bewegungswissen

Schließlich gilt es den Fragen nach den Bedingungen und Folgen der Politisierung des Bewegungswissens nachzugehen. Die politischen Aushandlungschancen, die soziale Verteilung von Bewegungswissen sowie die Hierarchisierung ihrer Wissensbestände fragt ja nach konfliktiven Potentialen in der Erzeugung und bei der Verbreitung von Bewegungswissen. Wann und warum gelingt es sozialen Bewegungen

eigenständige Einsichten erfolgreich zu proklamieren und diese mit normativen Zielsetzungen und neuen Modalitäten des politisierten Wahrnehmens, Bewertens und Beurteilens zu verbinden? Wann gelingt die Destabilisierung etablierter Gewissheiten und Wissensordnungen durch die Erzeugung bewegungsaffiner Plausibilisierungen? Was führt zur Anerkennung pluraler Wissensformen sowie zur Produktion und Popularisierung von dezidiertem »Gegenwissen« (Stadler et al. 2020)?

In den modernen Wissensgesellschaften seit den 1960er Jahren wird Wissen zu einer mindestens ebenso wichtigen Wirtschaftsressource wie Arbeit, Bodenschätze oder Kapital (Stehr 1994; Vogel 2004; Szöllösi Janze 2004). Informationen und Wissen sind zu einer zentralen nicht nur wirtschaftlichen, sondern auch politischen und gesellschaftlichen Ressource geworden. Ob es die Arbeitsverhältnisse der Dienstleistungsgesellschaft oder Deutungskonflikte in der Mediengesellschaft sind: Wissen entfaltet in der spätmodernen Gesellschaft eine durchschlagende gesellschaftliche Organisationsaufgabe und Stabilisierungsfunktion (Bittlingmayer 2005; Gemperle/Steckeisen 2006; Engelhardt/Kajetzke 2010; Böschen 2017). Eindeutiges Wissen, Versachlichung und Verwissenschaftlichung, ja letztlich die Wissensgläubigkeit werden zu zentralen Utopien und Triebfedern spätmoderner Gesellschaften.

Aber Wissen ist keine robuste Ressource. Die plurale Formenvielfalt von Wissen ist auch in der Wissensgesellschaft nicht verschwunden. Diese Wissenspluralität übernimmt, gerade im Falle des umstrittenen Wissens, eine gesellschaftliche Destabilisierungsfunktion. Das machen nicht zuletzt die Gültigkeitskämpfe um Bewegungswissen deutlich. Die Nutzung und Politisierung von Wissen durch soziale Bewegungen hat also nicht nur eine wichtige gesellschaftliche Funktion für die Befragung, Korrektur oder Erweiterung gesellschaftlicher Wissensbestände. Sie greift vielmehr in das gesellschaftliche Gesamtgefüge ein, welches durch Wissen und »Wissensgläubigkeit« (Bogner 2021: 119) organisiert wird.

Sozialen Bewegungen stehen in der Wissensgesellschaft Ressourcen aus drei verschiedenen gesellschaftlichen Reservoirs zur Verfügung, mittels derer sie Probleme aufgreifen, die vom vorherrschenden politischen System (jedenfalls in der Wahrnehmung der Aktivist:innen) nicht erfasst und/oder nicht oder nicht hinreichend bearbeitet werden (Holzer 2015: 115–132). Diese rekursiv aufeinander bezogenen Wissensressourcen sind erstens erfahrungsbasiertes und implizites, zweitens medial vermitteltes und drittens wissenschaftlich geprüftes Wissen. Wenn soziale Bewegungen auf die persönliche Betroffenheit der Protestierenden zurückgreifen, so beziehen sie sich auf alltagsbasierte Formen des Wissens bzw. einen biographisch erworbenen und geprägten Wissensvorrat, der Teil der Lebenswelt der Akteur:innen ist. Es handelt sich um zum Teil emotionalisierte Formen von Rezeptwissen, welches im Alltag erworbenes, inkorporiertes und situierendes Wissen meint. Von diesem Wissen sind stärker explizite, teilweise auch formalisierte Formen medialisierten Wissens zu unterscheiden. Im Vergleich zum

Alltagswissen wird die medial geprägte und vermittelte Wissensressource als ›Entsubjektivierung‹ von Wissen begriffen, insofern sie über die Grenzen des jeweils eigenen biographischen und situativen Sinnkontexts hinweg einer großen Zahl von Empfänger:innen und Nutzer:innen verfügbar ist. Drittens ist wissenschaftliches oder Expert:innen-Wissen auf den Begründungskontext der Unterscheidung von Wahrheit und Unwahrheit bezogen und meint ein systematisch auf mögliche Unwahrheiten hin kontrolliertes und geprüftes kognitives Wissen.

Das Verhältnis dieser idealtypisch voneinander unterschiedenen Wissensressourcen zueinander ist rekursiv: In den Massenmedien und in der Wissenschaft wird auf alltäglich erfahrbare Wissensformen zurückgegriffen, wobei umgekehrt auch das alltägliche Erfahrungswissen nur vor dem Hintergrund einer »Priorität des gesellschaftlichen Wissensvorrats« (Schütz/Luckmann 1979: 356) interpretierbar ist und artikulierungsfähig gemacht wird. Erfahrungswissen ist immer auch materiell gebunden, größtenteils in mediale Konstellationen eingebunden und entsteht im Kontext gesellschaftlich sozialisierter Interpretations- und Auslegungsrelevanzen.

Empirische Beobachtungen zum Wissen der Neuen Sozialen Bewegungen seit den 1960er Jahren

Dieses Programm zur Erforschung sozialer Bewegungen soll im Folgenden schlaglichtartig anhand der Frauen- und Umweltbewegungen von den 1960er bis zu den 1980er Jahren exemplifiziert werden. Dabei handelt es sich um Übertragungen der im vorherigen Abschnitt beschriebenen begrifflichen Dimensionen des Bewegungswissens auf zwei empirische Fallbeispiele aus dem Kreis der Neuen Sozialen Bewegungen. Gleiches ließe sich auch an der Bedeutung von Wissen für die ›alten‹ sozialen Bewegungen exemplifizieren – man denke etwa an die Bedeutung von Arbeiterbildungsvereinen für die Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts. Auch die Studentenbewegung um 1968 war eine Wissensbewegung, die ohne die obsessive Beschäftigung mit Theorie nicht zu denken ist (Sepp 2023). Ähnliches gilt für den Zusammenhang der Friedensbewegung mit der sozialwissenschaftlich-politologischen Konfliktforschung oder im Hinblick auf die Bedeutung von kritischen Atomphysiker:innen oder Managern wie Klaus Traube in der Anti-Atomkraftbewegung (vgl. von Schwerin 2022).

Die feministische Frauenbewegung

Die sogenannte ›zweite Welle‹ der Frauenbewegung war nicht nur mit der Politisierung vormals privater, intimer und sexueller Verhältnisse verbunden, sondern auch mit der Herausbildung eines neuen wissenschaftlichen Forschungsfeldes. Die feministische Frauen- und Genderforschung in Deutschland entstand nicht zuletzt

dank der Frauensommeruniversitäten, die seit 1976 durch die Frauenbewegung initiiert worden waren (Tröger 1978; Althoff/Bereswill/Riegraf 2001; Perincioli). Die Sommeruniversität für Frauen, so berichtete Rebecca Hillauer in einem journalistischen Beitrag zum 40. Jahrestag der ersten Frauensommeruniversität in Berlin, sei zu einem »Think Tank für eine feministische Wissenschaft« geworden (Hillauer 2016). Von hier aus wurde über eine Vielzahl unterbelichteter Themen von der Bedeutung weiblicher Hausarbeit und Care-Arbeit und ihrer gesellschaftlichen Rolle über die sozial-kulturellen Benachteiligungen von Frauen in Wirtschaft und Familie bis hin zur Geschichte des Patriachats und den weiblichen Zugängen zu Körper, Natur, Musik oder Spiritualität nachgedacht und geforscht. Über die kulturellen Konstruktionen in Geschlechterdiskursen und über neue erkenntnistheoretische Sichtweisen, nicht zuletzt aus lesbischer Perspektive, wurde intensiv diskutiert (Courage 1977; Petersen 1978; Courage 1979; Stoehr 1983).

Die Initiatorinnen der deutschen Sommeruniversitäten strebten einen Brückenschlag zwischen den autonomen Frauenzentren und feministischer Wissenschaft an. Sie verbanden dies mit einer Kritik am herkömmlichen, männlich dominierten Universitätsbetrieb, der die Themen der Frauenbewegung kaum adressierte und aus der Sicht der Frauenbewegung epistemologisch verengt war. Weibliche Lebenserfahrungen und ganzheitliche Ansätze der Erkenntnisgewinnung sollten auch in die universitäre Forschung Eingang finden. In der Publikation zur ersten Berliner Sommeruniversität vom Juli 1976 formulierte die Initiatorin und Historikerin Gisela Bock, es gelte in einer »autonomen Gegenöffentlichkeit« die »eigene Erfahrung wissenschaftlich fruchtbar« zu machen und nach »Frauenmacht und -identität« zu fragen. Dabei werde kein Gegensatz von Rationalität und Emotionalität konstruiert, sondern nach deren Verknüpfungen in der kapitalistischen Gesellschaft gefragt (Bock 1977: 18–21). Ähnlich schrieb ein Jahr später Karin Petersen in der Berliner feministischen Zeitschrift *Courage*, die Sommeruniversität stelle den Versuch dar, »anders zu lernen, die Erfahrungen als Grundlage für Erkenntnisse, Schlußfolgerungen, Theorie gelten zu lassen«. Kurz darauf wandte sie allerdings kritisch ein: »Manchmal wurde die Mitteilung individueller Erfahrungen zur Norm, und alles, was nicht gleich auf subjektives Erleben zurückführbar war, wurde störend empfunden«. Die Aufbereitung »individueller Leidens« wurde ihr offenbar an manchen Stellen zu oft und zu absolut thematisiert (Petersen 1978: 15, 17).

Die Kritik am Ausschluss oder der Verzerrung weiblicher Erfahrungen durch den regulären Universitätsbetrieb lässt sich auf epistemologischer Ebene auch in der Frauengesundheitsbewegung nachvollziehen. Hier entzündete sich die Kritik an der Reproduktionstechnologie und der androzentrischen Medizin. So schrieb das feministische Frauen-Gesundheitszentrum in Berlin, dass die

gegenwärtige gynäkologische Versorgung häufig frauenfeindlich und medizinisch unzureichend [sei]. Wir wissen aus Erfahrungsberichten vieler Frauen, dass die Untersuchung beim Frauenarzt oft relativ oberflächlich ist und die Persönlichkeit der Frau verletzt; ebenso ist die Beratung häufig mangelhaft und geht nicht auf die Bedürfnisse der Frau ein (Dr. med. Mabuse 1978: 32).

Die feministische Wissenschaftskritik stellte die angebliche Objektivität ›männlicher‹ Wissenschaft infrage. Mit der Gründung von Selbsthilfegruppen und der Veröffentlichung der ersten Frauengesundheitshandbücher zu Beginn der 1970er Jahre entstand eine sich zunehmend institutionalisierende Frauengesundheitsbewegung mit alternativen Gesundheitszentren, die aus der Vielfalt ihres Körperwissens schöpfte (Kline 2010; Heinemann 2021; Fourment 2021). Man sprach in den USA von ›knowledge by training‹ (Heinemann 2021: 125) und setzte dieses Erfahrungswissen ein, um neue Methoden und Techniken der Empfängnisverhütung zu entwickeln. Auch alternative Heilmethoden, Anleitungen zur Selbstuntersuchung und Erfahrungswissen über Infektionen wurden ausgetauscht, um eine feministische Gynäkologie zu entwickeln (Heinemann 2021: 132).

Der historische Bezug auf die Hexen und Hebammen der Vormoderne etwa verdeutlichte die Bedeutung einer ganzheitlichen Medizin, die noch Erfahrungswissen und Naturheilkunde miteinander verband. Die Anwendung von schmerzlindernden, krampflösenden oder wehenfördernden Mitteln bei der Geburt und das in Hebammenbüchern festgehaltene Wissen wurde wiederentdeckt für neue Formen von gynäkologischen Eingriffen, für alternative Verhütungsmittel und für Erkenntnisse über Frauenkrankheiten. Selbstbestimmung hieß das zentrale Stichwort der Mobilisierung des medizinischen Wissens des Mittelalters, welches vor dem Zugriff von Kirche und Staat noch in der Hand von Frauen gewesen war (Dr. med. Mabuse 1979: 18).

Die Figur der Hexe war sowohl ein Symbol für autonomes Wissen, alternativen Heilen und feministisches Selbstbewusstsein als auch für Revolte und politischen Radikalismus. Die Wissensermächtigung schöpfte aus der Beobachtung der historischen Unterdrückung weiblicher Heilmethoden und kreativer Medizin als einem von männlicher Medizin nahezu ausgelöschten und als magisch und abergläubisch abqualifizierten ›Hexenwissen‹. Die aus den USA und Australien angeregte deutsche und europäische Frauengesundheitsbewegung war dabei von vornherein transnational vernetzt und schöpfte ihre Kreativität aus unterschiedlichen Wissensquellen. Frauen teilten zunächst ihre individuellen Erfahrungen mit (*opening up*), vermittelten dieses Wissen anderen Frauen (*sharing*) und analysierten die so entstandenen kollektiven Wissensbestände (*analyzing; abstracting*), um sie schließlich in politische Handlungen zu überführen (vgl. Dr. med. Mabuse 1978: 32; vgl. Kwachik 2023).

In den feministischen Frauenzentren wurden zudem weibliche Körperwahrnehmungen und -erfahrungen untereinander ausgetauscht. Mehr oder weniger konfrontativ waren dies Formen der Wissensermächtigung von Aktivistinnen, die, wie Karen Offen formulierte, einen »knowledge war« feministischer Epistemologien gegen hegemonial-patriarchale Formen der reproduktiven und gynäkologischen Frauengesundheit führten (Offen 2000: 126; vgl. Offen 2004). Diese Grenzen betrafen Wissenskonzeptionen, welche mit der Kritik am Androzentrismus das Kriterium der Wissenschaftlichkeit selbst in Frage stellten. Mit alternativer Heilkunde, Spiritualismus und esoterischem Wissen (etwa Heilkräuterkunde, Astrologie oder Mondzyklen) entwarfen Frauen einen alternativen Katalog »sinnlichen Wissens« (Daly 1973 und 1978; Salami 2020; Kwaschik 2023). Der Ökofeminismus der 1980er Jahre reklamierte neue erkenntnistheoretische Einsichten, indem er »a different kind of culture and politics« schaffte, »that would integrate intuitive/spiritual and rational forms of knowledge. Embracing both science and magic insofar as they enable us to transform the nature/culture distinction itself and to envision and create a free, ecological society«, wie die feministische Theoretikerin Ynestra King formulierte (King 1983: 123). Überall in Europa und den USA entwickelten sich solche differenzfeministischen Strömungen, unter denen der Ökofeminismus eine starke Stellung einnahm (Donini 1994).

Das feministische Körperwissen meinte also sowohl das Wissen vom Körper als auch des Körpers. Als gelebt-erfahrenes Körperwissen wurde es durch kulturelle und soziale Instanzen vermittelt und unterstützte die Etablierung eines Marktes aus Naturheilverfahren, aber auch religiöser, magischer und fernöstlicher Heilweisen. Noch in einer jüngsten Internet-Ankündigung zu einem Workshop beim 6. Internationalen Frauen-Theaterfestival in Frankfurt heißt es: »In unserem Körper lagert ein einzigartiges Wissen. Ein Wissen, das uns zu eigenständigen Handlungen ermächtigt. Ein Wissen, das uns zum Können befähigt« (Buchmann 2021).

Die Umweltbewegung

Die Umweltbewegung der 1970er Jahre wurde von kybernetischen Denkmodellen und ökologischen Zusammenhangserkenntnissen befördert und führte zur Gründung von zahlreichen neuartigen, ökologischen Forschungsinstituten (Eggstein 2020; Laux 2021). Ob Kernkraft oder Waldsterben, es gab in den 1970er Jahren kaum einen Bereich, der keine »alternative« Formen des Erkennens und Forschens hervorgebracht hätte. Die »Gegenforschung« lüftete nicht nur Universitäten und Akademien durch, sondern entstand nicht selten an der Basis, im Stadtteil oder im Kampf gegen Großprojekte (vom Atomkraftwerk bis hin zur Startbahn West).

Die aus der Besetzung des Atomkraftwerks Wyhl hervorgegangene *Volkshochschule Wyhler Wald* etwa war der Prototyp eines kollaborativen Wissens von unten. Von Atomphysiker:innen bis zu Winzer:innen und Landwirt:innen hielten im

›Freundschaftshaus‹ Fachleute verschiedenster Gruppen Vorträge. Es entstand ein »zivilgesellschaftliches Expertentum«, in dem akademisches und nicht-akademisches Wissen gleichgestellt wurden (Eith 2015: 126). Als Ort der kulturellen Vergemeinschaftung und gemeinsamen Erfahrung versuchte man gegen die vermeintliche ›Expert:innenmaschine‹ aus Industrie und Politik anzukämpfen. Auf unterschiedlichsten Feldern tauschten sich verschiedenste Gruppen aus verschiedenen Sachgebieten und Berufsfeldern aus. Das Spektrum reichte vom Wissen über gerichtliche Einsprüche, Verfahrensformen, Planungsfeststellungsverfahren und Sachverständigengutachten in Gerichtsverfahren über öffentliche Anhörungen oder Demonstrationsanmeldungen bis hin zu alternativem Wissen über die Atomphysik und Energiegewinnung. Die Akteur:innen tauschten sich auf gemeinsamen Informationsveranstaltungen aus und agierten möglichst basisdemokratisch und transparent miteinander.

In der undogmatisch-alternativen Linken herrschte allgemein die Einsicht, dass die Veränderung im Alltag anfängt. Die ›Vernunft von unten‹ brach sich, so sahen es die Akteur:innen damals, Bahn gegen Pharmaindustrie oder Bauspekulanten. Zukunfts- und Geschichtswerkstätten blühten auf und begründeten die Alltagsgeschichte, die die Lebensgeschichten ›einfacher Menschen‹ jenseits der Hoch- und Staatspolitik vor Ort erkundeten. Sogenannte ›Stattbücher‹ wiesen den Weg durch die Vielzahl alternativer Projekte der bundesdeutschen Stadtlandschaften. Das Gegenwissen bezog sich dabei immer auf bestimmte Orte oder Produktionsstätten, wie es im Falle der Umweltbewegung die Atomkraftwerke, Endlager, Flughäfen oder Giftmüllanlagen waren. Insofern war die Gegenexpertise eines ehemaligen Atomlobbyisten wie Klaus Traube, des linksaktivistischen Physikers Jens Scheer oder des Ökopfarrers Kurt Oeser immer auch räumlich »situiertes Wissen« (Güttler 2022: 542, 544, 550–555).

Wie eigensinnig sich diese Gegenwissenschaft der 1970er und 1980er Jahre etablierte, zeigt ein Projekt zum ›Gegenwissen‹ auf, welches Nils Güttler untersucht hat (zum Folgenden siehe: Güttler 2022: 555–559; Güttler/Pratschke/Stadler 2016). In den frühen 1980er Jahren war an der Technischen Universität Darmstadt rund um den Philosophen Gernot Böhme die Gruppe *Soziale Naturwissenschaft* entstanden. Zunächst als Lesekreis organisiert, dann als Verein operierend, wollte die Gruppe den Zusammenhang von Wissenschaft, Technik und Natur in der spätindustriellen Gesellschaft beleuchten. Ausgangspunkt waren die sozioökologischen Krisen der frühen 1980er Jahre, etwa die Konflikte um Wasser- und Atomkraftwerke, die Gentechnologie sowie große Infrastrukturprojekte. Das Hessische Ried, ein Sumpfgebiet in dem von den ansässigen Wasserverbänden massiv Wasser abgepumpt worden war, bildete zunächst den »lokalen Resonanzraum« des Projektes (Güttler 2022: 556). Die *Soziale Naturwissenschaft* entwickelte schließlich zwei miteinander verkoppelte Strategien. Erstens strebte die interdisziplinäre Gruppe, die sich aus so diversen Wissensgebieten wie der Industrie- und Ingenieurwissenschaft,

der Hydrologie, Philosophie, Soziologie, Ethnologie und Geschichtswissenschaft zusammensetzte, einen intensiven Dialog zwischen Natur- und Geisteswissenschaften an. Zweitens sollte der von ihnen geführte Diskurs stets im Dialog mit den sozialen Bewegungen und unter Einbeziehung des Wissens der Betroffenen stattfinden. Böhme sprach von »Betroffenen-Wissenschaft« (Böhme 1984: 151), die von lokalen Problemlagen ausgehend Kompetenzen zusammenführen wollte und eben nicht aus etablierten Disziplinen heraus die Problemlagen beschreiben sollte. Die Wissenschaftsforscher:innen versuchten deshalb, an den Brennpunkten der Umweltbewegung – wie etwa im Hessischen Ried – mit Betroffenen und Aktivist:innen ins Gespräch zu kommen. Diese Orte schienen ihnen wie Freiluftlaboratorien der Wissensgesellschaft, an denen sich die politischen und sozialen Spannungen um Wissenschaft und Technik wie unter einem Brennglas studieren ließen.

Die Gruppe *Soziale Naturwissenschaft* kann als Versuch verstanden werden kann, eine interdisziplinäre Wissenschafts- und Technikforschung aus dem Geiste der Umweltbewegung heraus zu etablieren – nicht zuletzt gegen den Widerstand etablierter Disziplinen (Güttler 2022: 558–559). Damit steht das Darmstädter Projekt stellvertretend für eine Reihe von Unternehmungen zur Etablierung einer kritischen Wissenschaft, deren Effekte außerhalb des akademischen Feldes vermutlich mindestens ebenso groß waren wie innerhalb desselben.

Nils Güttler hat darauf hingewiesen, dass das Darmstädter Projekt auch als Spätfolge des Starnberger Max-Planck-Instituts zur »Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt« verstanden werden kann, da viele der dort Beteiligten wie Gernot Böhme, Wolfgang Krohn, Wolfgang van den Daele, Rainer Hohlfeld oder Wolf Schäfer in den kommenden Jahren mit den Neuen Sozialen Bewegungen in Kontakt kamen; insbesondere mit der Umweltbewegung, der »Gen-Ethik« und der Frauenbewegung (Güttler 2022: 556). Ein wichtiger Resonanzraum hierfür war die Szene der alternativen Wissenschaft, die sich um 1980 in vielen Städten der Bundesrepublik formierte (Stadler 2022) und über Foren wie der Zeitschrift *Wechselwirkung* oder *Dr. Mabuse* publizistisch sichtbar wurde. In diesen Foren und auf dem alternativen Buchmarkt wurden bewegungsnahe Studien aus der angloamerikanischen Wissenschafts- und Technikforschung im deutschen Sprachraum bekannt (Stadler et al. 2020: I/29–31, IV/8–11).

Ökologisches Wissen, Umweltwissenschaften und alternative Bildung institutionalisierten sich in den 1970er und 1980er Jahren in eigenständig aufgebauten Forschungseinrichtungen. »Die ›Ökologische Forschung‹ ist«, wie es in einer zeitgenössischen Publikation heißt, »Teil der ökologischen Bewegung. Sie ist mit ihr und aus ihr entstanden« (Bossel 1981: 9). Die traditionelle, konservatorische Idee des Naturschutzes verlor um 1970 an Rückhalt und machte einem naturwissenschaftlich-technischen Verständnis der Umwelt Platz. Dabei half, dass auch außerhalb der Umweltbewegung die Idee von zusammenhängenden ökologischen Netzwerken in Verbindung mit ganzheitlichen und kybernetischen Konzepten große Resonanz fand

und Wissenschaft wie Politik beeinflusste. In Verbindung mit der Wachstums- und Kapitalismuskritik rückte der Begriff der Ökologie in das Zentrum gesellschaftlicher Debatten. Hier wiederum etablierte sich die Vorstellung, dass »erst der holistische Überblick über die relevanten Verknüpfungen von Entwicklungsdynamiken« neue Einblicke eröffnete – jenseits der Klärung von naturwissenschaftlichen Einzelproblemen (ebd.: 13). Inter- und Transdisziplinarität wurde nicht nur zu einem Schlagwort, sondern zur gelebten Praxis an den ökologischen Forschungsinstituten.

Vor dem Hintergrund der Neudefinition der Mensch-Umwelt-Beziehung und einer wachsenden Umwelt- und Anti-Atomkraft-Bewegung entstanden neue Forschungszentren, den Umweltschutz in den Mittelpunkt ihres Interesses stellten. Sie verstanden sich als soziale Bewegung *innerhalb* der Wissenschaft, forderten hegemoniale Wissensstrukturen heraus und boten wissenschaftliche und rechtliche Unterstützung für die Umweltbewegung auf lokaler, regionaler und internationaler Ebene. Die neuen ökologischen Forschungsinstitute zeichneten sich durch eine weitgehende finanzielle Unabhängigkeit, basisdemokratische Entscheidungsfindung und flache Hierarchien aus (vgl. Strasser et al. 2019: 60–62; Germann/Held/Wulz 2022).

Das erste Forschungsinstitut dieser Art in Deutschland, das 1977 gegründete *Öko-Institut* in Freiburg, ging aus der Graswurzelbewegung gegen das geplante Atomkraftwerk in Wyhl in Süddeutschland hervor (Roose 2002). Die Idee einer institutionalisierten wissenschaftlichen und juristischen Begleitung der Bürgerinitiativen basierte zum einen auf der sogenannten ›Walduniversität‹, die 1975 von Aktivist:innen auf der besetzten Baustelle des Kraftwerks initiiert wurde, zum anderen auf den Erfahrungen aus juristischen Auseinandersetzungen. Die Jurist:innen der Bürgerinitiativen erkannten den Bedarf an professioneller wissenschaftlicher Beratung für die Umweltbewegung, um mit den Expert:innen der Gegenseite konkurrieren und technologische Alternativen entwickeln zu können (Rucht 1988).

Auch die Anfänge des *Instituts für Energie- und Umweltforschung (ifeu)* in Heidelberg waren direkt mit den Protesten in Wyhl verbunden. Das Institut ging 1978 aus dem sogenannten ›Tutorium Umweltschutz‹ am Biologischen Institut der Universität Heidelberg hervor. Das Tutorium existierte bereits 1974 und wurde von dem Biologiestudenten Dieter Teufel gegründet, der damals im Vorstand des *Bundesverbands der Bürgerinitiativen Umweltschutz (BBU)* war. Die Gruppe von Studierenden und Doktoranden konnte mit ihren Gehältern eigene Forschungsprojekte finanzieren und koordinierte ihre Arbeit mit Umweltgruppen. Die Erstellung eines radioökologischen Gutachtens im Auftrag von Anti-Atomkraft-Initiativen in Wyhl provozierte einen Konflikt mit der Landesregierung von Baden-Württemberg und der Universität Heidelberg. Dieser Konflikt führte zum Ausschluss der Gruppe aus der Universität und zur Gründung des *ifeu* (Schmidt/Höpfner 1998).

Beide Einrichtungen sind Beispiele für die rund 75 außeruniversitären Umweltforschungszentren, die Ende der 1970er und in den 1980er Jahren in Deutschland entstanden waren (Ditfurth/Glaser 1987: 340–354; Laux 2021: 286–288). Sie verstanden sich als ›Bürgerinstitute‹ und gründeten 1981 die *Arbeitsgemeinschaft ökologischer Forschungsinstitute* (AGÖF). Der Verein organisierte Tagungen, gemeinsame Publikationen und Forschungsprojekte. Während der Forschungsschwerpunkt der Institute Ende der 1970er Jahre auf dem Energiesektor lag, entwickelten sich im Laufe der 1980er Jahre weitere Forschungsfelder wie Chemie oder ökologischer Landbau. Ihr Wissenschaftsverständnis war von den ökologischen Denkmustern der Umweltbewegung geprägt und betonte einen interdisziplinären und ganzheitlichen Ansatz. Zudem war ihr Denken von einem wissenschaftlichen Diskurs inspiriert, der die Ökologie als neue Leitwissenschaft betrachtete und für einen Paradigmenwechsel innerhalb der Naturwissenschaften plädierte (Bossel/Dürschmidt 1981; Gegenwissen 2020: IV/8–11).

Solcherlei ökologische Institute waren kein nationales Phänomen. Vielmehr waren sie das Ergebnis eines umfassenden transatlantischen Austauschs innerhalb der Anti-Atomkraft-Bewegung. Einige amerikanische Umweltorganisationen wie die *Union of Concerned Scientists* oder der *Natural Resource Defence Council* waren sowohl wegen ihrer Funktion innerhalb der Umweltbewegung als auch wegen ihres wissenschaftlichen Ansatzes Vorbilder für die deutschen Institute. Ausgehend von der Zusammenarbeit in der Reaktor- und Strahlenforschung wurde der deutsch-amerikanische Wissenstransfer charakteristisch für viele andere Bereiche der ökologischen Forschung auf beiden Seiten des Atlantiks. In den 1980er Jahren entwickelte sich auch eine direkte Zusammenarbeit zwischen deutschen und amerikanischen Instituten, wie dem *ifeu* und dem *Institute for Energy and Environmental Research* (IEER) in Maryland. Die ökologischen Institute und ihre Akteur:innen lassen sich, so die These des Historikers Daniel Eggstein, als Teil einer transnationalen epistemischen Kultur verstehen, deren Praxis sich im Kontrast zur universitären und industriellen Forschungslandschaft entwickelte. Die ökologischen Forschungsinstitute können somit als eine Schnittstelle zwischen Bewegung, Politik und Wissenschaft verstanden werden (vgl. bislang Eggstein 2020).

Der Soziologe Thomas Laux hat auf die Gelegenheitsstrukturen für dieses neue ökologische Wissen hingewiesen und gezeigt, dass mit der Etablierung und Gründung der Partei *Die Grünen*, mit der allgemeinen Verwissenschaftlichung von Politik als auch mit den Umweltbewegungen die Expertisen in umwelt- und energiepolitischen Fragen sowohl in Zahl als auch hinsichtlich der politisch-gesellschaftlichen Bedeutung seit den 1970er Jahren drastisch zugenommen haben (Laux 2021). Als direkte Antwort auf die Umweltbewegung und eingebettet in die sozialen Muster des alternativen Milieus der 1970er Jahre beeinflussten die unabhängigen Forschungszentren ihrerseits auch die Gesellschaft und die etablierten Wissens- und Expertenkulturen. Die neuen wissenschaftlichen Netzwerke trugen dazu bei, das

öffentliche Bewusstsein für Umweltprobleme zu schärfen. Die Forschungsarbeit der ökologischen Institute führte, langfristig gesehen, zu einer thematischen Diversifizierung der Umweltdebatte und erhöhte die Politikfähigkeit der Umweltbewegung. So wurden die Öko-Institute zu einer treibenden Kraft der Weiterentwicklung der Ökologiebewegung seit den 1990er Jahren. Nicht zuletzt durch die Infragestellung wissenschaftlicher Hierarchiestrukturen, herkömmlicher Methoden, Disziplinen-einteilungen und Denkmuster wurde eine neue epistemische Kultur geschaffen, die neue technische, soziale und symbolische Dimensionen in naturwissenschaftliche Expert:innensysteme einpeiste.

Zugleich wurde auch das Alltagswissen in der spätmodernen Wissensgesellschaft verändert. Publikumszeitschriften wie das 1985 erschienene Magazin *Öko-Test* informierten nicht nur über die Zusammenhänge von Technik, Gesellschaft und allgemeiner Naturzerstörung bzw. Vergiftungen in städtischen Lebensumwelten, sondern informierten über die Gesundheits-, Umwelt- und Sozialverträglichkeit von Alltagskonsumprodukten und lieferten dadurch nicht nur neue Hilfen im praktischen Alltag und Konsumverhalten, sondern auch die Kompetenz zur Einschätzung bestimmter Lebensweisen in der Konsumgesellschaft (Räuschel 1995).

Schlussbemerkung

Über das Wissen sozialer Bewegungen und die gesellschaftliche Plausibilisierung ihrer Anliegen ist, trotz der immensen Bedeutung des Bewegungswissen, immer noch viel zu wenig bekannt. Dieses Desiderat kann dieser Beitrag natürlich nicht schließen. Hier wurde lediglich versucht, im ersten Teil die Dimensionen dieses Themas zu ordnen und im zweiten Teil anhand von zwei konkreten sozialen Bewegungen die Relevanz des Themas zu veranschaulichen. Daraus lassen sich in systematisierender Hinsicht drei Schlussfolgerungen ziehen:

1) Aufgrund erster empirischer Einblicke lässt sich die vorläufige Hypothese formulieren, dass soziale Bewegungen offenbar verschiedene Phasen der Wissensgenerierung durchlaufen: Ausgehend von der (vorgeblichen) Entdeckung neuer Wissensbestände führt dieser Prozess im nächsten Schritt zu einer Spezifizierung des verfügbaren Wissens, welches durch die politischen Praktiken, Symbole und Rituale sozialer Bewegungen mitgeformt und koordiniert wird. Die Aktivist:innen erlernen effektive Organisations- und Mobilisierungsformen, die sie wiederum in die politischen Auseinandersetzungen einbringen. In einem weiteren Schritt kommt es zu einer Klassifizierung und normativen Aufladung dieses neuen Wissens, welches zuweilen in strategischen Kalkulationen und institutionellen Verfestigungen weiter geformt, spezifiziert und ausgearbeitet wird. Der hier stufenförmig beschriebene Prozess besteht in jedem seiner Stufen aus rekursiv miteinander verflochtenen Teilprozessen der Anerkennung des Bewegungswissens und seiner Akteur:in-

nen. Tendenziell erhöht sich im Verlaufsprozess der Grad der Kohärenz des Begründungswissens und damit auch die individuelle Festigkeit der Überzeugung ihrer Aktivist:innen (vgl. zu diesem Prozess das Konzept der Humandifferenzierung von Hirschauer 2017).

2) Das in netzwerkartigen und politisch mobilisierenden Organisations- und Kommunikationsformen erzeugte Wissen sozialer Bewegungen ist in doppelter Hinsicht situiert (Haraway 1988), nämlich in der Auseinandersetzung mit der sie umgebenden Gesellschaft und im Hinblick auf die gesellschaftlich-politische Resonanz des Bewegungswissens. Neue soziale Bewegungen sind zudem eingebettet in konkrete Wissensorte und Problembereiche und speisen sich aus dem in lokalen Kontexten gewonnenen Wissen. Zugleich wirken sie breiter auf die Gesellschaft ein und versuchen sie zu verändern.

3) Sowohl die Wissenspraktiken der feministischen als auch der ökologischen Bewegungen zeigen eine Art von »experiential knowledge« (Smith 2006; Harkness 2007), bei dem die Erfahrungen mit den Umweltverschmutzungen in der Alltagsumgebung oder die Erfahrungen mit dem eigenen Körper in der Frauenbewegung genutzt werden, um medizinische bzw. ökologische Erkenntnisse zu erweitern oder zu modifizieren. Häufig ist dieses Experimentieren, das zeigen auch die AIDS-Aktivist:innen in den 1980er und 1990er Jahren, aus körperlichen Selbstbeobachtungen gewonnen worden. Patient:innen sprachen über ihre Körper, wie Einwohner über die Erfahrungen mit ihrer unmittelbaren Umwelt und den Giften in ihrer näheräumlichen Nachbarschaft sprachen (Epstein 1996; Brown/Mikkelsen 1997; Brown 2007).

Kurzum: Alternative Wissensformen und -inhalte spielten eine konstitutive Rolle gerade für die Neuen Sozialen Bewegungen der 1960er bis 1990er Jahre, wobei es zu einer Trennung zwischen etablierter Wissenschaft und alternativem Gegenwissen kommen konnte, aber keineswegs zwingend kommen musste (von Schwerin 2022: 536).

Literaturverzeichnis

- Althoff, Martina/Bereswill, Mechthild/Riegraf, Birgit (2001): »Zwischen Frauenzentrum und Universität. Der Aufbruch der westdeutschen Frauenbewegung und Frauenforschung«, in: Dies., Feministische Methodologien und Methoden. Lehrbuchreihe zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 19–25.
- Amlinger, Carolin/Nachtwey, Oliver (2022): Gekränkte Freiheit. Aspekte des libertären Autoritarismus, Berlin: Suhrkamp.

- Barnes, Barry/Bloor, David (1982): »Relativism, Rationalism, and the Sociology of Knowledge«, in: Martin Hollis/Steven Lukes (Hg.), *Rationality and Relativism*, Cambridge, MA: MIT Press, S. 21–47.
- Bergwik, Staffan/Holmberg, Linn (2020): »Standing on Whose Shoulders? A Critical Comment on the History of Knowledge«, in: Johan Östling/David Larsson Heideblad/Anna Nilsson Hammar (Hg.), *Forms of Knowledge. Developing the History of Knowledge*, Lund: Nordic Academic Press, S. 283–299.
- Bittlingmayer, Uwe H. (2005): *Wissensgesellschaft als Wille und Vorstellung*, Konstanz: UVK.
- Bock, Gisela (1977): »Frauenbewegung und Frauenuniversität. Zur politischen Bedeutung der ›Sommeruniversität für Frauen‹«, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.), *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*. Juli 1976, Berlin: Courage Verlag, S. 15–22.
- Bogner, Alexander (2021): *Die Epistemisierung des Politischen. Wie die Macht des Wissens die Demokratie gefährdet*, Stuttgart: reclam.
- Böhme, Gernot (1984): *Wissenschaft – Technik – Gesellschaft. Zehn Semester interdisziplinäres Kolloquium an der THD*, Darmstadt: Technische Hochschule Darmstadt.
- Bösch, Stefan (2017): »Wissensgesellschaft«, in: Marianne Sommer/Steffen Müller-Wille/Carsten Reinhardt (Hg.), *Handbuch Wissenschaftsgeschichte*, Stuttgart: Metzler, S. 324–332.
- Bossel, Hartmut (1981): »Kritische ökologische Forschung als Reaktion auf die ›Etablierte Wissenschaft‹«, in: Hartmut Bossel/Wolfhart Dürschmidt (Hg.), *Ökologische Forschung. Wege zur verantworteten Wissenschaft*, Karlsruhe: Müller, S. 9–17.
- Bossel, Hartmut/Dürschmidt, Wolfhart (Hg.) (1981): *Ökologische Forschung. Wege zur verantworteten Wissenschaft*, Karlsruhe: Müller.
- Brandom, Robert B. (2008): *Between Saying and Doing. Towards an Analytic Pragmatism*, Oxford: Oxford University Press.
- Brown, Phil (2007): *Toxic Exposures. Contested Illnesses and the Environmental Health Movement*, New York: Columbia University Press.
- Brown, Phil/Mikkelsen, Edwin J. (1997): *No Safe Place. Toxic Waste, Leukemia, and Community Action*, Oakland: University of California Press.
- Buchmann, Mareike (2021): »Körperwissen. Körper wissen!«, <https://iftf-frankfurt.com/events/koerperwissen-koerper-wissen/>
- Casas-Cortés, María Isabel/Osterweil, Michal/Powell, Dana E. (2008): »Blurring Boundaries. Recognizing Knowledge-Practices in the Study of Social Movements«, in: *Anthropological Quarterly* 81:1, S. 17–58.
- Choudry, Aziz (2010): *Learning from the Ground Up. Global Perspectives on Social Movements and Knowledge Production*, Cham: Palgrave Macmillan.

- Choudry, Aziz (2015): *Learning Activism. The Intellectual Life of Contemporary Social Movements*, Toronto: University of Toronto Press.
- Choudry, Aziz/Vally, Salim (Hg.) (2018): *Reflections on Knowledge. Learning and Social Movements. History's Schools*, Abington/New York: Routledge.
- Courage (1977): »2. Sommeruniversität«, in: *Courage* 2, S. 39.
- Courage (1979): »4. Sommeruniversität für Frauen«, in: *Courage* 4, S. 4–6.
- Daly, Mary (1973): *Beyond God, the Father. Toward a Philosophy of Women's Liberation*, Boston: Beacon Press.
- Daly, Mary (1978): *Gyn/ecology. The Metaethics of Radical Feminism*, Boston: Beacon Press.
- della Porta, Donatella/Pavan, Elena (2017): »Repertoires of Knowledge Practices. Social Movements in Times of Crisis«, in: *Qualitative Research in Organizations and Management* 12:4, S. 297–314.
- Dewey, John (1916): »An Added Note as to the ›Practical‹«, in: *Ders., Essays in Experimental Logic*, Chicago: University of Chicago Press, S. 330–334.
- Dickinson, Janis L./Bonney, Rick (2012): *Citizen Science. Public Participation in Environmental Research*, Cornell: Cornell University Press.
- Ditfurth, Jutta/Glaser, Rose (Hg.) (1987): *Die tägliche legale Verseuchung unserer Flüsse und wie wir uns dagegen wehren können. Ein Handbuch mit Aktionsteil*, Hamburg/Zürich: Rasch und Röhring Verlag.
- Donini, Elisabetta (1994): »Women and Politics of Diversity. A Perspective of Radical Immanence«, in: Elizabeth Green/Mary Grey (Hg.), *Ökofeminismus und Theologie*, Kampen: Kok Pharos Publishing House/Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag.
- Dr. med. Mabuse (1978): »Frauen-Gesundheitszentrum«, in: *Dr. med. Mabuse* 7, S. 32.
- Dr. med. Mabuse (1979): »Frauen in der Medizin. Hexen und Frauenheilkunde«, in: *Dr. med. Mabuse* 11, S. 18–20.
- Dupré, Sven/Somsen, Geert (2019): »The History of Knowledge and the Future of Knowledge Societies«, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 42:2-3, S. 186–199.
- Eggstein, Daniel (2020): »Das Öko-Institut im transatlantischen Kontext«, in: Max Stadler et al. (Hg.), *Gegen|Wissen. Cache 01*, Zürich: intercomverlag, S. IV/102-103.
- Eith, Ulrich (2015): »Von Wyhl bis Karlsruhe – Bürgerproteste, Neue Soziale Bewegungen und die Gründung der Grünen«, in: Philipp Gassert/Reinhold Weber (Hg.), *Filbinger, Wyhl und die RAF. Die Siebzigerjahre in Baden-Württemberg*, Stuttgart: Kohlhammer, S. 113–136.
- Engelhardt, Anina/Kajetzke, Laura (Hg.) (2010): *Handbuch Wissensgesellschaft. Theorien, Themen und Probleme*, Bielefeld: transcript.

- Epstein, Steven (1996): *Impure Science. AIDS, Activism, and the Politics of Knowledge*, Berkeley: University of California Press.
- Eyerman, Ron/Jamison, Andrew (1991): *Social Movements. A Cognitive Approach*, Cambridge/Malden: Polity Press.
- Finke, Peter (2014): *Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien*, München: oekom verlag.
- Fourment, Emeline (2021): *Théories en action. Appropriations des théories féministes en milieu libertaire à Berlin et Montréal*, Dissertationsmanuskript Science Po.
- Frei, Nadine/Nachtwey, Oliver (2021): »Quellen des ›Querdenkertums‹. Eine politische Soziologie der Corona-Proteste in Baden-Württemberg«, in: SocArXiv, <https://osf.io/preprints/socarxiv/8f4pb/>; DOI: 10.31235/osf.io/8f4pb vom 11.01.2022.
- Gemperle, Michael/Steckeisen, Peter (Hg.) (2006): *Ein neues Zeitalter des Wissens? Kritische Beiträge zur Diskussion über die Wissensgesellschaft*, Zürich: Seismo Verlag.
- Germann, Pascal/Held, Lukas/Wulz, Monika (2022): »Scientific Political Activism – eine Annäherung an das Verhältnis von Wissenschaft und politischem Engagement seit den 1960er Jahren«, in: N.T.M. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin 30:4, S. 435–444.
- Güttler, Nils (2022): »Gegenexpert*innen. Umwelt, Aktivismus und die regionalen Epistemologien des Widerstandes«, in: N.T.M. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin 30:4, S. 541–569.
- Güttler, Nils/Pratschke, Margarete/Stadler, Max (2016): »Before Criticque Ran out of Stream. Die Zeitschrift ›Wechselwirkung – Technik, Naturwissenschaft, Gesellschaft‹ (Interview mit Reinhard Behnisch, Barbara Orland und Eliva Scheich), 1979–1989«, in: Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 12, S. 15–33.
- Haraway, Donna (1988): »Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective«, in: *Feminist Studies* 14:3, S. 575–599.
- Harkness, D. E. (2007): *The Jewel House. Elizabethan London and the Scientific Revolution*, New Haven: Yale University Press.
- Haunss, Sebastian/Sommer, Moritz (Hg.) (2020): *Fridays For Future – Die Jugend gegen den Klimawandel. Konturen der weltweiten Protestbewegung*, Bielefeld: transcript.
- Heinemann, Isabel (2021): »Frauen und ihre Körper. Reproduktives Entscheiden in den Ratgebern der US-amerikanischen und westdeutschen Frauengesundheitsbewegungen«, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 69:2, S. 125–137.
- Hillauer, Rebecca (2016): »Erste Sommeruniversität vor 40 Jahren. Als Frauen anfangen, den Mund aufzumachen«, <https://www.deutschlandfunkkultur.de/erste-sommeruniversitaet-vor-40-jahren-als-frauen-anfangen-100.html> vom 05.07.2016.

- Hirschauer, Stefan (2017): »Humandifferenzierung. Modi und Grade sozialer Zugehörigkeit«, in: Ders. (Hg.), *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*, Weilerswist: Velbrück, S. 29–54.
- Holzer, Boris (2015): *Politische Soziologie*, Baden-Baden: Nomos.
- Kern, Thomas (2008): *Soziale Bewegungen. Ursachen, Wirkungen, Mechanismen*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- King, Ynestra (1983): »Toward an Ecological Feminism and a Feminist Ecology«, in: Joan Rothschild (Hg.), *Machina ex Dea. Feminist Perspectives on Technology*, New York: Pergamon, S. 18–28.
- Kirsch, Thomas/Wald, Christina (2021): »Die Aushandlung der Welt (Interview)«, in: *uni'kon* 74, S. 15–17.
- Kline, Wendy (2010): *Bodies of Knowledge. Sexuality, Reproduction, and Women's Health in the Second Wave*, Chicago: University of Chicago Press.
- Koos, Sebastian (2021): »Die ›Querdenker‹. Wer nimmt an Corona-Protesten teil und warum? Ergebnisse einer Befragung während der ›Corona-Proteste‹ am 4.10.2020 in Konstanz«, 09.03.2021, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:35-2-2-bnrddxo8opado>
- Kwaschik, Anne (2023): »We Witches.« Knowledge Wars, Experience and Spirituality in the Women's Movement During the 1970s«, in: N.T.M. *Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 3, <https://doi.org/10.1007/s00048-023-00359-w>
- Laux, Thomas (2021): »Vom Protest zur Produktion von Expertise. Die Umweltbewegung und die Herausbildung eines Feldes der Expertise zur Umwelt- und Energiepolitik in Deutschland«, in: Sebastian Büttner/Thomas Laux (Hg.), *Umstrittene Expertise. Zur Wissensproblematik der Politik*, Baden-Baden: Nomos, S. 269–292.
- Luhmann, Niklas (1980): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 1*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2002): *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lundberg, Björn (2020): »What is Conventional Wisdom?«, in: Johan Östling/David Larsson Heideblad/Anna Nilsson Hammar (Hg.), *Forms of Knowledge. Developing the History of Knowledge*, Lund: Nordic Academic Press, S. 143–156.
- McAdam, Doug (1984/1999). *Political Process and the Development of Black Insurgency. 1930–1970*, Chicago: University of Chicago Press.
- Mergel, Thomas/Reichardt, Sven (2021): »Praxeologie in der Geschichtswissenschaft. Eine Zwischenbetrachtung«, in: Gleb J. Albert/Daniel Siemens/Frank Wolff (Hg.), *Entbehrung und Erfüllung. Praktiken von Arbeit, Körper und Konsum in der Geschichte moderner Gesellschaften. Für Thomas Welskopp 1961–2021*, Bonn: Dietz Nachf., S. 79–102.

- Mulsow, Martin (2019): »History of Knowledge«, in: Marek Tamm/Peter Burke (Hg.), *Debating New Approaches to History*, London u.a.: Bloomsbury Academic, S. 159–189.
- Offen, Karen (2000): *European Feminisms, 1700–1950. A Political History*, Stanford: Stanford University Press.
- Offen, Karen (2004): »Woman Has to Set Her Stamp on Science, Philosophy, Justice and Politics«, in: Catherine Bosshart-Pflüger et al. (Hg.): *Geschlecht und Wissen. Beiträge der 10. Schweizerischen Historikerinnentagung 2002*, Zürich: Chronos, S. 379–394.
- Östling, Johan/Heideblad, David Larsson/Hammar, Anna Nilsson (Hg.) (2020): *Forms of Knowledge. Developing the History of Knowledge*, Lund: Nordic Academic Press.
- Perincio, Cristina: *Die sieben Sommerunis 1976–83*, <https://feministberlin.de/sommeruni/sommeruni-fuer-frauen-1976-83/>
- Petersen, Karin (1978): »Das Muttertochterkind. 3. Sommeruniversität«, in: *Courage* 3, S. 15–17.
- Polanyi, Michael (1985): *Implizites Wissen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Räuschel, Jürgen (1995): »Wie alles anfing. Das journalistische und verlegerische Konzept des Öko-Test-Magazins«, in: Christof Gassner (Hg.), *Alltag, Ökologie, Design. Zur visuellen Sprache der Zeitschrift Öko-Test*, Mainz: Verlag Hermann Schmidt, S. 24–35.
- Reichardt, Sven (2024): »Responsivität und Institutionenkritik. Einige Überlegungen zu Funktionen und Wirkungen sozialer Bewegungen in Demokratien«, in: Paul Nolte/Martina Steber (Hg.), *Zerbrechliche Stabilität. Zeithistorische Blicke auf die bundesrepublikanische Demokratie*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht (im Erscheinen).
- Reichardt, Sven (Hg.) (2021): *Die Misstrauensgemeinschaft der ›Querdenker‹. Die Corona-Proteste aus kultur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive*, Frankfurt a.M./New York: campus.
- Roose, Jochen (2002): *Made by Öko-Institut. Wissenschaft in einer bewegten Umwelt*, Freiburg: Öko-Institut.
- Roose, Jochen (2013): *Soziale Bewegungen als Basismobilisierung. Zum Verhältnis von Basis und Führungspersonal in den Ansätzen der Bewegungsforschung*, in: Rudolf Speth (Hg.), *Grassroots-Campaigning*, Wiesbaden: Springer, S. 141–157.
- Rouse, Joseph (1987): *Knowledge and Power. Toward a Political Philosophy of Science*, Ithaca: Cornell University Press.
- Rucht, Dieter (1988): »Gegenöffentlichkeit und Gegenexperten. Zur Institutionalisierung des Widerspruchs in Politik und Recht«, in: *Zeitschrift für Rechtssoziologie* 9:2, S. 290–305.
- Salami, Minna (2020): *Sensuous Knowledge. A Black Feminist Approach for Everyone*, New York: Amistad.

- Schmidt, Mario/Höpfner, Ulrich (Hg.) (1998): 20 Jahre ifeu-Institut. Engagement für die Umwelt zwischen Wissenschaft und Politik, Braunschweig: Vieweg.
- Schmidt-Scheele, Ricarda (2020): The Plausibility of Future Scenarios. Conceptualising an Unexplored Criterion in Scenario Planning, Bielefeld: transcript, S. 73–116.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979): Strukturen der Lebenswelt. Band 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Schwerin, Alexander von (2022): »Gegenwissen. Die Neuen Sozialen Bewegungen in der Bundesrepublik und die Grundlagen ihrer Wirkung«, in: N.T.M. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin 30:4, S. 529–540.
- Sepp, Benedikt (2023): Das Prinzip Bewegung. Theorie, Praxis und Radikalisierung in der West-Berliner Linken 1961–1972, Göttingen: Wallstein.
- Smith, Pamela H. (2006): The Body of the Artisan. Art and Experience in the Scientific Revolution, Chicago: University of Chicago Press.
- Sommer, Moritz/Steinhilfer, Elias/Zajak, Sabrina (2021): »Wer protestiert? Das Profil von Protestierenden in Deutschland im Wandel«, in: Martin Langebach (Hg.), Protest. Deutschland 1949–2020, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 44–63.
- Stadler, Max et al. (Hg.) (2020): Gegen|Wissen. Cache 01, Zürich: intercomverlag.
- Stadler, Max (2022): »Gründerzeit. Hightech und Alternativen der Wissenschaft in West-Berlin«, in: N.T.M. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin 30:4, S. 599–632.
- Steir, Nico (1994): Arbeit, Eigentum und Wissen. Zur Theorie von Wissensgesellschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Stoehr, Irene (1983): »Die Hälfte der Hölle? 7. Sommeruniversität«, in: Courage 8, S. 44–47.
- Strasser, Bruno et al. (2019): »Citizen Science? Rethinking Science and Public Participation«, in: Science & Technology Studies 32:2, S. 52–76.
- Szöllösi Janze, Margit (2004): »Wissengesellschaft in Deutschland. Überlegungen zur Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte über Verwissenschaftlichungsprozesse«, in: Geschichte und Gesellschaft 30, S. 275–311.
- Tröger, Annemarie (1978): »Summer Universities for Women: The Beginning of Women's Studies in Germany?«, in: New German Critique 13, S. 173–179.
- Vogel, Jakob (2004): »Von der Wissenschafts- zur Wissensgeschichte. Für eine Historisierung der ›Wissengesellschaft‹«, in: Geschichte und Gesellschaft 30, S. 639–660.
- Vogelmann, Frieder (2022): Die Wirksamkeit des Wissens. Eine politische Epistemologie, Berlin: Suhrkamp.
- Vohland, Katrin et al. (Hg.) (2021): The Science of Citizen Science, Wiesbaden: Springer.

Wingert, Lutz (2007): »Lebensweltliche Gewissheit versus wissenschaftliches Wissen?«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 6, S. 911–927.

Zachmann, Karin/Ehlers, Sarah (Hg.) (2019): *Wissen und Begründen. Evidenz als umkämpfte Ressource in der Wissensgesellschaft*, Baden-Baden: Nomos.

Neues für die Alte Welt

Plausibilisierungsstrategien in Guaman Poma de Ayala's *Erste neue Chronik und gute Regierung* (1615)

Kirsten Mahlke

Die Phase der Invasion und Besetzung der beiden Amerikas ist in zeitgenössischen Briefen, Chroniken und historischen Darstellungen als eine Reihe von Plausibilisierungskrisen europäischer Wissensbestände und Erkenntnisgrundlagen sowie die Versuche ihrer Bewältigung beschreibbar. Die Annahmen, die vor den Westfahrten des Kolumbus in Europa über die Beschaffenheit von Menschheit und Welt geherrscht hatten, wurden durch neue Evidenzen nachhaltig erschüttert: Neben den bekannten drei Kontinenten Afrika, Asien und Europa zeichnete sich im Verlauf des 16. Jahrhunderts ein neuer Doppelkontinent, Amerika, ab. Ursprungsmythen, vor allem biblischer Herkunft, die von Adam und Noah als Stammväter aller Menschen ausgingen, wurden umgeschrieben, so dass die ehemals drei kontinentalen Migrationsräume Sems (Asien), Hams (Afrika) und Japhets (Europa) durch einen vierten (Amerika) erweitert wurden. Außerdem mussten die von Spekulation auf Bodenschätze getriebenen Eroberungszüge mit dem christlichen Missionsauftrag, weltweit verlorene Seelen zu Gott zu führen, in Einklang gebracht werden. Vieles Erfahrene passte mit dem Überlieferten ganz grundsätzlich nicht mehr zusammen. Weder das Weltbild der Alten, von Ptolemäus bis Aristoteles, noch das der Bibel lieferte eine Erklärungsgrundlage, auf der die Begegnung mit den Bewohnern Amerikas plausibel gemacht werden konnte, und auch das Handeln der Invasoren ging weit über das hinaus, was in Europa moralisch legitimiert werden konnte. Plausibilität wird daher in dieser Studie in zwei verschiedenen, sich aber teils überschneidenden Semantiken verwendet: erstens als Kategorie überlieferter Wissensbestände, in die das Unbekannte integriert werden konnte; zweitens im normativen Sinne als moralische Kategorie guten zwischenmenschlichen Verhaltens.

Bereits breit erforscht sind die rhetorischen Strategien europäischer Kolonisatoren und Berichterstatter zur Verschleierung der kognitiven und moralischen Dissonanzen, die aus der Begegnung mit Amerika im 16. Jahrhundert erwachsen. So wurde beispielsweise Unbekanntes in Bekanntes integriert: der vierte Kontinent den Wunder-Erzählungen vom Weltenrand einverleibt (Bitterli 2004; Greenblatt

2017); einer der Söhne Noahs in Amerika angesiedelt (Braude 1997: 103–142); oder es wurde angenommen, dass der Apostel Thomas dort selbst missioniert hätte (Vignéras 1977: 82–90). Was die kirchliche Legitimation der weltlichen Besitzansprüche jenseits des Atlantiks angeht, wurde die (zwar bereits damals längst als Fälschung entlarvte) *Konstantinische Schenkung* auf abenteuerliche Weise zum juristischen Hauptargument für die katholisch-imperialen Eroberungserzählungen.¹ Diese erhielt durch die ständige Wiederholung im mündlich vorgetragenen Rechtsdokument des *Requerimiento*² bei jeder Begegnung mit Indigenen eine neue Bekräftigung: Alles Land auf Erden gehöre für alle Zeiten dem Papst (Fuhrmann 1966), der es treuhänderisch an den Habsburger Kaiser übertragen habe. Die Indigenen sollten es ihm daher widerstandslos übergeben. Während also der Landraub ironischerweise mit einer Fälschung plausibilisiert wurde, bot unter anderem die neu bearbeitete Theorie vom *bellum iustum* den juristischen Rahmen, um die Eroberungskriege umzudeuten, und zwar wahlweise als Befreiung der Bevölkerung von tyrannischen Herrschern (den Inka-Eliten) oder dem Menschenopfer-Kult (der Mexica-Priester) oder als Zivilisierungsprojekte für ›Wilde‹ (Pizarro 2013: 31–78).³

Welche Bedeutung die neuen Ländereien hatten, wer die Eroberten waren und wodurch die Eroberung zu rechtfertigen war, sind die großen Fragen, die das europäische Weltbild und seine überlieferten Erzählungen nachhaltig erschütterten. Ich möchte die damit einhergehenden Plausibilisierungskrisen in diesem Artikel jedoch nicht von den oben erwähnten und weithin bekannten rhetorischen Bewältigungsstrategien der europäischen Invasoren aus untersuchen, sondern von der Seite der Eroberten her, auf der Basis einer andinen Chronik, Guaman Poma de Ayala *Primer corónica y buen gobierno* (*Erste neue Chronik und gute Regierung*).⁴ Die Darstellungswei-

1 Lorenzo Valla hatte bereits 1440 nachgewiesen, dass die ins 4. Jahrhundert datierte Schenkungsurkunde Konstantins eine Fälschung war (Valla 1520/Fuhrmann 1966: 63–178; Fried 2007).

2 Das ›Requerimiento‹ (dt. ›Forderung‹) ist eine juristische Formel, die 1513 von Ruben Palacios eigens im Auftrag und zum Zweck der Legitimierung der Eroberung Amerikas durch die spanische Krone verfasst und bei jeder neuen Landnahme verlesen wurde. Der Text beginnt mit den Rechtstiteln des Königs und seinem Anspruch auf neu entdeckte Länder, geht über die Hoheit des Papstes und den Missionsauftrag und endet mit der Drohung, bei Widerstand gegen Eroberung und Mission Gewalt anzuwenden (FU Berlin).

3 Wengleich Gewalt gegen die Indigenen per Dekret der Königin Isabela seit 1503 ausdrücklich untersagt war und dieses Verbot in den *Leyes de Burgos* (1512) und *Leyes de Indias* über die Jahrzehnte immer wieder neu bekräftigt wurde, bot genau der rechtliche Rahmen genügend Ausnahmeregelungen an: Widerstand gegen die Landnahme, ›Kannibalismus‹, das System der *Encomienda* u.v.m. (Pizarro 2013: 31–78).

4 Alle Referenzen auf das Werk in dieser Studie beziehen sich auf die digitale Version des Faksimiles der Handschrift der königlichen dänischen Bibliothek GKS 2232 4^o: Guaman Poma, *Nueva corónica y buen gobierno* (1615), die von Rolena Adorno, John Murra und Jorge L. Urioste 2001 ediert und kommentiert veröffentlicht wurde. Die Seitenzahlen beziehen sich auf die

sen und Argumente dieser Chronik fordern die sich in Europa rasch verbreitenden Strategien zur Bewältigung der frühkolonialen Plausibilisierungskrisen in Erzählungen vom Auffinden, Erobern und Unterwerfen Amerikas heraus, indem sie die europäischen Narrative der biblischen und Weltgeschichte sowie auch deren plausibilisierende Prämissen aus andiner Perspektive in Frage stellen.

Andine Plausibilisierungsstrategien

Begrifflich kommt ›Plausibilisierung‹ oder ›Plausibilität‹ in dem von mir untersuchten Text nicht vor. Ich verwende den Terminus mit Bezug auf rhetorische Verfahren, die räumliche, zeitliche und politische Ordnungskategorien zur Deutung und Erklärung der kolonialen Ereignisse in Bild und Text bereitstellen. Es sind die Darstellungsmodi der Ereignisse und Akteure, deren Positionierungen, Semantisierungen und Kontextualisierungen mit Bezug auf kognitiv und moralisch anerkennungsfähige Kategorien, die den historischen Ereignissen und Erfahrungen Plausibilität verleihen. Die Anerkennungsfähigkeit als Kriterium, und damit die ›applaus-würdige‹ Dimension der Plausibilisierungsverfahren, macht es erforderlich, die expliziten und impliziten Adressat:innen des Textes strukturell in die Analyse mit einzubeziehen.⁵ Plausibilität herzustellen ist in Texten an die Glaubwürdigkeit der Autor:innen gebunden. Diese beiden Begriffe werden hier aber nicht synonym verwendet, sondern in folgender Zuordnung: Glaubwürdigkeit für Autorschaft und Zeugenschaft, Plausibilität für Text und Bild sowie ihre intendierte Wirkung auf das Lesepublikum.

Guaman Poma de Ayala, nach eigenen Angaben geboren um 1535 in eine dem Inkaherrscher nahestehende adlige Dynastie,⁶ widmet sich im Alter als Anwalt den Interessen der andinen Bevölkerung (Poma 1615: 962 [976]).⁷ Er vertritt vor allem Ansprüche auf geraubte Güter und Ländereien und fordert vehement die Bestrafung

darin angegebenen, die durch nachträgliche eingefügte Blätter ab S. 156 von den Paginierungen des Faksimiles abweichen. Daher werden beide Ziffern angegeben, wobei die in [] hinzugefügte der neuen Zählung entspricht. Die Übersetzungen in deutscher Sprache habe ich selbst vorgenommen, aber die deutsche Edition in der Übersetzung von Ulrich Kunzmann zum Vergleich herangezogen (Guaman Poma de Ayala/Thiemer-Sachse 2004).

- 5 Die Etymologie des Begriffs ›Plausibilität‹ wird von frz. ›plausible‹ über lat. ›plausibilis‹ = ›applaus-würdig‹ abgeleitet. Vgl. ›plausibel‹ in *Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache* (DWDS) 2022.
- 6 1566–1570 steht Guaman Poma urkundlich belegt in kolonialen Diensten des Inquisitors Cristóbal de Albornoz (Duviois 2008: 230) im Vizekönigreich Peru. Zur Genealogie Guaman Pomas vgl. Curatola Petrocchi 2003: 252–258.
- 7 Nach eigenen Angaben machte er sich nach einem verlorenen Prozess um seinen Landbesitz im Gebiet Ayacucho als Anwalt der entrechteten Indigenen auf eine dreißig Jahre dauernde Wanderung durch das Andengebiet, während der er Zeugenaussagen, Geschichten und Be-

der im Kontext der Kolonisierung verübten Verbrechen von Klerus und kolonialen Funktionären. Im hohen Alter von etwa 80 Jahren vollendet er 1615 in Lima seine *Chronik*, die er in Form eines Briefes an den spanischen König Felipe III sendet.

Es gibt keinen Anhaltspunkt zur Rezeption dieses Werkes, möglicherweise wurde es am spanischen Hof direkt ad acta gelegt und nie gelesen. Im 18. Jahrhundert gelangt es auf ungeklärten Wegen von Madrid nach Kopenhagen, wo es erst 1908 wiederentdeckt wurde. Wie überzeugend der Text für die Zeitgenossen selbst gewesen sein mag, lässt sich historisch nicht bestimmen. Plausibilität in diesem Text zu untersuchen heißt daher, Plausibilitätskategorien im kolonialspanischen Andenraum des 16./17. Jahrhunderts anhand der text-bildlichen Darstellungsmodi Guaman Pomas zu rekonstruieren und sie mit den uns bekannten frühneuzeitlichen Plausibilisierungsverfahren zu vergleichen. Die knapp 1200 Seiten umfassende Chronik Guaman Pomas ist in einem kulturell hybriden und prekären Umfeld entstanden. Es wird hier also nicht um eine Gegenüberstellung von ›indigener‹ (als präkolonialer) und ›europäischer‹ Wissenskultur gehen, sondern vielmehr um die Beobachtung von deren bewusster Hybridisierung zum Zwecke der doppelten Plausibilisierung: Guaman Poma adressiert und hofiert die spanische Kolonialmacht in Person des Königs Felipe III. mit seinem Anspruch auf die christliche Universalmonarchie, während er zugleich eine Vielzahl fundamentaler indigener Interessen – Restitution von Landbesitz, juristisches Mandat, kulturelle Selbstbestimmung – im gesamten Andengebiet auf der Basis andiner Traditionen und Werte verteidigt.⁸

Die *Chronik* ermöglicht folglich Erkenntnisse darüber, welche Plausibilisierungsverfahren von einem Autor angewendet wurden, dessen Redeposition⁹ als Indigener in niederen kolonialen Ämtern politisch und sozial schwach war und der die Glaubwürdigkeit seiner Person und die Plausibilität seines Textes für mindestens zwei miteinander sehr schwer kompatible Wissenskulturen und Interessen herstellen musste:¹⁰ die spanische Kolonialbürokratie und deren Oberhaupt, den

obachtungen über koloniale Missstände, Mythen und Rechtsvorstellungen sammelte (Poma 1615: 962 [976]).

- 8 Silvia Rivera Cusicanqui hat in ihren Studien zur Soziologie des Bildes darauf hingewiesen, dass die politisch-territoriale Kolonisierung sich im »colonialismo internalizado« auch auf die mentale und psychische Verfasstheit der Subjekte erstreckte und schnell verselbständigte (Rivera 2013: 19).
- 9 Die Position, von der aus in der Chronik gesprochen wird – es wird noch zu zeigen sein, dass es sich hier um einen Anspruch auf kollektive Autorschaft von verschiedenen Orten aus handelt – und der politische Raum, in dem sie sprechen, ist intern und extern kolonialisiert im Sinne Silvia Rivera Cusicanquis (Rivera 2013: 19–52).
- 10 Mit ›Wissenskulturen‹ ist vereinfachend gemeint: die scholastischen und humanistischen Traditionen aus Theologie und Recht der Schule von Salamanca, verbunden mit dem bürokratischen Praxiswissen der Kolonialbeamten gegenüber der gelehrten und populären Überlieferung des Tawantinsuyu, die auch in die Kolonialzeit hinein überdauerten (Prem 1989: 61–77).

spanischen König, sowie seine indigenen Mandant:innen aus dem Andengebiet, als deren Fürsprecher er auftrat.

Schon hier zeigt sich eine rhetorische Doppelstrategie zur Identitäts- und Plausibilitätskonstruktion: Guaman Poma ist auf der einen Seite verarmt, seiner Ländereien beraubt, und damit als Opfer glaubwürdiger Zeuge der Verachtung und Miss-handlung durch die Kolonialherren. Zugleich stellt er sich selbst und seinen Sohn als legitime Erben der alten Inka-Elite vor und begründet damit seinen Herrschaftsanspruch im *Tawantinsuyu*.¹¹ Die Tatsache, ›rein‹ andiner Herkunft zu sein, erhöht ihn in seinen Augen gegenüber den Kolonisatoren und den mestizischen ›Emporkömmlingen‹, die er in seiner *Chronik* vielfach beschimpft.¹²

Dieser Beitrag widmet sich, entsprechend den drei großen Themen der *Chronik*, den Plausibilisierungsstrategien einer kulturell hybriden euro-andinen Historiographie, der De-Legitimation der Conquista und der Neumodellierung eines (nach-)kolonialen Regierungssystems. Guaman Poma schlägt eine politische und soziale Reform vor, für deren Umsetzung er zwölf bis zwanzig Jahren veranschlagt, um die politisch-ökonomische Asymmetrie zwischen Europa und der amerikanischen Kolonie auszugleichen und auch geopolitisch ein Mächtegleichgewicht zwischen den Kontinenten Asien, Afrika, Amerika und Europa herzustellen.

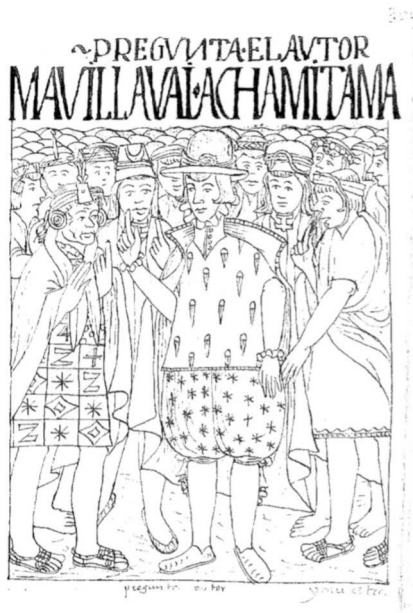
Vielerorts thematisiert er die Frage der Glaubwürdigkeit explizit. Ihm war als Fürsprecher der Indigenen sowohl die Glaubwürdigkeit seiner Person als auch die seiner Informant:innen und der von ihm zitierten Autoren von großer Bedeutung.¹³ Mit dem Titel *Primer nueva corónica (Erste neue Chronik)* behauptet der Autor nicht nur, dass er das erste, sondern auch, dass ein »neues« Werk in der Reihe der zahlreichen kolonialzeitlichen Chroniken verfasst. Während in jener Zeit in Europa sich angesichts der Entdeckung einer ›neuen Welt‹ das moderne Subjekt bildet, kann diese Entwicklung bei Guaman Poma in der genau umgekehrten Blickrichtung beobachtet werden: Das erzählende Subjekt, das sich anders als das europäische gerade nicht als Individuum, sondern als Autorenkollektiv in den zahlreichen gesammelten Augenzeugenberichten beglaubigt und legitimiert, macht der andinen Welt die europäische (als neue) Welt plausibel. Darüber hinaus steht er in umgekehrter Richtung ein für die Wahrhaftigkeit von Informationen, die er als vielstimmiges Zeugnis über das Leben in den Anden gesammelt hat und überantwortet diese nun sei-

-
- 11 Tawantinsuyu (Quechua: Vierfach-Reich) hieß das in vier Verwaltungsgebiete aufgeteilte Inkareich zwischen 1438 und 1533. Cusco war der Sitz des Inka (Prem 1989: 61–77).
 - 12 Mestizen sind von der Tributpflicht ausgenommen und stellen damit als Personengruppe einen Teil der kolonialen sozialen Ungerechtigkeit aus. Seine Kritik daran ist demnach nicht ›rassistisch‹, sondern sozioökonomisch und politisch.
 - 13 Guaman Poma hatte zwar keinen offiziellen Titel als Jurist, verfiht jedoch die juristischen Anliegen der Indigenen in Kenntnis der spanischen und kolonialen Rechte. Vgl. die ausführliche Einordnung der juristischen Kenntnisse Guaman Pomas durch Regina Harrison (Adorno/Boserup 2015: 141–162).

nem königlichen Adressaten mit dem Ziel der Verbesserung der kolonialen Ordnung (Mazzotti 2006: 66ff.). Die ›Alte Welt‹ soll von der viel älteren Neues lernen.

Der Autor zeichnet sich im Selbstporträt als Teil eines Kollektivs. Im Kapitel »Pregunta el autor« positioniert er sich auf dem Bild zentral im Vordergrund einer sehr großen Zahl von Informanten (Abb.1), von denen er sich abhebt durch seine Kleidung im spanischen Stil. Das Bild ist betitelt mit »Es fragt der Autor«: »Wohlan, erzählt mir. Die von dir vergossenen Tränen«. Die ihn umgebenden vier Sprecher sind durch die Symbole auf ihren Umhängen und ihrem Kopfschmuck als Vertreter der vier Regionen des *Tawantinsuyu* zu erkennen.

Abb. 1: Guaman Poma: *Nueva corónica y buen gobierno*, *Pregunta el Autor Ma villavai Achamitama*, S. 366 [368]. Royal Danish Library, GKS 2232 kvart



<https://poma.kb.dk/permalink/2006/poma/368/en/text/>

Im Hintergrund sind die Bewohner der Anden angedeutet, deren gegenwärtige Kümernisse erfragt und deren Vorgeschichte registriert werden. Das Verfahren der Datenerhebung beschreibt Guaman Poma wie folgt: Sie erklären ihm alles

von dem ersten Indio an, den Gott in dieses Königreich brachte, aus der zahlreichen Nachkommenschaft Adams und Evas und Noahs aus der Zeit der Sintflut; [...] über alles gab man ihm Rechenschaft und Auskunft, damit er es in diesem besagten Buch aufschreiben und verzeichnen sollte und damit die öffentliche Ordnung zunähme. Und alles übrige weiß er, weil er unterwegs war und Ihren Exzellenzen, den Herren Vizekönigen und den ehrwürdigen christlichen Bischöfen und Generalvisitatoren gedient hat; alles schrieb er nach und nach auf und erfuhr es durch das Geschick und die Gnade, die Gott ihm verlieh, und mit seiner Verstandeskraft, um Gott und seiner Majestät zu dienen (Poma 1615: 367 [369]).

Den Augenzeugen spricht er einen hohen Grad an Glaubwürdigkeit zu. Für sie gelten die gleichen Kriterien der Glaubwürdigkeit wie für die Autoren, die er als Referenzen anführt. Aber es gehören noch weitere Kriterien zur Beurteilung der Glaubwürdigkeit. Am Ende seiner *Chronik* fügt Guaman eine Bibliographie ein, die solche Kriterien zu rekonstruieren erlaubt. Die referierten Werke werden von ihm beglaubigt oder diskreditiert, je nachdem, ob sie von Augenzeugen der Ereignisse, die sie Guaman berichtet hatten, bestätigt oder widerlegt werden. Für jedes Werk werden eigene Zeugen aufgerufen, die im Buch dargestellte Geschichte zu beglaubigen (Poma 1615: 1079ff. [1089ff.]). Für seine eigene *Chronik* führt Guaman Poma neun Augenzeugen an (ebd.: 1078/1079 [1088/1089]), die alle »mit den Inka speisten« und damit höchsten Respekt und prä-koloniale Zeitzeugenfunktion besaßen. Darüber hinaus sind Präzision bei der Darstellung der Ereignisse und genealogische Kontextualisierung der behandelten Personen Charakteristika plausibler Geschichten (Poma 1615: 1079 [1089]). Aus der Vielzahl schriftlicher und mündlicher Erzählungen, so beschreibt Guaman Poma sein Verfahren der Plausibilitätsprüfung, wird die »allgemeinste Meinung« destilliert: »Ich habe zu diesem Zweck die wahrhaftigsten Erzählungen, die mir erreichbar waren, verarbeitet, indem ich das Wesentliche [...] übernahm; obwohl sie mir von verschiedenen Teilen herangetragen wurden, ließen sie sich alle zu einer allgemein anerkannten Meinung zusammenfassen« (Poma 1615: 10).¹⁴ Plausibilität wird in Quechua, der Muttersprache des Autors, bereits auf morphologischer Ebene mittels Evidenzsuffixen produziert: ›-m‹, ›-puni‹ und ›-rqa‹¹⁵ werden verwendet, wenn der Sprecher oder die Sprecherin sich ihrer Aussage gewiss ist, weil sie oder er das Gesagte selbst bezeugen kann. Wer Gewissheit

14 Auch die Vielzahl der Sprachen zeugt von Plausibilität: »Escogí la lengua e frasis castellana, ayмара, colla, puquina conde, yunga, quichiu ynga, uanca, chinchaysuyo, yauyo, andesuyo, condesuyo, collasuyo, cañari, cayanpi, quito.« (Poma 1615: 10).

15 ›-m‹ und ›-puni‹ können an Nomen oder Verben angehängt werden, ›-rqa‹ ist das Vergangenheits-Suffix, das in Verben die selbst erlebte und bezeugte Vergangenheit anzeigt, im Unterschied zu ›-sqa‹, das die vom Hörensagen bekannte Vergangenheit oder Fiktion markiert.

vortäuscht oder gar lügt, kann auch heute noch die soziale Anerkennung der Gemeinschaft verlieren (Aikhenvald 2004: 380).¹⁶

Faktenreue und Verlässlichkeit der Nachrichtendienste waren zentral für die Inka-Verwaltung in Cusco. So wurde im gesamten *Tawantinsuyu* eine beeindruckende Kommunikations- und Nachrichteninfrastruktur etabliert, welche sich über eine geografische Ausdehnung von mehr als 4000 km in Nord-Südrichtung in den Anden erstreckte. An den Versorgungs- und Übertragungs-Posten (*tambos*) des Wegenetzes, auf dem die Nachrichtenträger (*chasquis*) unterwegs waren, warteten jeweils mehrere Läufer. Die Nachrichten wurden mündlich in vierfacher Wiederholung und einfachen Worten weitergegeben, damit jeder *chasqui* sich alles merken konnte sowie kodiert in Form der Knotenschnüre (Quipu), die leicht transportiert werden konnten (Garcilaso de la Vega el Inca 1609: 135). Auch die Erhebung steuerlich und rechtlich relevanter Daten in den Gemeinden wurde nicht der Verantwortung eines Einzelnen übertragen, sondern wenigstens vier, bisweilen bis zu zwanzig Quipú-Kundigen wurde jeweils dieselbe Aufgabe des Aufnehmens und Berechnens anvertraut (ebd.: 136). Glaubwürdigkeit hing also nie an Einzelnen, sondern an Gruppen, die intern eine Kontroll- und Vergleichsfunktion ausübten. Die Plausibilität der übermittelten Nachrichten und Rechenschaftsberichte wird an dieser einem Kollektiv zugeschriebenen gemessen, zusätzlich aber auch über individuelle Charakteristika bei der Auswahl von Nachrichten- und Amtsträgern gewährleistet: Sie müssen aus Familien stammen, die bereits Verwaltungämter innehatten, dürfen nicht arm sein, um nicht bestechlich zu sein, aber auch nicht reich, und sich keiner Rebellion schuldig gemacht haben, sondern »Männer der Wahrheit« sein (Poma 1615: 343 [345], 349 [351]).¹⁷

Im Vergleich dazu sind die Plausibilitäts- und Glaubwürdigkeitsbedingungen in der zeitgenössischen europäischen Amerika-Chronistik weniger harten Kriterien unterworfen. Zwar gilt auch hier der Augenzeugen-Primat und das biblische Gebot »Du sollst nicht lügen«, doch werden die (lebenden) Zeugen der Geschichte und der Geschichtsbücher nicht namentlich und letztinstanzlich zur Überprüfung der Fakten aufgerufen (De Angelis 2011: 217f.).¹⁸ Die Autoren selbst berufen sich individuell auf Lektüren autoritativer Schriften, Erfahrung (eigene oder die glaubwürdiger Zeugen) und Gelehrsamkeit (Neumann 2011: 257),¹⁹ präsentieren sich aber nicht als

16 »Evidentials also show that being precise and stating the source of one's information is extremely important in the language and the culture. [...] Speakers are aware of the evidentials and even use proverbs to teach children the importance of being precise and truthful. Precision and information source are of the utmost importance.« (Aikhenvald 2004: 380).

17 Vgl. zur Bestätigung dieser Kriterien auch Garcilaso de la Vega el Inca 1609: 135f.

18 Zur Testimonium- und Autoritätslehre und der engen Beziehung zwischen Autopsie und Historie in der frühen Neuzeit schreibt Simone de Angelis: »Sehen mit dem physischen und dem geistigen Auge« (De Angelis 2011: 217f.).

19 Zu Kriterien der *credibilitas* und *eruditio* vgl. Neumann 2011: 257.

Autoren oder Zeugen, die rechtliche Verantwortung für ihre Information übernehmen.

Euro-andine historiographisch-mythische Synthesen

Die unter spanischen Chronisten im 16. Jahrhundert weit verbreitete (aber nicht unumstrittene) Theorie, die Bevölkerung Amerikas stamme von Noahs Sohn Cham ab, der erst Afrika besiedelt und später den Atlantik überquert hätte, hat eine evolutionsgeschichtliche und eine moralische Implikation: Amerikas Geschichte ist der übrigen Weltgeschichte zeitlich nachgeordnet und darüber hinaus durch die Abstammung vom ›verfluchten Sohn Noahs‹ verdorben und gottesfern wie die afrikanische Bevölkerung (Wallerick 2007). Außerdem kursierten mehrere Narrative präkolumbischer Missionierung, etwa durch die Apostel Thomas oder Bartholomäus im ersten nachchristlichen Jahrhundert, so dass die Abwesenheit christlicher Symbolik und Glaubensinhalte auf böswilliges Vergessen oder Vernachlässigen der wieder zu ›Heiden‹ degenerierten Menschen in Amerika zurückgeführt wurde. Die spanisch-katholische Gelehrsamkeit brachte im 16. und 17. Jahrhundert keine einzige Theorie hervor, die eine historische Gleichaltrigkeit der Bevölkerungsgruppen aller vier Kontinente oder eine nicht-biblich begründbare Religiosität plausibel machen konnte, denn alles war auf der Dreizahl aufgebaut, einschließlich der irdischen Kontinente und der Stammväter ihrer Bevölkerungen seit der Sintflut. Die amerikanische Realität wurde dementsprechend mit einigen retromythologischen Kunstgriffen in die christlichen Narrative eingepasst, wie im Folgenden diskutiert wird.

Guaman Poma setzt sich mit den anthropologischen Theorien der europäischen Christen im ersten Teil seiner *Chronik* auseinander, die er in den Missionarsschulen und Bibliotheken kennengelernt hat (Adorno 1978b: 137–158).²⁰ Er geht behutsam und diplomatisch bei seiner Darstellung vor, die sich als subtile Umkehrung der spanischen Blickrichtung zu erkennen gibt: Die von der Kolonialmacht mitgeführten Wissensbestände über das Alter, die Beschaffenheit und den Wert der Menschen und der Welt werden in die Millionen Jahre zählende historische Tiefenzeit der andinen Überlieferung eingebettet, mit diesen verflochten und neu bewertet.²¹ Silvia Rivera Cusicanqui hat diese Art der Verflechtung mit dem Aymara-Begriff *ch'ixi* charakterisiert, eine nicht-hierarchisierende Art der Verbindung von Gegensätzen, die

20 Rolena Adorno hat belegt, dass Guaman Poma einen beträchtlichen Teil der amerikanischen und europäischen Buchproduktion bis 1600 in seine eigenen Reflexionen einbezogen hat, darunter sehr zentral die Schriften der Dominikaner Bartolomé de Las Casas (Los doce) und Domingo de Santo Tomás (Adorno 1978b: 137–158).

21 Zu den kolonialen Wissensbeständen gehören Bibel und theologische Schriften, philosophische Schriften und die Briefe und Chroniken der frühen Kolonialzeit.

beide semantischen Anteile zugleich gelten lässt, und die auf einem grundlegenden andinen kosmologischen Prinzip der Wechselseitigkeit (*ayni*) aufruht: »La noción *ch'ixi*, como muchas otras (*allqa*, *ayni*) obedece a la idea aymara de algo que es y no es a la vez, es decir a la lógica del tercero incluido. Un color gris *ch'ixi* es blanco y no es blanco a la vez, es blanco, y también es negro, su contrario« (Rivera 2010: 69).²² Ich nenne die Plausibilisierungsstrategie Guaman Pomas nach dieser Definition eine *ch'ixi*-Plausibilisierung. Diese Einordnung ermöglicht es, die Gegensätze in seiner Darstellung nicht im aristotelischen Sinne des ausgeschlossenen Dritten als »widersprüchlich« zu bezeichnen, sondern als eine plausible Art der symbolischen, rhetorischen, semantischen Verbindung und der Vermittlung zwischen den Vorstellungswelten.

Das Verfahren der *ch'ixi*-Plausibilisierung wendet Guaman Poma bereits mit Bezug auf die Schöpfungsmythen am Anfang seines Briefes an: Die *Chronik* beginnt mit der Erschaffung der Welt und der genealogischen Reihe Adams und Evas aus der *Genesis*. Guaman Poma legitimiert sich damit gegenüber dem spanischen König als Christ. Eine Zeichnung illustriert das Kapitel über die Weltzeitalter, »Die erste Welt«, und zeigt »Adan i Eva« in einer als andin erkennbaren vulkanischen Landschaft. Die Szene zeigt Feldarbeit (links ist ein fellbekleideter bärtiger Mann mit einer *chaqitaclla*, einer Grabhacke, zu sehen, der den Boden hackt, um später die Saat auszubringen) und Säuglingspflege (rechts eine Frau mit Tragetuch und zwei Kindern) als Beschäftigungen der ersten Menschen. Die Sonne und der Mond sind symmetrisch Mann und Frau zugeordnet und am oberen Bildrand gleichzeitig zu sehen. Die Zeichnung übermittelt also nicht etwa die biblische Paradies-Szene, in dem Ackerbau treiben und Kinder zu gebären oder gar zu stillen nur als Strafe für die Ur-Sünde *nach* der Vertreibung aus dem Paradies erzählt wird. Die Versündigungsszene Evas und die Vertreibung aus dem Paradies kommen weder in Bild noch Text der *Chronik* vor: Feldarbeit und Geburt sind auf diesem Bild sichtlich keine Strafe Gottes. Frau und Mann widmen sich würdevoll ihren Arbeiten.

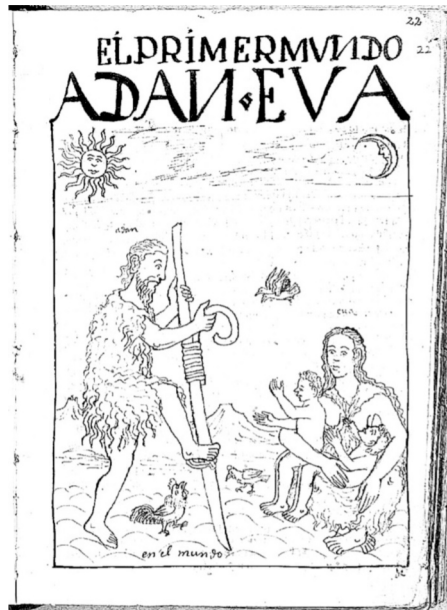
Im *Tawantinsuyu* galt der ethische Codex »Ama quilla, ama llulla, ama suwa«: »Nicht faul sein, nicht lügen, nicht stehlen!« und umgekehrt eine hohe Wertschätzung von Arbeit, die Agrar-, Militär-, Weberei-Arbeiten und auch Kinderbetreuung einschloss (Poma 1615: 216 [218] ff).²³ Die Schöpfung des Menschen als Adam und

22 »Der Begriff *ch'ixi*, wie viele andere (*allqa*, *ayni*), gehört zur Vorstellung in der Aymarasprache, dass etwas gleichzeitig ist und nicht ist, das heißt, einer Logik des eingeschlossenen Dritten. Ein *ch'ixi*-Grau ist zugleich weiß und nicht-weiß, es ist weiß und sein Gegenteil, schwarz.« Übersetzung Kirsten Mahlke.

23 Im Kapitel über die Gesellschaftsordnung (»Calles«) sind Frauen und Männern jeder Altersgruppe Arbeiten zugeordnet. Über die täglichen Arbeiten hinaus werden bestimmte Altersgruppen zu öffentlichen Arbeitsdiensten an Gebäuden, Straßen und Plätzen verpflichtet. Öffentliche Arbeiten werden in Schichtwechseln ausgeführt. Ruhe- und Erholungsphasen werden streng überwacht (Poma 1615: 216 [218] ff).

Eva wird hier als Anfang und Prinzip einer andinen Werte- und Weltordnung illustriert, die bezeichnenderweise »Erste Welt« heißt, also nicht nachgeordnet ist, sondern gemäß der *ch'ixi*-Plausibilisierung gegensätzlich ausgleichend eingebettet in die von Europa her erzählte Schöpfungsgeschichte.

Abb. 2: Guaman Poma: *Nueva corónica y buen gobierno* (c. 1615), *El primer mundo*, S. 22 [22].
Royal Danish Library, GKS 2232 kvart



<https://poma.kb.dk/permalink/2006/poma/22/en/next/>

In der Ereignisgeschichte seit Beginn der christlichen Zeitrechnung bedient sich Guaman Poma eines interessanten Synchronisierungsverfahrens zwischen Inka- und christlicher Historiographie. Er springt in Genealogien und Eroberungsberichten mühelos von einer Seite des Atlantiks auf die andere, von den Persern zu den Griechen und Römern zu den Inka: »In jener Zeit Amerikas begann der erste Inka Manco Capac nur die Stadt Cusco zu regieren. [...] Er starb und hinterließ seinen legitimen Sohn Cinche Roca Inca. [...] Als Cinche Roca achtzig Jahre alt war,

wurde Jesus Christus in Bethlehem geboren« (Poma 1615: 31).²⁴ Die Basiserzählung ist die Gründung Cuscos, die Nebenerzählung die Geburtsgeschichte Christi in einem unbedeutenden Dorf. Die Frage nach der ›absoluten Zeit‹, die die Messdaten auf dem Zeitstrahl beglaubigen könnte, kann hier nicht sinnvoll gestellt werden. Es geht Guaman Poma darum, die Bedeutung der Gründung Cuscos und des Christenreiches in eine Beziehung zu setzen, die das europäische mit dem andinen Koordinatensystem austariert: Die Geburt Christi markiert nicht den Nullpunkt auf der Achse der europäischen Matrix, sondern eine Nachzeitigkeit von achtzig Jahren im *Tawantinsuyu*-Kosmos, der eine Millionen von Jahren dauernde prähumanide Zeit in einer sehr alten (und nicht etwa Neuen) Welt berücksichtigt. Dieses sehr kurz skizzierte Beispiel von *ch'ixi*-Plausibilisierung zweier historischer Wissens- und Werte-Kulturen zeigt bereits deutlich, wie Guaman Poma Globalgeschichte neu konstellierte, ohne die Prämissen der einen oder der anderen Erzählweise aufzugeben. Am zweiten Teil der *Chronik*, das der Conquista gewidmet ist, möchte ich zeigen, wie der Autor plausibel macht, dass die Conquista nicht etwa nur ungerecht war, sondern nicht einmal eine Eroberung im Sinne eines Krieges gewesen sei.

(De-)Legitimation der Eroberung

Durch die päpstliche Bulle *Inter Caetera* von 1493 und den Vertrag von Tordesillas 1494 sehen sich spanische und portugiesische Eroberer juristisch abgesichert und vom Papst autorisiert, dass der westliche Teil der Weltkugel von Spanien unterworfen und in Besitz genommen werden darf (Marin 1749),²⁵ während der östliche Teil jenseits der Demarkationslinie Portugal gehören soll. Diese Basis-Legitimation der Invasion und Eroberung Amerikas wird seit den 1550er Jahren durch die theologische Schule von Salamanca in Form elaborierter Kritik und Erweiterung der völkerrechtlichen Grundsätze des gerechten Krieges angezweifelt (Bunge/Gilner 2017: 251–264). Dieser Auffassung zufolge haben iberische Könige weder das Recht, diese Gebiete zu erobern noch deren Bevölkerung zu enteignen oder gegen ihren Willen zu missionieren. Die Indigenen seien frei und intelligent wie die Europäer und hätten ebenso Recht auf Landbesitz. Die Eroberung hätte, so der Theologe Francisco de Vitoria, bis dato also keinerlei juristisch legitimen Titel. Zugleich formuliert er zwei Ausnahmen: Ein Aufenthalt in den Gebieten fremder Regenten sei grundsätzlich möglich aufgrund des *ius peregrinandi et degendi*, das er definiert als Recht

24 »En este tienpo de las Yndias desde el primer Ynga Mango Capac rreynó y comensó gouernar sólo la ciudad del Cuzco. [...] Y murió y dejó a su hijo lexítimo llamado Cinche Roca Ynga. [...] Desde la edad que fue este dicho Ynga Cinche Roca que tenía ochenta años, nació Jesucristo en Belén« (Ebd.: 31).

25 Vertrag von Tordesillas, 1494 (Marin 1749).

auf Bewegungs- und Handelsfreiheit überall auf der Welt für jeden Weltbewohner. Dieses Recht verweigert zu bekommen rechtfertigt Gegenwehr. Der zweite Rechtstitel der Eroberung könnte laut Vitoria in der Missionierung begründet werden, und zwar mit dem Recht der Ausübung des Predigerberufes (nicht in der Zwangsmissionierung). Wenn dieses verwehrt wird, ist der zweite Grund für einen gerechten Krieg gegeben (Bunge/Gilner 2017: 252f.) Die Argumente gegen die Legitimität der Invasion und Landenteignung waren Guaman Poma bekannt, und er setzt sie gewissermaßen voraus. Auch wenn er in seiner *Chronik* nicht Vitoria direkt zitiert, so doch die beiden größten *Protectores de Indios*, die Dominikaner Bartolomé de Las Casas und seinen peruanischen Kollegen Jerónimo de Loaysa (Adorno 1978a: 127). Vor allem die dominikanischen Kritiker der Kolonisierung sind nie so weit gegangen, den Missionsauftrag selbst in Frage zu stellen oder gar Pluralität in Glaubensdingen zu tolerieren. Guaman Poma argumentiert völkerrechtlich, rekurriert jedoch wieder im Sinne des *ch'ixi* auch auf die prähispanische andine Rechtsordnung: *mitmacuna* (Fremde, Besitzlose), ein Begriff des Fremdenrechts im Inkastaat, wird mit dem *peregrinus* des römischen Rechts verglichen und verständlich gemacht: Die *mitmacuna/peregrini* sind die spanischen Invasoren. Völkerrechtlich gesprochen seien Spanier, ob nun jüdisch, christlich oder muslimisch (Poma 1615: 532 [546]),²⁶ nur ihren Landsleuten verpflichtet und dürften sich nicht in die Angelegenheiten anderer Nationen einmischen (ebd.: 919 [915]). Denn wie die Spanier in Spanien, seien die Indios in »Las Indias« naturrechtlich Besitzer und Mandatsträger (»por Dios y por justicia de Dios«) und hätten den spanischen analoge völkerrechtliche Institutionen: dem »estrangero« (*peregrinus* des röm. Rechts) entspricht nach Inka-Recht *mitmac*. Die Spanier sind »hier in diesem Königreich Fremde, *mitimays*«. Die Ausländer (dazu zählt Guaman die versklavten Schwarzen genauso wie die spanischen Kolonisten), die sich nichts haben zuschulden kommen lassen, können als *mitmacuna* ohne Recht auf Landbesitz und andere Privilegien oder Mandate im Land bleiben (Adorno 2014: 20).²⁷ Für alle anderen verlangt er die Verurteilung und Bestrafung. Daraus folgt nicht nur eine Forderung nach Restitution der geraubten Güter und Ländereien, sondern vor allem nach unbedingtem Gehorsam gegenüber den angestammten andinen Gesetzen und Obrigkeiten (Adorno 2014: 915), die stets – in Analogie zum Wert des Kollektivs von Dorf- und Stadtverwaltern, Autoren, Zeugen – mindestens zu zweit, besser zu viert herrschen. Guaman Poma versucht dem spanischen König

26 An dieser Stelle mahnt Guaman Poma ein staatsbürgerliches Verständnis an, das nicht nur die Conquista, sondern auch die Reconquista delegitimiert. Religiöse Diversität ändert entgegen den spanischen Definitionen in seinem Verständnis nichts an der naturrechtlichen Zugehörigkeit zu einem politischen Herrschaftsgebiet (Poma 1615: 532 [546]).

27 Der Status »mitmac«, »mitmacuna« und/oder »mitimay« wird im Inkastaat verwendet für Umsiedler, die aus verschiedenen Gründen (Kriege, Naturkatastrophen) aus ihrem Ayllú fortgegangen sind oder aber vom Inka zu Zwecken der Bevölkerungskontrolle zwangsumgesiedelt wurden (Adorno 2014: 20).

hier eine gänzlich andere als die europäische Konzeption guter Regierung als modellhaft für die zukünftige Weltregierung darzulegen.

Die Kritik Pomas an der bestehenden Kolonialregierung lässt sich auch hier als Plausibilisierungsverfahren in zwei Richtungen rekonstruieren: Um sich gegenüber der spanischen Krone Gehör zu verschaffen und glaubwürdig zu sein, nennt er sich einen treuen Christen und Untertanen, und versichert, die spanische Führung der Universalmonarchie zu unterstützen. Gleichzeitig dekonstruiert er das koloniale Verständnis des Christentums und hält der Krone ihre doppelten Standards vor. »Christlich« sind für ihn mithin in Wahrheit diejenigen, die noch unberührt von Mission und schlechten Vorbildern nach dem Ideal der Inkagesetze leben. Gemeint sind stets die Gesetze aus der Regierungszeit des Topac Inca Yupanqui (Poma 1615: 353 [355]). Der Abgrund zwischen christlicher Lehre und Handeln der Kolonisatoren wird von Guaman Poma jedenfalls gründlich ausgeleuchtet und dient als Grundlage zur Plausibilisierung eines radikalen Regime-Wechsels, der sich hinter der Maske – bzw. den als leere Worthülsen enttarnten – Wertekatalogen der Spanier verbirgt.

Gute Regierung

Für Guaman Poma liefert Topac Inca Yupanqui die einzig plausible Blaupause für christliches Regieren, denn unter seiner Herrschaft habe Ordnung und Respekt gegenüber den Alten geherrscht, Gehorsam der Kinder gegenüber den Eltern und Gehorsam gegenüber den Gesetzen. Und dies nicht etwa, weil die Inka Tyrannen waren. Im Vergleich zu den christlichen Kaisern der Welt, aber auch zum »Großtürken und König von China, den Römischen Imperatoren und der ganzen Christenheit und der Juden und des Königs von Guinea« findet Guaman Poma keinen einzigen, der »eine so große Majestät und so großer König« war wie Yupanqui, denn, wenn man sich alle anderen Könige ansieht »haben sie andere Könige getötet oder danach getrachtet, diese zu töten, zu entthronen und danach allein zurückzubleiben« (Poma 1615: 948 [962]).²⁸ Gewalt- und Alleinregierung sind demnach die Hauptkritikpunkte an sämtlichen historischen Beispielen anderer Monarchien, die am Ende eine Regierung nach dem Vorbild der Inka plausibel machen. In einer Viererregierung, die die vier Kontinente repräsentiert, skaliert Guaman Poma das Inkanat global, und zwar in einer Ordnung, die die europäische Werteordnung auf den Kopf stellt: erst der König von Peru, dann der König von Guinea, drittens der König von Rom und zuletzt der »rey de los moros«, der Großtürke.²⁹ Diesen wird ein reprä-

28 »Conzederando todos los rreys, uiendo a otro rrey o señor grande, luego le mata o procura matalle y luego le descorona y queda solo« (Poma 1615: 948 [962]).

29 Als Regenten für das Königreich von Peru bietet Guaman Poma seinen Sohn an: »Ofresco un hijo mío, príncipe deste rreyno, nieto y bisnieto de *Topa Ynga Yupanqui*, el décimo rrey, gran

sentativer Monarch beigesellt, eine Funktion, die der spanische König (als Hülle für seinen Anspruch als »Universalmonarch«) übernehmen soll, indem er ohne eigene Rechte und Mandate nurmehr dafür zu sorgen hat, dass alle ihre Gehälter bekommen und ihre Ratssitzungen abhalten (Poma 1615: 949 [963]). Zur Sicherung der »guten Regierung« dieses global skalierten Welt-Staates legen die zwölf Mitglieder des Gelehrtenrates und die »vier Schreiber der Welt« fest, »dass es keine Sklaven und keinen Tribut geben dürfe und dass man den Priestern oder irgendjemandem sonst in der Welt auch keinen Tribut [in Form von Münzen] bezahlen solle« (ebd.: 962b [978]). Auf globaler Regierungsebene sind die vier kontinentalen Herrschaftsbereiche und deren Regentenpaare gleichgestellt und sorgen im Regierungsrat dafür, dass die Güter, Ressourcen, Produkte gut und gerecht verteilt werden (ebd.: 899 [913]).³⁰

Schlussbetrachtung

Guaman Poma de Ayala setzt Ausgleich und Gegenseitigkeit nach den andinen Prinzipien von *ayni* (gegenseitige Verpflichtung) im Text als Plausibilitätskriterien für Regierungsverantwortung gegen Einseitigkeit und Vorherrschaft als Prinzipien der bestehenden Kolonialherrschaft. Seine gründlichen empirischen Erhebungen, lebenslangen eigenen Erfahrungen und aus Lektüren gewonnene Analyse eines aus seiner Sicht bereits im 16. Jahrhundert gescheiterten europäischen Systems, lassen ihn »schreibend weinen« (*esciuirlo es llorar*). Seine Strategie zur Verbesserung der politischen Ordnung reduziert sich jedoch nicht auf die Klage gegen die moralisch und ökonomisch hoch verschuldete Kolonialregierung Spaniens. Er dient sich dem König Philipp III. in einer text-bildlich ausgefeilten Mimikry des guten christlichen Untertanen an und subvertiert gleichzeitig sämtliche Prinzipien des Kolonial- und Missionssystems, das auf der Plausibilität von Narrativen beruht, die in der »Neuen Welt« Gesetz-, Religions- und Regierungsferne (Barbarei) diagnostizieren. »Neu« sei allenfalls diese sehr alte andine Welt für die vergleichsweise naiv gezeichneten »Umsiedler« (*mitimay*) aus Kastilien. Die rhetorische, aber auch bildlich kodierte Plausibilisierung dessen, was ist, aber auch dessen, was seit der Entstehung der Welt war, kann Guaman Poma nicht in seiner Muttersprache Quechua und mit Knotenschnüren präsentieren. Er bedient sich eines Verfahrens, das ich nach Rivera Cusicanqui ein *ch'ixi*-Verfahren der Plausibilisierung genannt habe, indem er in Kenntnis der

sauio, el que puso ordenansas; a de tener en esa corte el príncipe para memoria y grandesa del mundo« (Poma 1615: 948 [962]).

30 Sowohl bei Garcilaso de la Vega el Inca als auch bei Guaman Poma finden sich ausführliche Beschreibungen der Regierungspflicht der gerechten Güterverteilung und des Allmende-Systems (ebd.: 899 [913]).

Regeln humanistischer Chronistik die Argumente und Episteme andiner Überlieferungen kommuniziert. An keiner Stelle soll das christliche Kolonialsystem ausgelöscht und durch ein andines ersetzt werden. Vielmehr überschreibt und recodiert Guaman Poma die Ansprüche an gute Regierung in seinen Erzählungen und Bildern durch eine ausgleichende Betrachtung.

Die drei Themen, die es doppelt zu plausibilisieren gilt, entsprechen den drei Teilen seiner Chronik, der prähispanischen Geschichte seit der Schöpfung der Welt, der Conquista und der neuen Weltordnung: Die andine Welt hat alte und gute soziale Werte. Adam und Eva werden als andines Paar von Bauer und Mutter gezeichnet, die den hohen Wert der Arbeit schon im Paradies erkennen. Die Conquista wird auf der Basis von Gesetzesgrundlagen delegitimiert, was sowohl von völkerrechtlichen Traktaten der Schule von Salamanca gestützt wird als auch von der Rechtsordnung der ›Umsiedler‹-Statuten der Inkagesetzgebung. Ein Ausgleich der Plausibilisierung dieser Unrechtmäßigkeit diesseits und jenseits des Atlantiks gelingt Guaman Poma hier durch die gründliche Kenntnis beider Rechtshistorien, die er vergleichend darlegt. Schließlich mündet seine Argumentation in einer Neu-Konzeption einer Welt-Regierung, die auf dieser vergleichenden Geschichtsdarstellung basiert und feststellt, dass welthistorisch nur die Plurarchie eines Vierer-Königreichs nach dem Modell des *Tawantinsuyu*, das der multireligiösen Weltbevölkerung auf jedem Erdteil gerechte Verteilung aller Güter und Produkte zusichern würde, ein plausibles Modell darstellt.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Rolena (1978a): »Felipe Guaman Poma de Ayala. An Andean View of the Peruvian Viceroyalty«, in: *Journal de la Société des Américanistes* 65, S. 121–143.
- Adorno, Rolena (1978b): »Las otras fuentes de Guaman Poma. Sus lecturas castellanas«, in: *Histórica* 2:2, S. 137–158.
- Adorno, Rolena (2014): »El fin de la historia en la Nueva corónica y buen gobierno de Felipe Guaman Poma de Ayala«, in: *Letras* 85:121, S. 13–30.
- Aikhenvald, Alexandra (2004): *Evidentiality*, Oxford: Oxford University Press.
- De Angelis, Simone (2011): »Sehen mit dem physischen und dem geistigen Auge«, in: Herbert Jaumann (Hg.), *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit*, Boston: de Gruyter, S. 211–254.
- Bitterli, Urs (2004): *Die Wilden und die Zivilisierten. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung*, München: C.H. Beck.
- Braude, Benjamin (1997): »The Sons of Noah and the Construction of Ethnic and Geographical Identities in Medieval and Early Modern Periods«, in: *The William and Mary Quarterly* 3:54, S. 103–142.

- Bunge, Kirstin/Gilner, Matthias (2017): »Die Lehre vom gerechten Krieg in der iberischen Spätscholastik. Francisco de Vitoria und Bartolomé de Las Casas«, in: Ines-Jacqueline Werkner/Klaus Ebeling (Hg.), *Handbuch Friedensethik*, Wiesbaden: Springer, S. 251–264.
- Curatola Petrocchi, Marco (2003): »The Illustrated Codex of Felipe Guaman Poma de Ayala. Toward a New Era of Reading«, in: *Colonial Latin American Review* 12:2, S. 252–258.
- Det. KGL. Bibliotek (2023): »GKS 2232 4°. Guaman Poma, Nueva corónica y buen gobierno (1615)«, <http://www5.kb.dk/permalink/2006/poma/156/es/text/?open=idm45821230697408>
- Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache (DWDS) (2022): »plausibel«, <https://www.dwds.de/wb/plausibel>
- Duviols, Pierre (2008): *La lutte contre les religions autochtones dans le Pérou colonial. L'extirpation de l'idolâtrie entre 1532 et 1660*, Toulouse: Mirail.
- Fried, Johannes (2007): *Donation of Constantine and Constitutum Constantini*, Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Fuhrmann, Horst (1966): *Konstantinische Schenkung und abendländisches Kaisertum*, *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 22, S. 63–178.
- Garcilaso de la Vega el Inca (1609): *Comentarios reales*, Lissabon: Pedro Craasbeeck.
- Greenblatt, Stephen (2017): *Marvelous Possessions. The Wonder of the New World*, Chicago: University of Chicago Press.
- Harrison, Regina (2015): »Guaman Poma: Law, Land and Legacy«, in: Rolena Adorno/Ivan Boserup (Hg.) *Unlocking the Doors of the Worlds of Guaman Poma and his Nueva corónica*, Kopenhagen: Museum Tusulanum, S. 141–162.
- Marin, Antonio (1749): *Disertación histórica y geographica del meridiano de demarcación entre los dominios de España y Portugal*, Madrid, <https://www.memoriachilena.gob.cl/archivos2/pdfs/MCO062846.pdf>
- Mazzotti, José Antonio (2008): *Incan Insights. El Inca Garcilaso's Hints to Andean Readers*, Madrid/Frankfurt a. M.: Iberoamericana Vervuert.
- Neumann, Hans-Peter (2011): »Wissenspolitik in der frühen Neuzeit am Beispiel des Paracelsismus«, in: Herbert Jaumann (Hg.), *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit*, Boston: de Gruyter, S. 255–304.
- Pizarro, Antonio (2013): »Leyes de Burgos. 500 años«, in: *Diálogos. Revista Electrónica de Historia*, 14:1, S. 31–78.
- Rivera Cusicanqui, Silvia (2010): »Sociología de la Imágen. Una visión desde la historia colonial andina«, in: Dies., *Ch'ixinakax utxiwa. Una reflexión sobre prácticas y discursos descolonizadores*, Buenos Aires: Tinta Limón, S. 19–52.
- Thiemer-Sachse, Ursula (Hg.) (2004): *Felipe Guaman Poma de Ayala: Die neue Chronik und gute Regierung*, übersetzt von Ulrich Kunzmann, Berlin: Karsten Worm.

Valla, Lorenzo (um 1520): Clagrede wider die erdicht unnd erlogene begabung so von dem Keyser Constantino der Römischen kirchen sol geschehen sein, o.O.: Herzog August Bibliothek, Yv 2644.8° Helmstedt.

Vignéras, Louis-André (1977): »Saint Thomas, Apostle of America«, in: *The Hispanic American Historical Review* 57:1, S. 82–90.

Wallerick, Grégory (2007): »Débat sur l'origine des peuples amérindiens au XVIe siècle«, <https://shs.hal.science/hal-00409434/>

Pathologische Plausibilitäten

Organisationsversagen in der Verwaltung

Wolfgang Seibel

Im alltäglichen Sprachgebrauch wird kein Unterschied gemacht zwischen Institutionen und Organisationen, in der einschlägigen Theoriebildung aber durchaus. Organisationen werden bewusst gegründet – Firmen, Vereine und Behörden zum Beispiel. Sie setzen Ressourcen ein für definierte Zwecke und dies nach Kriterien der Sparsamkeit (Effizienz) und Wirksamkeit (Effektivität). Dafür gibt es geschriebene Regeln, die die Einhaltung von Effizienz- und Effektivitätskriterien gewährleisten sollen. Institutionen dagegen sind Emergenzphänomene, sie haben keinen Gründungsakt und die Nutzung ihrer Ressourcen folgt ungeschriebenen, deshalb aber nicht weniger bindenden, Regeln. Zu den wesentlichen Leistungen von Institutionen gehört, dass sie den Schein des Selbstverständlichen erzeugen – durch Routinen, die niemand hinterfragt, durch Normen, die man schlicht befolgt, durch Entscheidungen, deren Prämissen nicht angezweifelt werden oder für Formen des Umgangs miteinander, die als üblich und angemessen akzeptiert werden. Institutionen sind Plausibilisierungsmaschinen. Sie bringen komplexe Strukturen auf einen einfachen Nenner und lassen Entscheidungen alternativlos erscheinen, die es in Wirklichkeit nicht sind.

Allerdings: Auch Organisationen könnten ohne Institutionalisierungseffekte als zweckrationale Instrumente nicht funktionieren. Das war eine relativ späte, dann aber umso erfolgreichere Erkenntnis der Organisationstheorie (vgl. Powell/DiMaggio 1991; Thornton et al. 2012 für einen Überblick). Sie ist mit den Arbeiten des späteren Nobelpreisträgers Herbert A. Simon verbunden, der 1947 mit seinem Buch *Administrative Behavior* die bis dahin dominierende Denkschule zweckrationaler Optimierung von Organisationen in der Tradition von Frederick Taylor, Henri Fayol, Luther Gulick oder Lyndall Urwick radikal in Frage stellte. Dies mit dem Hinweis, dass Organisationen nicht existieren, weil sie den koordinierten Einsatz von Ressourcen zur Verfolgung bestimmter Zwecke ermöglichen, sondern weil sie Menschen trotz struktureller Komplexität und notorischer Informationsüberlastung entscheidungsfähig halten. Dadurch nämlich, dass sie die Prämissen des Entscheidens von vornherein auf ein enges Spektrum reduzieren. Vollständige Zweckrationalität von Organisationen sei eine Fiktion, so Simon. Die Funktion

von Organisation sei geradezu die Herstellung akzeptabler begrenzter Rationalität (*bounded rationality*) und befriedigender statt perfekter Entscheidungen (*satisficing*).

Dieser zentrale Mechanismus der Komplexitätsreduktion hat eine kognitive und eine pragmatische Seite. Die pragmatische Seite liegt darin, Handeln unter Komplexitätsdruck überhaupt erst zu ermöglichen. Die kognitive Seite besteht in der Plausibilität situativer Handlungsprämissen. Der mit dieser Plausibilität verbundene psychologische Entlastungseffekt geht einher mit hilfreichen Anpassungsleistungen der Organisationsmitglieder. Akzeptierte Handlungsprämissen und unhinterfragte Plausibilitäten haben eine niederschwellige Koordinationswirkung mit geringen Reibungsverlusten. Charles Perrow (2014 [1967]) spricht in diesem Zusammenhang von *unobtrusive control* – einer Art minimalinvasiver Steuerung.

Die entscheidungstheoretische Wende, die durch Herbert Simon in der Organisationstheorie eingeleitet wurde, wirkt auch heute noch im Vergleich mit ›Klassikern‹ wie der Bürokratietheorie Max Webers oder Optimierungskonzepten in der Nachfolge Frederick Taylors innovativ. Vor allem ist sie bis heute ausgesprochen einflussreich. Konstruktivistische Ansätze in der Organisationstheorie, etwa die ›Sense Making‹ Schule von Karl. E. Weick u.a. (Weick 1997, Weick/Sutcliffe 2007) sind durch Simons Konzept der *bounded rationality* ebenso geprägt wie der heutige *mainstream* der mikroökonomischen Entscheidungstheorie, bekannt als *behavioral economics* (Kahneman 2011; Kahneman/Tversky 1979). Diesen Ansätzen und Denkschulen ist gemeinsam, dass sie explizit oder implizit Plausibilitätskonstruktionen einen zentralen Stellenwert für Entscheidungsverhalten zumessen. Kahneman tut dies etwa durch den Hinweis auf die mentalen ›shortcuts‹, die das menschliche Hirn zur Herstellung spontaner Situationsdefinitionen – von Plausibilitäten also – benutzt (Kahneman 2011).

Derselbe Gedanke einer elementaren kognitiven Entlastungswirkung war auch Grundlage der anthropologischen Institutionentheorie Arnold Gehlens (2016 [1940]: 65–79). Gehlen, dessen Hauptwerk *Der Mensch, seine Natur und seine Stellung in der Welt* erstmals 1940 erschien, ist allerdings durch Werk und Person auch kennzeichnend für die ›dunkle Seite‹ des Entlastungsgedankens und damit auch von Plausibilitätsphänomenen. Sein oft zitierter Begriff der durch Institutionen erzeugten »wohlthuenden Fraglosigkeit« (Gehlen 2004 [1969]: 94) der gegebenen Verhältnisse verharmloste die Tatsache, dass der kognitive Entlastungsmechanismus der Institutionen eben auch die Verhältnisse von Diktatur und Staatsverbrechen als unhinterfragbar und plausibel erscheinen lassen kann (vgl. dazu a. Balfour et al. 2019 [1998]). Indirekt nahm schließlich auch Hannah Arendts Charakterisierung der »Banalität des Bösen« (Arendt 1986 [1965]) Bezug auf die Plausibilität der banalen Alltagspraxis von Mitläufertum und Mittäterschaft. So war, um ein ›banales‹ Beispiel zu nennen, die Anwendung der 1931 zur Verhinderung von Kapitalflucht auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise eingeführten Reichsfluchtsteuer auch auf Fälle emigrati-

onswilliger Juden nach 1933 vermutlich für deutsche Finanzbeamte schlicht plausibel. Es wirkte, folgerichtig, der banale und – insofern – plausible Gesetzesvollzug in nicht wenigen Fällen buchstäblich mörderisch, weil die prohibitive Wirkung der ›Fluchtsteuer‹ die Flucht und damit die Rettung vor dem Massenmord in vielen Fällen tatsächlich verhinderte (vgl. Mußgnug 1993).

Die generelle Ambivalenz spontan plausibler Situationsdeutungen unter augenscheinlich ›normalen‹ Verhältnissen wurde, im Unterschied zu den Pionieren der Theorie begrenzter Rationalität menschlichen Entscheidungsverhaltens in Organisationen, durch die Vertreter der ›zweiten Generation‹ wie Karl E. Weick oder Daniel Kahneman deutlicher hervorgehoben. Das galt insbesondere für das Risiko von Fehldeutungen mit desaströsen Konsequenzen (Weick 1997) oder die Gewöhnung an Routinen, die langfristigen Veränderungen des Entscheidungsumfeldes oder den besonderen Charakteristiken einer bestimmten Entscheidungssituation nicht gerecht werden (Kahneman 2011, 89–96 [›how judgments happen‹], 199–267 [›overconfidence‹]): Plausible Situationsdeutungen können objektiv falsch sein und es können Situationen eintreten, in denen Plausibilitäten miteinander konkurrieren. Seltene Ereignisse und entsprechende Handlungsanforderungen, so Kahneman, bergen naturgemäß höhere Risiken der Fehleinschätzung als Standardsituationen – trügerische Plausibilitäten also. Und selbst in zutreffend definierten Standardsituationen kann es zur falschen Wahl unter miteinander konkurrierenden Plausibilitäten kommen.

Um diese zweite Variante geht es im Folgenden. Thema dieses Beitrags ist zum einen die Prägekraft spezifischer Referenzrahmen für Plausibilitätsdeutungen unter spezifischen institutionellen Bedingungen. Diese Bedingungen sind in den betrachteten empirischen Fällen die des öffentlichen Sektors in rechtsstaatlichen Demokratien, konkret der öffentlichen Verwaltung in unterschiedlichen Segmenten. Erläutert wird zunächst, dass spezifische institutionelle Arrangements – hier diejenigen der öffentlichen Verwaltung – ein begrenztes Spektrum in Frage kommender Referenzrahmen für Plausibilitätsdeutungen aufweisen. Diese Referenzrahmen und damit die darauf fußenden Plausibilitäten stehen in latenter Spannung untereinander, was in konkreten Entscheidungssituationen Prioritätensetzung erforderlich macht. Diese Prioritätensetzung erfolgt ihrerseits nicht willkürlich oder zufällig, sondern unter dem Einfluss spezifischer Handlungsanreize, die eine bestimmte Prioritätensetzung als *besonders* plausibel erscheinen lassen kann. Auf dieses Moment des Urteils, des *judgment* in Sinne von Kahneman (siehe oben; vgl. auch Vickers 1995 [1965]), kommt es also besonders an. Illustriert wird dieser Zusammenhang am Beispiel dreier empirischer Fälle folgenreicher Fehlentscheidungen in der öffentlichen Verwaltung, die auf plausible, aber der Entscheidungssituation nicht angemessene Prioritätensetzungen zurückgeführt werden können.

Plausibilitätsrahmen politisch-administrativer Entscheidungen

Ein erster ›shortcut‹ im Sinne von Kahneman – eine gedankliche Vereinfachung also – ist die Vorstellung, dass Verwaltungsentscheidungen der Rationalität der Gesetzesbindung unterliegen und damit hinreichend erklärt sind. Tatsächlich trifft das auf weite Bereiche, wahrscheinlich den größeren Teil, der Verwaltungstätigkeit zu. Auch auf Ermessensentscheidungen, denn die sind nach den Grundsätzen des Allgemeinen Verwaltungsrechts an den Zweck der Ermessensgewährung und die sonstigen Verfahrensvorschriften des öffentlichen Rechts gebunden. Dennoch gibt es ungebundene Verwaltungsentscheidungen auf allen Ebenen, nicht nur in der Ministerialverwaltung, wo es um die Operationalisierung politischer Prioritätensetzung geht, sondern namentlich auch in der Kommunalverwaltung, wo es um die Prioritätensetzung etwa im Bereich der Infrastruktur oder auch nur um die Personalausstattung bestimmter Behörden gehen kann.

Für solche Handlungsspielräume gibt es einen begrenzten Rahmen von Legitimationsmustern, die ihrerseits Plausibilitäten für die Entscheidungsfindung begründen. Entscheidungen müssen der gesetzlichen Aufgabenstellung eines Verwaltungszweiges und den dort gültigen professionellen Standards entsprechen. Sie müssen ›bürgerfreundlich‹ in dem Sinne sein, dass berechnigte Anliegen einzelner Bürgerinnen und Bürger oder auch von Interessengruppen, etwa Bürgerinitiativen, im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten Rechnung getragen wird. Entscheidungen müssen außerdem effektiv in dem Sinne sein, dass sie operationale Maßnahmen zur Umsetzung spezifischer Zielvorgaben auslösen. Und schließlich müssen Entscheidungen den Resilienzerfordernissen in einem arbeitsteiligen, kooperativen Verwaltungssystem gerecht werden, sie dürfen also die strukturelle Elastizität des Systems nicht überstrapazieren.

Diese Referenzrahmen stehen in einem latenten Spannungsverhältnis zueinander, das in kritischen Entscheidungssituationen sozusagen aus der Latenz heraustritt und zu eben jenen Prioritätensetzungen zwingt, von denen oben die Rede war. Responsivität gegenüber Bürgerinnen und Bürgern oder Interessengruppen kann in Konflikt geraten mit dem allgemeinen Gleichheitssatz des Artikel 3 des Grundgesetzes, weil die ohnehin Bessergestellten auch über bessere Möglichkeiten und Fähigkeiten der Interessenartikulation verfügen. Maßnahmen effektiver Zielerreichung wiederum können in Konflikt geraten mit Beteiligungsbedürfnissen der Bürgerschaft, etwa im Bereich des Infrastrukturausbaus. Erfordernisse der ›systemischen Resilienz‹, also der intra-administrativen Kohäsion, können in Konflikt geraten mit der Notwendigkeit effektiver Zielerreichung.

In solchen Spannungs- und Konfliktlagen kommen unterschiedliche Prioritätensetzungen mit jeweils eigener Plausibilitätsgrundlage in Frage. Dies – also die Existenz von Alternativen – wenigstens zu erkennen, ist bereits eine erste und wesentliche Anforderung an die Qualität der Entscheidungsfindung. Ist sie erfüllt,

bleibt das Problem der angemessenen Auswahl. Zu Fehlentwicklungen kann es also in zwei kritischen Zonen kommen, einmal im Vorfeld von Entscheidungen, wenn es um die Anerkennung unterschiedlicher Referenzrahmen und damit um die Abwägung unterschiedlicher Plausibilitätskriterien geht, und zum anderen, wenn die eigentliche Priorisierung eines bestimmten Referenzrahmens ansteht.

Pathologische Plausibilitäten: Drei illustrative Fälle

Illustriert wird im Folgenden das Potential der Fehlentscheidung unter dem Einfluss von Plausibilitätserwägungen anhand von drei drastischen Fällen, die die Fehlerhaftigkeit der Entscheidung selbst und deren nachvollziehbare Plausibilitätsgrundlage gleichermaßen hervortreten lassen. Zwei dieser Fälle sind dadurch gekennzeichnet, dass die objektiv gegebene Spannungslage zwischen unterschiedlichen Referenzrahmen der Entscheidung und damit unterschiedlicher Plausibilitätserwägungen, soweit ersichtlich, durch die Schlüsselakteure erst gar nicht erkannt, jedenfalls nicht zum Gegenstand offener Deliberation gemacht wurde. In dem dritten geschilderten Fall kam es zu eben solchen Abwägungsprozessen und begleitenden Konflikten, in denen sich schließlich die risikosteigernde gegenüber der risikominimierenden Priorität durchsetzte.

Fall 1: Responsivität auf Kosten von Integrität

Am 22. Februar 2011 stürzte ein sechsstöckiges Gebäude in Christchurch, Neuseeland, ein, bekannt als CTV Building (Canterbury Earthquake Royal Commission 2012). Die Katastrophe kostete 115 Menschen das Leben (vgl. ausführlich Seibel 2022: 87–128). Vorausgegangen waren zwei Erdbeben, eines im September 2010 und ein weiteres am Unglückstag selbst. Die durch die neuseeländische Regierung eingerichtete Untersuchungskommission, eine *Royal Commission*, kam zu dem Ergebnis, dass grundlegende Konstruktionsmängel des Gebäudes für dessen Einsturz ursächlich waren. Diese Konstruktionsmängel hätten durch die zuständige Baubehörde des Christchurch City Council nicht nur entdeckt werden müssen, sie waren durch einen Mitarbeiter der Behörde auch tatsächlich entdeckt worden. Dieser hielt seine Bedenken in einem Aktenvermerk fest, was eine Besprechung zwischen dem Behördenleiter und dem Eigentümer des für die Baukonstruktion und die entsprechenden Berechnungen verantwortlichen Ingenieurbüros auslöste. In dieser Besprechung überzeugte der Eigentümer des Ingenieurbüros, ein erfolgreicher und angesehener Architekt, den Leiter der Baubehörde von der Gegenstandslosigkeit der von dem Prüfeningenieur auf Behördenseite zusammengestellten Mängelliste. Eine solche Beratung und wohlwollende Grundeinstellung der Baubehörden gegenüber Antragstellern bei Baugenehmigungen entsprach nach den Feststellungen

der *Royal Commission* gängiger Praxis, die der zügigen und dennoch sorgfältigen Durchführung von Baugenehmigungsverfahren dienen sollte. Im Ergebnis wurde die Baugenehmigung erteilt, obwohl auch die von dem Prüfenieur angeforderte Dokumentation der Statikberechnungen fehlte. Das war im Jahr 1986. Die technische Untersuchung der Einsturzursache, die von der *Royal Commission* 2011 in Auftrag gegeben wurde, kam zu dem Ergebnis, dass es eben jene 1986 durch den zuständigen Prüfenieur festgestellten Konstruktionsmängel waren, die die Instabilität des Gebäudes und damit dessen Einsturz am 22. Februar 2011 ausgelöst hatten. Auch an der Verantwortlichkeit des Behördenleiters für die damals dennoch erteilte Baugenehmigung ließ die *Royal Commission* keinen Zweifel.

Fall 2: Systemische Resilienz auf Kosten von Zielerreichung

Nach fünf Morden an mittelständischen Gewerbetreibenden mit Migrationshintergrund in Bayern, Mecklenburg-Vorpommern und Hamburg gelangten die zuständigen Ermittler des Polizeipräsidiums Mittelfranken mit Sitz in Nürnberg im Frühjahr 2004 zu dem Schluss, dass der bisherige Ermittlungsansatz nicht haltbar war. Dieser beruhte auf der Hypothese, dass es sich um »Milieustrafataten« (BT-Drs. 17/14600, 702), etwa aus dem Umkreis organisierter Kriminalität, oder um »Racheakte aus dem Drogenmilieu« (BT-Drs. 17/14600, 675 FN 5863) handele. In der »ergänzenden Stellungnahme« der SPD-Fraktion zum Bericht des NSU-Untersuchungsausschusses der Deutschen Bundestages sollte es hierzu später heißen, es sei »eindeutig erkennbar geworden, dass nicht in Frage gestellte Routinen des alltäglichen Betriebs eine wesentliche Ursache für den verengten Blickwinkel gewesen sind« (BT-Drs. 17/14600, 878). Beantragt werden sollte in Anbetracht des unverkennbaren Seriencharakters der Taten, die zudem mit derselben Tatwaffe ausgeübt worden waren und sich über mehrere Bundesländer erstreckten, die Übertragung der zentralen Ermittlungsführung auf das Bundeskriminalamt mit dem Ziel einer ebenfalls länderübergreifenden und technisch besser abgestützten Intensivierung der Ermittlung. Ein solcher Antrag hätte auf der Grundlage von § 4 BKA-Gesetz vom Leiter der Polizeiabteilung im Bayerischen Innenministerium initiiert und vom Bayerischen Innenminister beim Bundesinnenministerium beantragt werden müssen. Hierzu kam es aber nicht, nachdem dem Innenministerium in München berichtet worden war, dass es im Bundeskriminalamt wenig Bereitschaft gebe, die Ermittlungsführung zu übernehmen. Später, nämlich vor dem Untersuchungsausschuss des Deutschen Bundestages zu den NSU-Morden, stellte sich heraus, dass es solche Bedenken jedenfalls auf der Leitungsebene des BKA keineswegs gegeben hatte und dass das Innenministerium in München nach Aussage des 2013 vor dem Bundestags-Untersuchungsausschuss vernommenen ehemaligen Vizepräsidenten des BKA auf einer Übernahme der zentralen Ermittlung durch das BKA nicht nur hätte insistieren können, sondern hätte insistieren *müssen*. Dann hätte einer

Übernahme der zentralen Ermittlung durch das BKA nichts im Wege gestanden. Der zuständige Abteilungsleiter im Bayerischen Innenministerium wiederum bekundete vor dem Untersuchungsausschuss, »es reue ihn im Nachhinein, nicht auf dem schriftlichen Übernahmeangebot an das BKA bestanden zu haben« (BT-Drs. 17/14600, 512). Offensichtlich wollte dieser hohe Beamte die kooperativen Beziehungen mit dem Bundeskriminalamt nicht belasten, war ihm doch berichtet worden, dass dort das bayerische Ansinnen auf Übernahme zusätzlicher Ermittlungsaufgaben nur reserviert zur Kenntnis genommen worden war. Es half auch nichts, dass ein Polizeibeamter der Kriminalpolizeidirektion Nürnberg-Fürth am 22.4.2004 in einem Aktenvermerk festhielt, dass eine Übernahme der zentralen Ermittlung in der Mordserie durch das BKA »dringend notwendig und absolut zielführend« sei. Ansonsten müsse man damit rechnen, dass die »Serie von Tötungsdelikten fortgesetzt wird« (zit.n. BT-Drs. 17/14600, 510). Auch dieser Hinweis ließ den Leiter der Polizeiabteilung im Bayerischen Innenministerium unbeeindruckt. Tatsächlich fielen dem rechtsextremistischen Terrorkommando *Nationalsozialistischer Untergrund* bis zum Herbst 2007 noch vier weitere Immigranten und eine Polizeibeamtin zum Opfer.

Fall 3: Effektivität auf Kosten von Amtsverantwortung

Am 24. Juli 2010 starben in Duisburg 21 Menschen auf einer als *Loveparade* bekannt gewordenen Kulturveranstaltung mit mehreren hunderttausend Besucherinnen und Besuchern. Ursache war eine extreme Verdichtung der Menschenmenge auf einer lediglich 18 Meter breiten Rampe, die als Zugang zum eigentlichen Veranstaltungsgelände, einem eingezäunten ehemaligen Güterbahnhof, diente. Die Veranstaltung war erst einen Tag zuvor, am 23. Juli 2010, durch die zuständige Behörde der Stadt Duisburg genehmigt worden. Vorausgegangen waren monatelange, konfliktbeladene Beratungen innerhalb der Duisburger Stadtverwaltung in Kooperation mit dem privaten Veranstalter der *Loveparade* (vgl. Seibel/Wenzel 2017).

Die zuständigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Genehmigungsbehörde, des Bauordnungsamts, hatten frühzeitig, nämlich schon Anfang März 2010, darauf hingewiesen, dass die Genehmigungsvoraussetzungen fehlten. Zu diesen zählte insbesondere die Gewährleistung ausreichender Fluchtwege, die eine Gesamtabmessung von 450 Metern (addierte Gesamtbreite mehrerer Fluchtwege) hätten haben müssen, von denen der private Veranstalter allerdings eingestandenermaßen nur 155 Meter, also rund ein Drittel, gewährleisten konnte. Aus dieser Sachlage entwickelte sich ein Konflikt innerhalb der Duisburger Stadtverwaltung zwischen der eigentlichen Genehmigungsbehörde und dem für die Gesamtplanung der Veranstaltung zuständigen Dezernat II mit dem Geschäftsbereich »Sicherheit und Recht« und dessen Leiter, der sich zum eigentlichen Sachwalter einer erfolgreichen Durchführung des Genehmigungsverfahrens machte, obwohl er hierfür weder die

fachliche noch die dienstrechtliche Zuständigkeit hatte. Nach langwierigen Auseinandersetzungen, in deren Verlauf der tatsächliche Dienstvorgesetzte der Genehmigungsbehörde, der Leiter des Dezernats V mit dem Geschäftsbereich »Stadtentwicklung«, zunächst deutliche Kritik an der gesamten Verfahrensweise geübt hatte, wurde letztlich die Veranstaltungsgenehmigung entgegen den massiven fachlichen und rechtlichen Bedenken der zuständigen Behörde erteilt. Wie sich herausstellte, war es sogar zu einer Absprache zwischen den beiden involvierten Dezernatsleitern gekommen, am Tag der Veranstaltung Mitarbeiterinnen oder Mitarbeiter der Genehmigungsbehörde nicht vor Ort erscheinen zu lassen, weil die Nicht-Erfüllung der selbst noch im Genehmigungsbescheid enthaltenen Sicherheitsauflagen absehbar erschien und der für den Fall der amtlichen Feststellung des Verstoßes gegen Sicherheitsauflagen unabwendbare Abbruch der Veranstaltung in jedem Fall verhindert werden sollte.

Konkurrierende Plausibilitäten und folgenschwere Fehlentscheidungen

Die hier skizzierten Fälle sind besonders dadurch instruktiv, dass sie leicht nachvollziehbare Plausibilitäten fataler Fehlentscheidungen offenlegen. Der Leiter der Baubehörde in Christchurch, der sich über die wohlbelegten Bedenken des Prüflingenieurs der eigenen Behörde hinwegsetzte und eine Baugenehmigung erteilen ließ, die nicht hätte erteilt werden dürfen, handelte nicht aus schlichter Fahrlässigkeit. Er erörterte die technischen Einzelheiten der Baukonstruktion des geplanten mehrstöckigen Bürogebäudes mit den Chefarchitekten und er tat dies mutmaßlich im Interesse einer fachlich sorgfältigen, zugleich aber kundenfreundlichen Entscheidung im Interesse eines ebenso professionellen wie zügigen Genehmigungsverfahrens. Das war eine plausible Entscheidungsdisposition, die dem Responsivitätsgebot öffentlicher Verwaltung Rechnung trug und damit einem wesentlichen Referenzrahmen bei der Ausfüllung eines gegebenen Handlungsspielraums. Gleichwohl scheint es nicht zu einer expliziten Abwägung zwischen dem Responsivitätserfordernis und der strikten Einhaltung professioneller Standards bei der Überprüfung von Bauunterlagen gekommen zu sein. Die vom Prüflingenieur der Baubehörde angeforderten Unterlagen wurden nie eingereicht und sie wurden auch nicht nachgefordert. Im Ergebnis kam es zu einer faktischen Priorisierung des gütlichen Umgangs der Behörde mit einem renommierten örtlichen Architekten, so dass bereits identifizierte Baumängel nicht beseitigt, sondern nach dem Erdbeben vom 22. Februar 2011 in Christchurch zur Ursache des Einsturzes des CTV Gebäudes und damit der Tötung von 115 Menschen wurden.

Ähnlich implizit und unausgesprochen blieben die Konflikte divergierender Plausibilitätserwägungen, die zur Fortschreibung einer falschen Ermittlungshypothese nach Beginn einer Mordserie mit der klar eingegrenzten Opfergruppe

kleiner Gewerbetreibender mit Migrationshintergrund seit September 2000 in Deutschland führten. Der Abteilungsleiter im Bayerischen Innenministerium, der sich nicht entschließen konnte, die Zentralisierung und damit Effektivierung der über drei Bundesländer verstreuten Ermittlungen beim Bundeskriminalamt einzuleiten, handelte ebenfalls nicht aus Unachtsamkeit, Gleichgültigkeit oder Fahrlässigkeit und nicht aus ausländerfeindlichen Motiven oder latentem Rassismus. Er sah sich der subjektiven – wenn auch objektiv falschen – Notwendigkeit gegenüber, über den eigenen Landesminister und im nachfolgenden Schritt den Bundesinnenminister die Übernahme der Gesamtermittlung durch das BKA gegen dessen, wie er meinte, hinhaltenden Widerstand »durchzudrücken«. Dies hätte unvermeidlich zu Spannungen und Belastungen der Kooperationsbeziehungen geführt, auf deren Funktionstüchtigkeit die Polizei unter den föderativen Bedingungen der Arbeitsteilung zwischen Bund und Ländern unbedingt angewiesen ist. Es musste diesem Ministerialbeamten also absolut plausibel erscheinen, auf die Einleitung der von den eigenen Kriminalbeamten dringend erwünschten Zentralisierung der Ermittlung beim BKA zu verzichten und entsprechende Schwächen der arbeitsteiligen Ermittlungsführung, auf die ihn die Ermittlungsbeamten der eigenen Landespolizei ausdrücklich hingewiesen hatten, in Kauf zu nehmen. Diesen Verzicht hat der Beamte später, nämlich vor dem Untersuchungsausschuss des Deutschen Bundestages, aus freien Stücken als Fehler bezeichnet (BT-Drs. 17/14600, 512).

Die Vorgeschichte der Genehmigung der Duisburger *Loveparade* dagegen ist durch offene Konflikte zwischen unterschiedlichen Plausibilitätserwägungen und dahinterstehende institutionelle Interessen geprägt. Auch hier war die eine Perspektive zunächst ebenso plausibel wie die andere, die Fehlentscheidung und das damit verbundene Führungsversagen allerdings umso krasser, denn die Befürworter der Veranstaltungsgenehmigung innerhalb der Duisburger Stadtverwaltung setzten sich durchaus nicht in geistesabwesender Gleichgültigkeit durch, sondern mit dem expliziten Willen, die geltenden Sicherheitsbestimmungen zu missachten. Dies macht die Durchschlagskraft der zugrundeliegenden Plausibilitätserwägungen umso deutlicher. Hier ging es in der Wahrnehmung der Schlüsselakteure um das Prestige der Stadt Duisburg, ja der gesamten Ruhrgebietsregion, nachdem diese den EU-weiten Wettbewerb *Kulturhauptstadt Europas* nicht zuletzt durch ein ausgefeiltes Kulturprogramm gewonnen hatte, zu dem die Durchführung von vier *Loveparades* in den Städten Dortmund, Essen, Bochum und Duisburg gehörte. Und die Stadt Bochum hatte sich 2009 gezwungen gesehen, die dort geplante *Loveparade* abzusagen, und zwar, wohlgermerkt, aufgrund von Sicherheitsbedenken. Das für die maßgeblichen Akteure in Duisburg vorrangige Plausibilitätsszenario war also das drohende Fiasko einer Absage auch der Duisburger *Loveparade*. Der unmittelbare Dienstvorgesetzte der Genehmigungsbehörde, der Leiter des Dezernats V, konnte schließlich nicht damit rechnen, dass ihm für den Fall einer solchen Absage

ge, wie immer zwingend sie nach der Gesetzeslage sein mochte, die Rettung von Menschenleben zugutegehalten würde. Es war der klassische ›Wettbewerbsvorteil‹ eines konkreten Verlustszenarios gegenüber einem vagen Gewinnszenarios, das unter diesen Umständen den Ausschlag geben musste. Von der tatsächlichen Lebensgefahr für die Besucherinnen und Besucher der Veranstaltung hätte schließlich niemand etwas erfahren, der durch eine Absage der *Loveparade* eingetretene Gewinn an Sicherheit wäre also so gut wie unbekannt geblieben. Mit Gewissheit antizipiert werden konnte dagegen der Reputationsverlust nicht nur für die Stadt Duisburg, sondern auch der involvierten Schlüsselakteure.

Fazit: Systemkenntnis und Verantwortungsethik

Institutionalisierungseffekte in Organisationen erzeugen Plausibilitätsszenarien mit ambivalenten Effekten, weil diese einerseits komplexitätsreduzierend wirken, andererseits Entscheidungssicherheit suggerieren, wo das Abwägen von Alternativen angezeigt wäre. Fehlt es an solchen Abwägungen und differenzierter Urteilsbildung, steigt das Risiko von Fehlentscheidungen. Dies ist nicht allein ein kognitives Phänomen, sondern auch eines der jeweiligen Anreizlagen, die bestimmte Entscheidungsoptionen nicht nur plausibler, sondern auch akzeptabler, weil für eine Mehrzahl von Akteuren interessenkonform erscheinen lassen können. Erläutert wurde an drei Fallbeispielen, dass diese Anreize so stark sein können, dass sie Gegenplausibilitäten erzeugen, die bei abwägender Betrachtung als abwegig oder gar unethisch gelten würden.

Eben diese Gegenanreize, die abwägende Betrachtungen und angemessene Priorisierungen konkurrierender Plausibilitätskulissen erschweren, sind daher von besonderem Interesse. Im Idealfall müsste man sie neutralisieren können. Das setzt Systemkenntnis voraus, denn ein Minimum an Wissen darüber, gegen welche Anreize zugunsten falscher Prioritäten es gegebenenfalls anzukämpfen gilt, ist die Voraussetzung von Prävention. Hier aber wird die Ambivalenz des Institutionalisierungsphänomens erst recht offensichtlich. Zu ihr gehört ja gerade, dass Kenntnis über das System, in dem Menschen leben, arbeiten und Entscheidungen treffen, für genau diese Alltagstätigkeiten gar nicht erforderlich ist. Wäre es anders, könnte der Entlastungseffekt vorgeprägter und somit plausibler Entscheidungsoptionen gar nicht eintreten.

In der Alltagspraxis von Organisationen liegt genau hierin ein Schlüsselproblem. Wann kann man eingeübten Routinen ohne größeres Kopfzerbrechen folgen? Wann sollte man innehalten um spontane Präferenzen für bestimmte Entscheidungsoptionen noch einmal zu überdenken? Wann kann man sich Pragmatismus zu Lasten gesetzlicher Vorgaben im Interesse plausibler Problemlösungen leisten? Wann wird die sprichwörtliche rote Linie überschritten, jenseits der nicht Politisier-

bares politisiert und nicht Verhandelbares zum Gegenstand fauler Kompromisse wird?

Ein Standardargument von allerdings wenig operationaler Qualität ist der Verweis auf die Verantwortungsethik, deren Existenz als mentale Grundausstattung von Angehörigen öffentlicher Institutionen vorausgesetzt werden müsse (Friedrich 1940). So richtig dieser Hinweis ist, so relativ wirkungslos bleibt er ohne nähere Spezifizierung. Die aber lässt sich durchaus benennen. Diffus und kontingent sind exemplarische Entscheidungssituationen durchaus nicht. Es handelt sich auch nicht um Dilemmata, sondern um Konstellationen, in denen es grundsätzlich klare Kriterien der Prioritätensetzung gibt. Der Grund ist, dass zwar nicht alle technischen und strukturellen Eigenschaften eines Systems den in diesen Systemen handelnden Akteuren bekannt sein müssen und auch nicht bekannt sein können, wohl aber einige wenige Prinzipien, die es zu beachten gilt, einschließlich der Tatsache, dass diese gelegentlich in Widerspruch miteinander geraten können. Und die typischen Konstellationen solcher Widersprüche sind erfahrenen Akteuren in sozialen Systemen, zu denen auch formale Organisationen gehören, bekannt. Den Unerfahrenen können Sie also bekannt gemacht und erläutert werden. All dies ist kein Hexenwerk, es muss nur realisiert werden im doppelten Sinne des Wortes: Erstens als Erkenntnis und zweitens als systemische Praxis.

Genau dies machen die im vorliegenden Beitrag skizzierten Fälle deutlich. Erfahrenen Praktikerinnen und Praktikern der öffentlichen Verwaltung ist es eigentlich geläufig, dass Investitionen in den ›Systemerhalt‹ und insofern das scheinbar unfruchtbare Mit-sich-selbst-Beschäftigen der Verwaltung in latenter Konkurrenz steht zur Effektivität der Aufgabenerledigung und nicht zuletzt zu praktischer Bürgerfreundlichkeit, die eigentlich eine höhere Priorität genießen sollte als der freundliche Umgang von Behörden untereinander oder der mit den eigenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Trotzdem gibt es immer wieder Situationen, in denen Vorgesetzte der Versuchung ausgesetzt sind, dem guten Betriebsklima Vorrang zu verleihen gegenüber effektiver Aufgabenerledigung oder auch einer etwas aufwändigeren Problemlösung im Interesse von Bürgerinnen und Bürgern. Wichtig ist jedoch, dass das daraus in der subjektiven Wahrnehmung resultierende Dilemma gemildert werden kann durch den sanften, aber in der Sache unzweideutigen Einfluss des Leitungspersonals (hierzu instruktiv Bröckling 2017: 175–196).

Ähnlich verhält es sich mit dem klassischen Spannungsverhältnis zwischen Verantwortung (*responsibility*) einerseits und Partizipation und Bürgerfreundlichkeit (*responsiveness*) andererseits. Verantwortlich sind alle Verwaltungsangehörigen gegenüber dem Gesetzgeber und gegenüber den Bürgerinnen und Bürgern, die ihr Vertrauen in die sachkundige und nach den jeweils relevanten Maßstäben fachlicher Professionalität erfolgende Aufgabenerledigung setzen. Reagibel, partizipationsorientiert und bürgerfreundlich muss diese Aufgabenerledigung, soweit möglich,

jedoch ebenfalls sein. So plausibel es sein mag, in dem einen oder anderen Fall Erfordernissen der Bürgerfreundlichkeit den Vorzug zu geben gegenüber gesetzlichen und berufsethischen Anforderungen, so klar muss andererseits die Priorität zugunsten letzterer sein. Bestechung auf niedrigem Niveau kann bürgerfreundlich sein. Doch erfordert es keine komplexere Fachkunde um zu erkennen, dass die Verantwortung gegenüber dem Gesetzgeber und den jeweiligen professionellen Standards der Fachaufgabe Vorrang behalten muss gegenüber fallspezifischen Freundlichkeiten, so »sozialverträglich« sie auch sein mögen.

Die unterschiedlichen Legitimitätsgrade vordergründig gleichrangiger Plausibilitäten sind also auch unter den Bedingungen formaler Organisationen mit ihren unausweichlichen Institutionalisierungseffekten nicht schwer zu unterscheiden. Fruchtbarer als die Beschreibung wenig überraschender Grundtatsachen sozialer Systeme, zu denen die Vielfalt konkurrierender Deutungen und Plausibilitätsmuster gehört, ist daher die präzisere Analyse der Voraussetzungen richtigen Unterscheidens zwischen angemessenen und unangemessenen Plausibilitätskriterien. Dazu gehört das Lernen aus exemplarischen Fällen pathologischer Plausibilitäten, wie sie hier kurz vorgestellt wurden.

Literaturverzeichnis

- Arendt, Hannah (1986 [1965]): *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, München: Piper.
- Balfour, Danny L./Adams, Guy B./Nickels, Ashley E. (2019 [1998]): *Unmasking Administrative Evil*, 5. Auflage, London: Routledge.
- Bröckling, Ulrich (2017): *Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste*, Berlin: Suhrkamp.
- Friedrich, Carl J. (1940): »Public Policy and the Nature of Administrative Responsibility«, in: *Public Policy* 1, S. 1–20.
- Gehlen, Arnold (2004 [1969]): *Moral und Hypermoral. Eine pluralistische Ethik*, 6. Auflage, Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann.
- Gehlen, Arnold (2016 [1940]): *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*, 14. Auflage, Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann.
- Kahnemann, Daniel (2011): *Thinking Fast and Slow*, New York: Farrar, Straus, and Giroux
- Kahnemann, Daniel/Tversky, Amos (1979): »Prospect Theory. An Analysis of Decision Under Risk«, in: *Econometrica* 47, S. 263–291.
- March, James G./Simon, Herbert A. (1993 [1958]): *Organizations*, 2. Auflage, Cambridge, MA/Oxford, UK: Blackwell.
- Mußgnug, Dorothee (1993): *Die Reichsfluchtsteuer 1931–1953*, Berlin: Duncker & Humblot.

- Perrow, Charles (2014 [1967]): *Complex Organizations. A Critical Essay*, Brattleboro, VT: Echo Pints Books and Media.
- Powell, Walter W./DiMaggio, Paul J. (Hg.) (1991): *The New Institutionalism in Organizational Analysis*, Chicago: University of Chicago Press.
- Seibel, Wolfgang/Wenzel, Timo (2017): »Die Loveparade-Katastrophe vom 24. Juli 2010«, in: Wolfgang Seibel/Kevin Klamann/Hannah Treis (Hg.), *Verwaltungsdesaster. Von der Loveparade bis zu den NSU-Ermittlungen*, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag, 23–112.
- Seibel, Wolfgang (2022): *Collapsing Structures and Public Mismanagement*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Simon, Herbert A. (1947): *Administrative Behavior*, New York: Macmillan.
- Thornton, Patricia H./Ocasio, William/Lounsbury Michael (Hg.) (2012): *The Institutional Logics Perspective. A New Approach to Culture, Structure and Process*, Oxford/New York: Oxford University Press.
- Vickers, Sir Geoffrey (1995 [1965]): *The Art of Judgment. A Study of Policy Making*, Thousand Oaks/London: Sage.
- Weick, Karl E. (1997): *Sensemaking in Organizations*, Thousand Oaks: Sage.
- Weick, Karl E./Sutcliffe, Kathleen M. (2007): *Managing the Unexpected. Resilient Performance in an Age of Uncertainty*, 2. Auflage, Hoboken: John Wiley & Sons.

Amtliche Quellen

- BT-Drs. 17/14600 = Deutscher Bundestag, 17. Wahlperiode, Beschlussempfehlung und Bericht des 2. Untersuchungsausschusses nach Artikel 44 des Grundgesetzes, Drucksache 17/14600, 22.08.2013, https://dejure.org/Drucksachen/Bundestag/BT-Drs._17/14600
- Canterbury Earthquake Royal Commission (2012): *Final Report*, 7 Volumes, Wellington, 29 June 2012, <https://canterbury.royalcommission.govt.nz/>

Sektion 4: Interne Vielgestaltigkeit und Vervielfältigung

Theatrale Plausibilität im Drama der Migration

Christina Wald

Als kommunale Kunstform hat das europäische Theater seit seinen Anfängen in der griechischen Antike zur soziokulturellen Verhandlung von Migration, Flucht und Asyl beigetragen. Bei dieser Verhandlung steht seit jeher die Frage nach der Plausibilität der Fluchtgeschichte im Mittelpunkt, da die Schutzbedürftigkeit der Geflüchteten eingeschätzt werden muss. Im zwanzigsten Jahrhundert hat die UN-Flüchtlingskonvention dies auf die Formel der »well-founded fear of being persecuted« gebracht (»The 1951 Refugee Convention«). Wann aber die Angst vor Verfolgung als »wohlbegründet« und die Fluchtgeschichte der Asylsuchenden als glaubwürdig eingestuft wird, bleibt juristische, administrative und politische Ermessenssache, wie auch der Beitrag von Judith BEYER zeigt. Als künstlerischer Reflexionsraum der juristischen Plausibilitätslogiken kann das Theater widerstrebenden Plausibilisierungen Raum geben, Gegenplausibilisierungen entwickeln und so die Routinen der rechtlichen Verfahren hinterfragen.

Dieser Beitrag untersucht, wie im Theater die Glaubwürdigkeit von Geflüchteten über Plausibilisierungsstrategien konstruiert und metatheatral reflektiert wird am Beispiel von Timberlake Wertebakers Drama *Credible Witness* (2001) und dem kollaborativen Projekt *The Trojans* (2019), die beide auf Euripides' Tragödie *Die Troerinnen* aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. rekurrieren.¹ Wertebakers auf Interviews beruhendes Drama wurde 2011 an renommierten Londoner Royal Court Theatre uraufgeführt, während *The Trojans* 2019 mit syrischen Geflüchteten in Glasgow aufbauend auf ihren Fluchterfahrungen entwickelt wurde und als Material für einen Dokumentarfilm diente. Beide sind jeweils als politische Intervention gegen das verbreitete kulturelle Misstrauen gegenüber Migrant:innen angelegt. Neben der intellektuellen Überzeugung zielen sie auch auf die affektive Beeinflussung des Publikums und appellieren an dessen »politisierten Glauben«, wie ich im Folgenden argumentieren werde, an eine Identifikation mit den Geflüchteten, die sich aus

1 Ich danke den Teilnehmer:innen des Schwerpunktthemas »Cultures of Plausibilisation« am Zentrum für kulturwissenschaftliche Forschung der Universität Konstanz für unsere anregenden Diskussionen und ihre Reaktionen auf eine frühe Fassung dieses Beitrags sowie Thomas Kirsch, Juliane Vogel, Anja Hartl und Jonas Kellermann für ihre hilfreichen Rückmeldungen zu späteren Versionen des Manuskripts.

politischer Überzeugung speist. In dieser Hinsicht bedienen sie sich bestimmter Strategien, um die Plausibilität ihrer Intervention zu steigern. Während *Credible Witness* ein fiktionales Szenario entwirft, das von Gesprächen mit Geflüchteten inspiriert wurde, assembliert *The Trojans* Berichte von Geflüchteten, die ihre eigene Geschichte im Stil des dokumentarischen Theaters auf der Bühne präsentieren, mit Passagen aus Euripides' *Die Troerinnen*. In beiden Fällen dient die antike Folie als Plausibilitätsressource für die Darstellung der aktuellen Situation. Über die vergleichende Lektüre von *Credible Witness* and *The Trojans* hinaus versucht die folgende Diskussion, das bisher weitgehend unbeachtete Konzept der Plausibilität als analytische Kategorie für die Theaterwissenschaft und kulturwissenschaftliche Dramenanalyse fruchtbar zu machen.

***Credible Witness*: Theatrale Zeugenschaft, dialogische Plausibilität und politisierter Glaube**

Credible Witness nutzt mehrere Plausibilisierungsstrategien, um seinem Anliegen Gehör zu verschaffen. Timberlake Wertenbaker hat das fiktionale Szenario ihres Dramas nach Interviews mit Betroffenen entwickelt und beglaubigt die Handlung und die Figuren so durch den Rekurs auf reale Personen und Erfahrungen (Gibson 2013: 10). Wie der von Alison Forsyth und Chris Megson herausgegebene Band *Get Real. Documentary Theatre Past and Present* gezeigt hat, ist der Zeugenbericht zum dominanten Gegenstand im dokumentarischen Theater seit der Jahrtausendwende geworden, mit einem besonderen Interesse an persönlicher, intimer, subjektiver Zeugenschaft sowie an stellvertretender Zeugenschaft.² Wertenbakers Drama schließt an diesen Trend zwar an, fikionalisiert jedoch die Berichte der Geflüchteten und erschafft so eine Zwischenform. Formal wählt Wertenbaker den Realismus, um den Wirklichkeitsanspruch des Dramas zu steigern, inklusive des psychologischen Realismus, der das Publikum zur Identifikation mit den Asylsuchenden einlädt. Diese Psychologisierung der Figuren kombiniert das Drama mit der Aktivierung kultureller Archetypen, um seinen Geltungsanspruch zu steigern: Dargestellt wird nicht nur die spezifische Situation in Großbritannien zu Beginn des 21. Jahrhunderts, sondern grundlegender die Begegnung von Schutzsuchenden und denjenigen, die über dieses Schutzgesuch zu entscheiden haben.

Das historische Interesse von *Credible Witness* wird durch den Prolog etabliert, der sich mit der Ausgrabung von antiken Objekten beschäftigt und ein Verständnis

2 Amanda Stuart Fishers Studie *Performing the Testimonial: Rethinking Verbatim Dramaturgies* (2020) unterscheidet zwischen ›verbatim‹ und ›testimonial theatre‹ im Hinblick auf deren dramaturgische Strukturen und ethische Ansprüche, diskutiert aber auch die vielfachen Überschneidungen zwischen diesen beiden Konzepten.

der Gegenwart als Palimpsest vergangener Zeiten nahelegt: »A new history built on top of old histories« (Werthenbaker 2001: 9), wie der mazedonische Geschichtslehrer Alexander Karagy seinen Schüler:innen erklärt. Dieses Konzept der palimpsestischen Gegenwart schließt transkulturelle Inbesitznahmen des Ortes ein, der nur auf der Oberfläche ein Feld von griechischem Weizen ist, darunter aber »a land criss-crossed« (ebd.: 9) von mazedonischen, römischen, byzantinischen, türkischen, englischen, bulgarischen und deutschen Spuren birgt. Die Tatsache, dass im Hauptteil des Dramas der britische Sachbearbeiter, der die Asylanträge prüft, in Rekurs auf seine normannischen Vorfahren Simon Le Britten heißt, und der Betreuer im Asylzentrum aus Indien eingewandert ist, signalisiert die Eroberungs-, Kolonisations- und Migrationsgeschichte Großbritanniens. So verdeutlicht *Credible Witness* von Beginn an, dass die gegenwärtige Situation, in der machtvolle Akteure anderen Personen Zutritt zu einem Territorium gewähren oder verwehren können, als Momentaufnahme einer von Einwanderungen und Inbesitznahmen geprägten Geschichte zu verstehen und die moralische Plausibilität der Rollenverteilung historisch kontingent ist. Im Prolog fordert Karagy seine Schüler:innen auf, sich auf die Suche nach Zeitzeug:innen zu begeben und appelliert damit auch an das Geschichtsbewusstsein des Publikums: »History always has witnesses. Find them, and if that is too late, the witnesses of witnesses. A distant memory, a thread of gossip, a half-remembered language« (ebd.: 9). Gleichzeitig wirft sein Auftrag auch bereits die zentrale Frage auf, wie belastbar solche vagen Erinnerungen oder gar »eine Spur von Geschwätz« als historische Zeugnisse sind, was also glaubhafte Zeugenschaft ausmacht und welche Plausibilisierungsstrategien und -prüfungen für ihre Beglaubigung erforderlich sind.

Die transhistorische und transkulturelle Suchbewegung, zu der das Publikum von *Credible Witness* im Prolog eingeladen wird, wird außerdem verstärkt durch intertextuelle Bezüge zum Jahrtausende umfassenden *theatre of displacement*, das bis zu den Anfängen des europäischen Dramas in der griechischen Antike zurückreicht und für die britische Dramatik einen wichtigen Schwerpunkt in Shakespeares Dramen des Exils hat. In der Uraufführung von *Credible Witness* am Londoner Royal Court erinnerte das Bühnenbild an das antike Dionysos-Theater (Woolley 2014: 151) und damit an einen Ort, der zwischen Meer und Stadt gelegen selbst ein transitorischer Zwischenraum war und auf seine Art als Flüchtlingslager fungierte; in den dort aufgeführten Dramen wurde immer wieder die Immigrationsfrage verhandelt, und Asylsuchenden eine Stimme gegeben (Menke/Vogel 2018: 11).³ Bettine Menke und Juliane Vogel legen in ihrer Einleitung zum Sammelband *Flucht und Szene* dar, dass sich »[i]m Medium des Theaters wie in der Form der Tragödie, die beide als Institutionen politischer Selbstreflexion der Polis gelten können, [...] der Stadtstaat Athen als Schutzmacht Verfolger« präsentierte (ebd.: 9). In der Forschung wurde

3 Siehe auch Bakewell 2013 und Grethlein 2003.

auch herausgearbeitet, wie eng generell Rechtsprechung und Theater in der Antike verknüpft waren. So war der Begriff für Schauspieler, *hupokrites*, auch die Bezeichnung für den Beklagten in einem Gerichtsverfahren, der eine überzeugende Aussage machen musste, um die Jury für sich einzunehmen (Hall 2010: 62). Wertenbakers Drama zu glaubwürdiger Zeugenschaft in aktuellen Migrationsverfahren knüpft an diese Tradition an.

Zudem wird in einer zentralen Szene des Dramas das gestische Inventar des antiken griechischen Schutzgesuchs aktiviert, das in vielen antiken Tragödien zu finden ist. Petra Karagy, die aus dem mazedonischen Teil Griechenlands nach England gereist ist, um ihren nach England geflohenen Sohn Alexander zu finden, kniet hier vor dem Asylbeauftragten: »Mr Le Britten, I come from the family of the women who refuse to kneel. Look: I am getting down on my knees – in front of you – let Alexander the Great and my great-grandmother and my mother forgive me, I beg you, I clasp your knees to bring me back my son.« (Wertenbaker 2001: 27) Knien und das Umfassen der Knie des Angeflehten waren in der antiken griechischen Kultur typische Gesten der Asylsuche, der rituellen Hikesie, die rechtliche Implikationen hatte.⁴ Wie Sara Freeman bemerkt hat, evoziert Wertenbaker hier diese Geste und reaktiviert damit eine theatrale, rituelle und juristische Form für ein aktuelles Anliegen (Freeman 2008: 62; siehe auch Woolley 2014: 151). Es passt zu seinem palimpsestischen Konzept der Gegenwart, dass sich das Drama hier nicht nur auf antike, sondern auch auf Shakespeares Tragödien bezieht, die ihrerseits auf das Hikesie-Ritual rekurrierten (Wald 2018). So weist die Figurenkonstellation von *Credible Witness* deutliche Parallelen zu Shakespeares Verbannungsdrama *Coriolanus* auf, da Petra Karagy, wie Shakespeares Volumnia, ihren Sohn auf streng patriotische Weise allein erzogen hat, mit »lullabies of blood and hatred« (Wertenbaker 2001: 47), später wie Volumnia seine Entblößung einfordert, um seine Wunden sichtbar zu machen, und ihn schließlich verstößt und an ein anderes Land verliert. Der Wendepunkt in Shakespeares Tragödie ist das Schutzgesuch Volumnias, bei dem sie vor ihrem eigenen Sohn kniet wie Petra Karagy vor Le Britten, der sie als Mutterfigur sieht.⁵

Credible Witness hat das starke Interesse von europäischen Theatern an antiken Tragödien der Asylsuche vorweggenommen, das während der aufgeheizten Debatten über Einwanderung in den 2010er Jahren einen Höhepunkt erreichte, als Aischy-

4 In der antiken Polis galt ein Grundrecht auf religiös oder politisch motivierten Schutz durch die Götter, den die Schutzsuchenden, die Hiketiden, am Altar einfordern konnten. Dabei folgten sie den vom Ritual der Hikesie festgelegten Regeln. Susanne Göddes Studie hat die gestischen und argumentativen Charakteristika der Hikesie im antiken Griechenland auf und jenseits der Bühne umfassend dargestellt (Gödde 2000).

5 Wertenbaker schaltet ihrem Drama außerdem ein Zitat aus Shakespeares Historiendrama *Richard II* vor, das den Schmerz des erzwungenen Exils auf den Punkt bringt: »Then thus I turn me from my country's light / To dwell in solemn shades of endless night« (Wertenbaker 2001: 5).

los' *Schutzfliehende* sowohl in der Originalfassung als auch in den Adaptionen von Elfriede Jelinek in *Die Schutzbefohlenen* (2013–2015) und von David Greig in *The Suppliant Women* (2017) in zahlreichen europäischen Theatern inszeniert wurde, ebenso wie verschiedene Fassungen von Euripides' *Troerinnen*, auf die ich unten genauer eingehen werde.⁶ Wie trägt die Wiederverwendung von antiken Texten, Tragödienelementen, Plotmustern und gestischen Konventionen zur theatrale Plausibilisierung der Schutzbedürftigkeit von Geflüchteten im 21. Jahrhundert bei? Wie kann die »half-remembered language« der antiken Asylsuche heute noch als Plausibilitätsressource dienen? Die aus dem Ritus entstandene theatrale Form der Hikesie hat bis heute eine affizierende Kraft und der Rückgriff auf etablierte Narrative bietet ein Interpretationsmuster für die Gegenwart. Wie Emma Cox in ihrer Studie *Theatre and Migration* argumentiert hat, hat dieser mythopoetische Umgang mit der gegenwärtigen Migrationsproblematik eine politische Dimension:

If theatre of migration can both shape and reflect a society's imaginings of its ›others‹, then these imaginings are always already caught in an echo chamber of archetypal, often heroic, narratives. Certain mythic cornerstones – the painful separation, the journey, the encounter with others, the longing for home and, sometimes, the nostos (homecoming or return) – tend to prevail as far as the emotional legibility of migrant narratives is concerned. To put it another way, we already have a symbolic system by which we recognise (the Latin etymology is ›know again‹) migrants and migration, and this compels our reading of the political present. (Cox 2014: 9)

In Wertebakers Prolog betont Alexander Karagy, die Gegenwart sei »poor« und »flat« (Wertebaker 2011: 9) ohne die bedeutungsstiftende historische Tiefendimension. Im Unterschied dazu ist die Gestik der Hikesie so expressiv, dass ihre Bedeutung emotional lesbar ist auch ohne Kenntnis des kulturellen Erbes, welches der Schutzbitte zusätzlichen Nachdruck verleihen kann.⁷

Zudem wirft der Rückgriff auf die antike Tragödie, die oft als Wiege und Inbegriff der europäischen Demokratie gefeiert wird,⁸ die dringliche Frage auf, wie in aktuellen Asylverfahren mit europäischen Werten umgegangen wird. Dass die

6 S.E. Wilmer (2018: 29–40) diskutiert verschiedene Aufführungen der Schutzbefohlenen in seiner Studie *Performing Statelessness in Europe*.

7 Wie Leah Whittington in ihrer Studie *Renaissance Suppliants* deutlich macht, nutzen bereits die Antike und die Renaissance diese Strategie des Nachdrucks: »The formulaic structures of supplication allow the suppliant to present his situation as a generalizable experience that exerts pressure because it has happened so many times before and will happen so many times in the future« (Whittington 2016: 19).

8 Siehe dazu Margherita Laeras Studie *Reaching Athens: Community, Democracy and Other Mythologies in Adaptations of Greek Tragedy*, die sich mit der dramatischen Neuverhandlung dieser »shared transnational myths throughout the West« auseinandersetzt (Laera 2013: 2).

Schauspielerin der Figur Petra Karagy, Olympia Dukakis, einige Jahre zuvor die Titelrolle in Wertebakers Adaption von Euripides' *Hecuba* gespielt hatte, forcierte in der Uraufführung am Londoner Royal Court Theatre zusätzlich den intertextuellen Bezug zur griechischen Tragödie (Freeman 2008: 61): »Like the Trojan women with Hecuba at their head, these immigrants with Petra as their leader [...] are the test of western democratic ideals and due process of law; their treatment at the hands of the state, like that of the Trojan women, must make the citizens of that state, who are the intended audience, pause« (ebd.: 64).

Die Gestik der Hikesie war bereits auf der antiken Bühne Teil eines komplexen Vorgangs, der die Darlegung der eigenen Lebensgeschichte nach bestimmten formalen Regularien einschloss: Schutzsuchende mussten ihre Identität und Abstammung erklären, die Gründe für ihre Flucht angeben und ihre Schutzbedürftigkeit glaubhaft machen, um bei den Zuhörern Mitleid zu erzeugen, damit sie in die Polis aufgenommen wurden (Gödde 2000: 177). Bei diesem »argumentativen, aber auch mimetisch-expressiven Verfahren«, das auch eine »auf Plausibilität bedachte Beweisführung« im Stil der demokratischen Rhetorik beinhalten konnte, gab es Verhaltensregeln zu beachten (ebd.: 177–178). So ermahnt Danaos seine Schutzsuchenden Töchter in David Greigs Übersetzung von Aischylos' *Suppliant Women*:

If you are challenged then choose your words wisely;
 We're foreign: we must be respectful and meek.
 Tell them the story of why you're in exile,
 Make clear you committed no murder or crime.
 Be demure, keep your eyes low, always be modest,
 Don't utter a word till you're spoken to first,
 Greek people are touchy, they take offence quickly,
 So give way, defer, and always remember
 You're seeking asylum, you must not be bold. (Aeschylos 2017: 16)

Wie Susanne Gödde in ihrer Diskussion der Hikesie im antiken Griechenland deutlich macht, erforderte für die Darstellung der Schutzbitte »Evidenz [...] auch ›Mimesis‹, denn der Schutzfliehende ist aufgerufen, seine Notsituation so anschaulich wie möglich zu demonstrieren. Das Performative der Hikesie-Sprache verdankt sich nicht zuletzt der Verbindung von Körper- und Wortsprache« (Gödde 2000: 45). Die demütige Schutzbitte erfordert also auch den körpersprachlichen Ausdruck der Schutzbedürftigkeit.

Auch *Credible Witness* dreht sich um die Frage, wie Asylsuchende ihre Notlage plausibel vermitteln können; dabei ist die Darbietung ihrer Geschichte eine zentrale Komponente. Der zuständige Sachbearbeiter Le Britten betont, »the challenge of this job is to find the truth of a story and it's a challenge I relish« (Wertebaker 2001: 24). Durch diesen forensischen Zugang und den Titel *Credible Witness* ist das

Publikum zu einer vergleichbaren Plausibilitätsprüfung aufgerufen, die zwar idealiter in der Identifikation der Wahrheit endet, de facto aber immer auf Deutungen angewiesen und so im Bereich der Plausibilität bleibt. Darüber hinaus macht das Drama deutlich, wie Traumatisierungen, Schamgrenzen und Übersetzungsprobleme die Vermittlung der eigenen Geschichte erschweren oder verunmöglichen können, wie also die Gestaltung der eigenen Geschichte als Plausibilitätstechnologie an ihre Grenzen stößt (Eidinow/Ramirez 2016: 44). So kann der aus Algerien geflüchtete Aziz seine Bedrohungslage nur über die Nacherzählung seiner Träume verschlüsselt erzählen, in denen er sich immer wieder mit seinem abgetrennten Kopf konfrontiert sieht. Auch die Somalierin Ameena kann der für das Asylverfahren erforderlichen Gestaltung ihrer Geschichte nicht entsprechen. Sie spricht im ganzen Drama nur wenige Worte, erleidet aber mehrere Panikattacken und Weinkrämpfe. Petra Karagy spricht schließlich für sie, nachdem Ameenas Asylgesuch wegen ihrer »garbled« »story« abgelehnt wurde. Petra bringt Ameena schließlich zur verbalen Offenlegung ihrer Geschichte und der erforderlichen körpersprachlichen Beglaubigung (Wertenbaker 2001: 58): Die Entblößung von Ameenas durch Zigarettenbrandwunden entstellten Körpers plausibilisiert die ebenfalls bruchstückhaft verstümmelte Formulierung ihrer Vergewaltigung und Misshandlung durch mehrere Soldaten. So kann Ameena schrittweise ihre Lebensgeschichte darstellen, die zuvor verfälscht wurde durch falsche Übersetzungen und Ameenas posttraumatische Unfähigkeit, eine kausal geordnete Geschichte zu vermitteln. Petra resümiert die heilende Kraft dieser Erzählung: »Words are like medicine, they taste bad, but they help after. With every English word, you will tell your story more« (ebd.: 61).

Auch in den Szenen, die Alexander Karagy bei seiner Arbeit mit jungen Immigrant:innen in England zeigen, wird die therapeutische Kraft des Wortes und der kollektiven Trauer beschworen. Er übt mit seinen Schützlingen die Ausdrucksform der Klage ein, die ebenfalls durch die antike Tragödie geprägt ist. Im Unterschied zur in Asylverfahren erforderlichen, in sich schlüssigen Geschichte erlaubt die Klage fragmentierte und verdrängte Erinnerungen, Leerstellen und Geheimnisse:

Today, we will cry for Ali, even though his name is not Ali. Ali has forgotten his name. [...] One day Ali will remember his name. And with his name he will remember his home, his friends, the food he liked, the smells of his village, the good times, because history is also the good times. [...] Ali will remember his name, but until then we will cry for him, his lost self, we will cry for Ali. We cry for Ali. (Ebd.: 13)

Henry does remember his name, but he won't tell it to us. Henry's name is all he has left and he is afraid that if he loses that too, he will no longer exist. So we call him Henry. [...] We'll cry for Henry [...]. (Ebd.: 14–15)

Die Klage in der Gemeinschaft lehnt sich an die dramaturgische Situation in *Die Troerinnen* an, wo die Frauen die Klage über ihr Schicksal nach- und miteinander anstimmen und die Trauer über den Verlust ihrer Heimat teilen. Anders als die wortgewaltigen Figuren aus Euripides' Drama müssen Alexander Karagys Schüler:innen jedoch den Ausdruck ihres Leids zunächst erlernen, um sich aus der Sprachlosigkeit befreien zu können.

Credible Witness nutzt Elemente, die typisch geworden sind für das aktuelle Drama der Migration, so die Demonstration der Schutzbedürftigkeit, der Traumatisierung und der Unschuld der Geflohenen. Während der misshandelte Körper als Plausibilitätsressource einsetzbar ist, können psychische Traumatisierungen die narrative Konsistenz und damit die Nachvollziehbarkeit der Leidens- und Fluchtgeschichte stören, obwohl traumatisierende Erfahrungen paradoxerweise zu den kulturellen (und politischen) Erwartungshaltungen an Geflüchtete gehören. Wie Julie Matthews und Kwangssok Chung gezeigt haben, werden in *Credible Witness* glaubwürdige Zeug:innen präsentiert als »products of our own witnessing regimes which demand that refugees and asylum seekers represent themselves with authentically intact ethnic histories, clearly enunciated accounts of violence and trauma, and precise legal documentation so that they may be rightfully ›processed‹ as either ›legal‹ or ›illegal‹ and unmistakably identified as meriting welcome« (Matthews/Chung 2008: 2). Alison Jeffers hat sich mit der dafür erforderlichen Standardisierung der Fluchtgeschichte und ihrer Darbietung auf und jenseits der Bühne in ihrer Studie *Refugees, Theatre and Crisis* beschäftigt. Mit Bezug auf die Flüchtlingskonvention der Vereinten Nationen merkt sie an:

refugees who have crossed several borders and travelled to western states to claim asylum are forced to play the role of ›Convention refugees‹ [...]. In the course of arguing their case as ›Convention refugees‹ they become enmeshed in bureaucratic performance whereby they become *conventional refugees*, those who conform to cultural expectations of refugees, particularly in relation to suffering. (2012: 17; Herv. i.O.)

Im Handbuch des UN-Flüchtlingskommissariats wird eingeräumt, dass Flüchtlinge nicht jeden Aspekt ihrer Lebensgeschichte beweisen können und daher mit einem »benefit of the doubt« beurteilt werden sollten – allerdings nur, wenn die Asylprüfenden von der »general credibility« des Asylsuchenden überzeugt sind und der Fluchtbericht zusammenhängend, plausibel und in Übereinstimmung mit bekannten Fakten gestaltet ist (Millbank 2009: 5). Auch Agnes Woolley hat diesen Vorgang der Standardisierung von Fluchtgeschichten untersucht als eine Idealisierung, die die Parameter für die Artikulation des Fluchterlebnisses setzt. Sie macht deutlich, dass die Annahme einer zu entdeckenden Wahrheit nicht nur juristische, sondern auch literarische Darstellungen von Asylsuche prägt, die sich daher insbesondere

um die Frage nach der Aufrichtigkeit und Authentizität der ›asylum story‹ drehen (Woolley 2017: 378–379). *Credible Witness* beleuchtet also die Verfahrensweisen der Migrationsbürokratie, die eine ihren Plausibilitätskriterien gemäße Darstellung der Fluchtgeschichte einfordert und damit zur Standardisierung im Sinne einer Gattungsbildung und Darstellungskonvention führt, die Jeffers »bureaucratic performance of refugeeness« nennt (Jeffers 2012: 86, siehe auch Wake 2013: 109). Hier geht es nicht allein um die Plausibilität der Geschichte, sondern auch um deren eingeübte überzeugende Darstellung, »a credible performance, convincing in the telling as well as in the construction« (Jeffers 2012: 30; Herv. i.O.).

Auch wegen dieser den Asylverfahren inhärenten Darstellungskonvention ist das Theater zu einem wichtigen Forum der Aushandlung von Plausibilitäten im Migrationsdiskurs geworden. Der Fall von Alexander Karagy in *Credible Witness* zeigt, wie leicht diese Darstellung misslingen kann. Da die griechischen Behörden seinen Ausweis eingezogen hatten, ist er mit falschem Ausweis nach England geflohen und verstrickt sich schnell in damit zusammenhängende Lügen statt sich ›in eine Position der Legitimität zu erzählen‹ (Woolley 2017: 380):

I had only the false passport. I'd pretended I didn't know any English because I was nervous and I thought an interpreter would help. That was two lies – you'd told me the English don't forgive lies. The embassy man misinterpreted everything I said to the official. It made me unsure, hearing it in another language, but so different – I became confused. They didn't want to believe I was beaten by the police, they asked how many, details. I couldn't say for sure. Two – three – When no one believes you, you begin to doubt yourself. I tried to say why they were against my history of Macedonia, but the embassy man laughed and said since when had the Greeks been afraid of history? Then in Greek he asked who I was working for. I became angry. He told the official I seemed hysterical, I remember the word, hysterical – I thought I was going to be sent back then, I was wet with fear, but the official referred the case and I started crying. I was humiliated. (Wertenbaker 2001: 45)

Karagys Bericht betont, dass Plausibilität intersubjektiv hergestellt wird, und dass das Misstrauen der Zuhörer seine Darstellung erschwerte. Wertenbaker macht diese Relationalität der Glaubwürdigkeit bereits in ihrem Titel deutlich, da ›credible‹ grammatikalisch zwar eine Eigenschaft des Zeugen ist, diese Eigenschaft aber nur von einer beurteilenden Instanz zugesprochen werden kann. Wie Jenni Millbank in ihrer Untersuchung des ›credibility assessment‹ in Asylverfahren mehrerer englischsprachiger Länder herausgestellt hat, entscheiden die zuständigen Akteure auf der Basis von Beweisen, Instinkten und Emotionen, ob sie der präsentierten Fluchtgeschichte Glauben schenken (Millbank 2009: 5; siehe dazu auch den Beitrag von Judith BEYER). Das dialogische Prinzip in der Herstellung von Plausibilität wird in Asylverfahren jedoch selten anerkannt. Vielmehr wird der englischsprachige Aus-

druck ›ring of truth‹ häufig verwandt, um die aktive und subjektive Rolle der Asylprüfenden zu verbergen und stattdessen den scheinbar objektiven Wahrheitsanspruch der Lebensgeschichte zu betonen:

This notion of truth as objective and discoverable by a decision-maker who is a fact ›finder‹ – rather than, say, a probability estimator, one who knows that their state of knowledge can only ever be imperfect and who weighs various possibilities and decides to give or withhold the benefit of the doubt – is surprisingly prevalent given the well-known vicissitudes of proof in the refugee context. (Ebd.: 5)

Insbesondere die Plausibilitätsprüfung in Asylverfahren beruht jedoch häufig nicht auf Beweisen, sondern auf Wahrscheinlichkeitsannahmen und Spekulationen der Asylprüfenden, die beispielsweise durch einen kulturellen *bias* fehlgeleitet sein können (ebd.: 17, 32; siehe auch Thomas 2006). Millbank zitiert die pointierte Einlassung von Earl Russell in einer Debatte im britischen Oberhaus im April 2004 zur Asyl- und Immigrationsgesetzgebung, die die intersubjektive und interkulturelle Konstruktion von Glaubwürdigkeit verdeutlicht: »Credibility is a way by which the interviewer is able to express his ignorance of the world. What he finds incredible is what surprises him« (Lords Hansard Text und Millbank 2009: 21).

Die Ko-Produktion von Plausibilität kennzeichnet grundsätzlich das dokumentarische Theater, in dem das Publikum die Echtheit der präsentierten Dokumente prüft (Reinelt 2009: 10). Indem *Credible Witness* diese Anordnung nicht wiederholt, sondern inspiriert von Zeugenberichten eine fiktionalisierte Handlung entwickelt, kann es diesen forensischen Zugang kritisch reflektieren. So hat Woolley in ihrer Studie *Contemporary Asylum Narratives* ausgeführt: »it is precisely because they reject a docudramatic approach that [Kay] Adshead [in her play *The Bogus Woman* of the same year] and Wertebaker succeed in drawing attention to the iniquities of the asylum adjudication system which [...] depends on the possibility of uncovering a historically accurate version of events« (Woolley 2014: 120). Statt den Fokus auf empirische Wahrheiten zu legen, geht es Wertebaker um die Interpretation von Narrativen, die auch Ambiguitäten und Ambivalenzen enthalten können (ebd.: 122). Dennoch wurde die Uraufführung von *Credible Witness* vor allem im Hinblick auf die zugrundeliegende Recherchearbeit beworben in einem Materialpaket des Royal Court Theatre zu Geflüchteten in Großbritannien. Die Aufführung wurde auch in diesem Plausibilitätsregister rezensiert, wie Beschwerden über die zu mythropoetische und damit vermeintlich realitätsferne Methode Wertebakers zeigen (ebd. 121).

Die Verknüpfung von Schuldlosigkeit und Schutzbedürftigkeit, die in *Credible Witness* im Fall des Vergewaltigungsopfers Ameena eingelöst, im Fall Karagys aber verkompliziert wird, ist problematisch für die damit im Zusammenhang stehenden kulturellen *master narratives*, wie Cox in ihren Überlegungen zur »politics of inno-

cence« im aktuellen Migrationsdrama deutlich gemacht hat: »the trouble with pegging deservingness of humanitarian protection to moral innocence is that it turns an ethical relation into a value judgement, often rendering advocates unable to acknowledge the complexity of asylum seekers, their occasional duplicity, much less their recourse to reckless violence« (Cox 2016: 213–214). Für die theatrale Plausibilität bedeutet dies, dass über die Schlüssigkeit des Asylgesuchs hinaus die Glaubwürdigkeit der um Schutz bittenden Person auf dem Spiel steht, und dass diese Glaubwürdigkeit an moralische Integrität geknüpft ist. Dies führt dazu, dass das Publikum im juristischen Sinne der dargestellten Geschichte glauben soll, weil sie angemessen wahrscheinlich ist und durch andere Berichte bestätigt wird. Darüber hinaus soll es auch *an* die Geflohenen glauben in »pre-emptive belief«, »meaning belief of and in asylum seekers that is more akin to faith, or conviction emerging foremost from emotional alliance« (Cox 2016: 216). Dieser Glauben ist politisiert, da er sich speist aus den ideologisch-politischen Überzeugungen des Publikums (ebd.). Diese Doppelkonfigurierung von *belief* und *faith*, von als plausibel akzeptieren und glauben an, macht den Unterschied zwischen juristischer Glaubwürdigkeit und theatrale Plausibilisierung von Glaubwürdigkeit deutlich, die sich viel stärker auf Affekte und politische Überzeugungen stützt, und die im Moment der Aufführung zu einer Stärkung des Konsensgefühls innerhalb des Publikums führen kann, das für die »Applauswürdigkeit« zentral ist. Wie das *Historische Wörterbuch der Rhetorik* vermerkt, ist Plausibilität »stets mit dem gemeinsamen Urteil des jeweiligen Auditoriums verbunden. Ein Argument ist für ein Auditorium plausibel, wenn dasselbe Auditorium in einem ähnlichen Fall dem Argument bereits zugestimmt hat« (Stuedel-Günther 1992: 1282). Dieser »ähnliche Fall« kann sowohl außerhalb des Theaters als auch in früheren Aufführungs- oder Leseerlebnissen stattgefunden haben und sich somit auch auf die Tradition des *theatre of displacement* beziehen, die Wertebaker reaktiviert.

Theatrale Zeugenschaft als »mimetic witnessing« (Wake 2013: 120) folgt damit anderen Plausibilitätskriterien als die Migrationsbürokratie und -rechtsprechung und bedeutet eine spezifische Intervention im öffentlichen Diskurs. Zum Zeitpunkt, in dem *Credible Witness* uraufgeführt wurde, war der Diskurs in Großbritannien von Misstrauen gegenüber Geflüchteten geprägt, von einer »wider »culture of disbelief« [...], where those seeking asylum are often greeted with suspicion, distrust, and incredulity towards their life-stories« (Gibson 2013: 2). Dieses Misstrauen war Teil einer in mehreren europäischen Ländern von rechten politischen Parteien und Medien propagierten *master narrative* der Überforderung durch Immigration. Laut Umfragen in den frühen 2000er Jahren in Nordirland und Großbritannien glaubte die Mehrzahl der Befragten, das Vereinigte Königreich beherberge zwischen 23 und 31 Prozent der weltweit Geflüchteten, während es tatsächlich weniger als zwei Prozent waren (Jeffers 2012: 25). Zu dieser Behauptung einer Bedrohung gehören auch rhetorische Taktiken der Plausibilisierung, wie etwa die »sticky metaphor« des »Flüchtlingsstroms« (Jeffers 2012), die auch in der gegenwärtigen Situation den

öffentlichen Diskurs prägt, die Assoziation von muslimischen Asylsuchenden mit Terroristen, und insgesamt die Rahmung der Migrationsdebatten als Ausdruck einer ›Migrationskrise‹.⁹

Als Intervention gegen diese Verdachtskultur und das sich etablierende kulturelle Narrativ der Überforderung setzte Wertebaker ihre theatrale Plausibilisierung der Bedürftigkeit von Geflüchteten, die zur Verstärkung antike Formen reaktivierte, die emotionale Affizierung des Publikums nutzte und an die moralische Solidarität mit Geflüchteten appellierte. Die Reaktionen auf die Uraufführung belegen diese Kultur des Misstrauens, weil mehrere Rezensenten überrascht waren, dass Asylsuchende als »so obviously decent and deserving« dargestellt wurden und es als ›unwahrscheinlich‹ bezeichneten, dass sie alle einen Anspruch auf Asyl haben (Bush 2013: 219). Zugleich reflektiert *Credible Witness* kritisch, welche Narrative und Personen unter welchen Bedingungen als glaubhaft eingestuft werden.

The Trojans: Dokumentarisches Theater, Empathie und die Politik der Unschuld

Seit Mitte der 2010er Jahren lässt sich eine starke Polarisierung im öffentlichen europäischen Migrationsdiskurs beobachten, in dem Empathie und Fürsorge im Rahmen der ›Willkommenskultur‹ gegen Ängste vor Überfremdung, Parallelgesellschaften, scheiternder Integration und Belastungen des Sozialsystems stehen. In Großbritannien spielte die Migrationsfrage eine wichtige Rolle in der Abstimmung über den Austritt aus der EU und es kam zu einer Zunahme von fremdenfeindlicher Gewalt.

In diesem Kontext hat das Kollektiv *The Trojan Women Project* seit 2013 in Jordanien und Großbritannien eine Reihe von Workshops und Inszenierungen mit syrischen Geflüchteten erarbeitet, darunter mehrere Adaptionen von Euripides' *Troerinnen*. Für eine Untersuchung theatraler Plausibilität im Drama der Migration ist Euripides' Tragödie auch insofern interessant, als dass sie nicht nur für ihre exzessive Dichte von Klagen berühmt wurde, sondern auch von einem rhetorischen Interesse an Fragen der Plausibilitätserzeugung geprägt ist (Hall 2009: xviii). Die Adaption *The Trojans*, die 2018–2019 mit syrischen Geflüchteten in Glasgow entwickelt wurde, verhandelt die bereits in *Credible Witness* dargestellten Konflikte neu. Auf der Grundlage der Berichte der beteiligten Geflüchteten hat Mariem Omari mit Übersetzungen von Alaa Saloum und Sanaa Mohammad Al Froukh die Textfassung von *The Trojans* erstellt, die in der Inszenierung von Victoria Beesley 2019 beim Edinburgh Festival

9 Siehe Jeffers 2012: 25–29 zu »sticky metaphors« wie der apokalyptischen Überflutung oder militärischen Metaphern der Grenzverteidigung. Zum polyvalenten Begriff der ›Krise‹ siehe auch Cox/Wake 2013: 140–141.

uraufgeführt und 2020 als Film dieser Aufführung im Rahmen des Edinburgh International Culture Summit gezeigt wurde.

Auch in dieser Adaption wird die Glaubwürdigkeit des *verbatim theatre* verstärkt durch den antiken Text als Plausibilitätsressource. Die Aufführung bringt Textpassagen aus Euripides' Tragödie mit den Lebensgeschichten der Geflüchteten zusammen, die sie selbst sprechen, größtenteils auf Arabisch mit englischen Übertiteln; beide Textsorten werden abwechselnd von individuellen Darsteller:innen und chorisches gesprochen. Das Projekt steht im Zusammenhang mit einer Bearbeitung von *Die Troerinnen* in einem jordanischen Flüchtlingslager durch die Autoren und Regisseure Mohammad Al Attar und Omar Abusaada im Jahr 2013, die 2014 auch *Antigone of Shatila* im Libanon und 2017 *Iphigenie* in Berlin mit aus Syrien geflohenen Frauen erarbeitet haben. In *The Trojans* ersparen die Berichte aus Syrien dem Publikum keine grausamen Details und wiederholt müssen die Darstellenden in der filmisch dokumentierten Aufführung ihre Rede unterbrechen, weil sie ihre Tränen nicht zurückhalten können. *The Trojans* betont damit das Authentizitätsregister der nicht nur mimetischen, sondern tatsächlichen Zeugenschaft auf der Bühne, was das Publikum zu einer »empathy operation« einlädt, wie Liz Tomlin in ihrer Diskussion des verwandten Projektes *Queens of Syria* argumentiert hat (Tomlin 2019: 129), einer Adaption der *Troerinnen* durch die gleiche Projektgruppe, die 2016 auf einer Tour durch das Vereinigte Königreich gezeigt wurde.

Die Frage der moralischen Integrität, die die Glaubhaftigkeit der Schutzbedürftigen steigern soll, wird relativ zu Beginn von *The Trojans* thematisiert. Die dem syrischen Bürgerkrieg Entflohenen sind keine homogene Gruppe, sondern gehören möglicherweise verfeindeten Parteien an. Als ein junger Mann auf der Bühne seinen Bericht beginnen will mit »I was opposed to«, wird er von einem älteren Mann unterbrochen mit: »Stop, don't speak. [...] You are too political, you must take the middle ground« (*The Trojans* 2021: min. 14). Hier wird also dezidiert dazu aufgefordert, das Agon, das die griechische Tragödie ausmacht und in *Die Troerinnen* durch das Aufeinandertreffen von Griechen und Trojanerinnen ausgestaltet ist, zu unterbinden, und zwar zugunsten der gemeinsamen Klage. In der Eingangspassage zitiert der Chor der Geflüchteten Euripides' Aufruf zum »funeral dirge accompanied by tears« (ebd.: min. 4, vgl. Euripides 2009: 513). Im Sinne der geteilten Klage wird auch der beginnende Konflikt gelöst, als ein Dritter vermittelt:

Man 3: He is not speaking about being pro-regime or not. Just why he left our country, what happened to him and why he came to Scotland.

Man 2: There is no point talking about politics. Nothing will change. No one can do anything to improve the situation in our country.

Woman 1: We are conveying a message to our Scottish audience. The cause of

the people, the suffering of the people.

Man 2: Why we came here as refugees.

Man 3: If we try to move the audience, will that benefit us or benefit our cause? [...] The lives of eighty percent of the people here are in danger if they go back to Syria. So if you do not convey this message, then the Scottish people may think there are many people who are more deserving than us of a safe home here in Scotland.

Woman 2: Let's not talk about the regime... Let's just say there was a war. [...] We are only upset about the war, no matter to which side we belong. (14–15)

Die Aufführung definiert sich in diesem metatheatralen Dialog explizit als Versuch, das Publikum emotional und intellektuell vom eigenen Leid und der eigenen Gefährdung zu überzeugen, durchaus im Bewusstsein, dass dies im Wettbewerb mit anderen Schutzsuchenden zu sehen ist, die ebenfalls auf ein »safe home« in Schottland hoffen. Der politische Konflikt wird ersetzt durch die gemeinsame Klage über die Kriegszerstörungen. Durch die Folie des trojanischen Krieges wird zusätzlich die Allgemeingültigkeit der Kriegserfahrung, des Verlustes der Heimat, der Familie, der Freunde und Nachbarn sowie der Kindheit und Jugend betont. Wie im zitierten Dialog deutlich wird, geht es um »a war«, nicht speziell um die Umstände des syrischen Bürgerkrieges, in dem Täter und Opfer, Verfolger und Verfolgte, nicht immer leicht zu unterscheiden sind. Der Fokus auf das persönliche Leid statt auf die politische Zugehörigkeit und Agenda soll die Identifikation des Publikums erleichtern, weil sie den »pre-emptive belief«, den »Glauben an« die Integrität der Geflüchteten nicht stört: die Darsteller:innen begegnen dem Publikum als trauernde Väter, Mütter, Töchter, Söhne und Geschwister, nicht als Regimekritiker oder -anhänger. Tomlin hat darauf hingewiesen, dass Publikumsreaktionen im politischen Theater nicht steuerbar sind, dass beispielsweise direkte Appelle wie die oben erwähnten auch zu einer ablehnenden oder kritischen Haltung führen können (Tomlin 2019: 1). Betrachtet aus der Perspektive der Theatermacher:innen legt der Dialog das ästhetische und politische Anliegen offen und macht deutlich, welche dramaturgischen Auswirkungen die »politics of innocence« (Cox 2016) hat. Die Darstellung von Geflüchteten auf der Bühne folgt der Erwartung von unschuldiger Schutzbedürftigkeit: »They are unlikely to be permitted complex, objectionable, discrepant or self-interested motivations or behaviours that would identify them as human characters as opposed to political case studies. The stakes of complicating the politicized figure of the refugee in theatre are high« (Cox 2016: 230), weil es um eine Intervention in einen kontroversen öffentlichen Diskurs geht.

Die Textbausteine aus *Die Troerinnen* werden meist als abstrahierend-kommentierende Chorpasagen, die den Verlust der Heimat beklagen, zwischen die Zeugenberichte der Geflüchteten geschaltet. Einige der Passagen werden aber auch auf sehr emotionale Weise individuell auf Arabisch vorgetragen. Zu den stärksten Momenten der Aufführung gehört eine Szene, in der eine syrische Frau die Worte der auch im wörtlichen Sinne gestürzten trojanischen Königin Hekuba spricht: »Let me stay here. Let me lie on the ground. The body knows its proper place. It's here on the ground. Because of what I have suffered. Because of what I am suffering. And because of what I am about to suffer. This is the rightful place« (*The Trojans* 2021: min. 29, vgl. Euripides 2009: 468–471). Während Hekuba hier ihrem Leid Ausdruck gibt und ihrem Unwillen, Troja zu verlassen, re-interpretiert *The Trojans* die Klage als Anspruch einer erschöpften Geflüchteten, die wegen ihres vergangenen, aktuellen und zukünftigen Leides schottischen Boden auf Arabisch als ihren »rightful place« reklamiert. Die Klage der entmachteten, trauernden Königin wird hier umgedeutet als Formel der Schutzbitte einer Asylsuchenden.

Im siebenminütigen Video »The Trojans – on Location«, das auf der Webseite des Projektes gezeigt wird, präsentiert die Geflüchtete diese Rede Hekubas auf einem schottischen Friedhof, was den Asylanspruch in einem sakralen Bereich, wie in der antiken Hikesie, noch verstärkt (Ginsborg 2019: min. 2–4). Allerdings macht die Wiederholung des Monologs in einem anderen Setting und Medium auch das Paradox des dokumentarischen Theaters deutlich, das sich einerseits auf die Authentizität des Zeugenberichts und das damit verbundene Leid beruft, andererseits aber die Zeug:innen zu Schauspieler:innen ihrer selbst macht. Während Sanaa Mohammad Al Frouk im Video ihren Bericht des Abschiedes vom zurückbleibenden Vater fast mechanisch vorträgt, als erinnere sie sich nur mühsam an die korrekten englischen Worte, spricht sie ihn in der Bühnenfassung viel emotionaler. Die Geflüchtete, die Hekubas Rede auf Arabisch vorträgt, weint sowohl in der Bühnen- also auch in der Filmfassung »The Trojans – on Location«, allerdings wirkt ihre expressive Gestik in der intimen Szene auf dem Friedhof, bei der sie nicht für ein großes anwesendes Publikum vorträgt, fast übertrieben theatral. Diese Unterschiede der Darstellungen und Medien bringt das von S.E. Wilmer beschriebene Paradox der Selbstdarstellung auf den Punkt: »The better the craft of the refugee actor, the more effective might be the delivery, but ironically the less authentic the story might seem. However, if the actors are clumsy and stumble over their words, the presentation might seem less effective dramatically but more authentic« (Wilmer 2018: 92). Die Vermittlung über den antiken Text, der einen indirekten Ausdruck des eigenen Leids ermöglicht, bietet einen dritten Weg, weil er auf eine dezidiert theatrale und nicht primär dokumentarische Plausibilität zielt. Zudem erlaubt die Vermittlung des eigenen Leides über die Reflexion des antiken Textes eine komplexere Reaktion des Publikums als die Präsentation der eigenen Geschichte durch die Betroffenen selbst. Wie Tomlin im Rückgriff auf Lilie Chouliarakis Konzept der »agonistic solidarity« argumentiert

hat, erlaubt die Auseinandersetzung zwischen Schauspieler:in und Publikum über die dargestellte Figur Raum sowohl für Empathie als auch für Kritik an der dargestellten Perspektive. Im Unterschied dazu zielt die direkte Präsentation des eigenen Leides vor allem auf Empathie, also auf eine affektive statt reflektierende Reaktion (Tomlin 2019: 147).

Nicht nur die Aufführung, auch die langwierigen Schreib- und Probenarbeiten, die Geflüchtete und freiwillige Glasgower:innen zusammengebracht hat und therapeutische Workshops, Sprachkurse sowie Kinderbetreuung einschloss, hatte das Ziel, zwischen den Geflüchteten und den Ansässigen zu vermitteln. Wie die Webseite des Projektes expliziert, war das Ziel »to build links between Syrians newly arrived in Scotland and local communities; to allow Syrians who have found a haven in Scotland to work through their depression, isolation and trauma. We are also creating a stunning new piece of theatre which will bring home to the audience the reality of what it means to flee war, and arrive in a strange land« (Eagar 2021). Es mag ein Beleg für den Erfolg dieses Projektes sein, aber es ist auch ein weiterer strategischer Appell an das schottische Publikum, dass es als wohlwollend inszeniert wird, als bereit, die Plausibilität des Dargestellten anzuerkennen. Am Ende der Aufführung beschreiben die Geflüchteten ihre Erfahrungen in Schottland als durchweg positiv, als erleichternd und befreiend. Der zu Beginn zum Schweigen gebrachte Syrer wendet sich auf Arabisch an das Publikum: »I thank God I came to this country. It is very beautiful, and the people are friendly. [...] I used to wish I was dead, even when I first arrived here in Scotland. I felt life had no value. [...] I am amazed with the people here. I thought they might be racist towards us. But I have been in situations where I am in tears. Are these people truly this kind? Is it possible?« (50). Anschließend bedankt er sich mehrfach in gebrochenem Englisch bei den Schott:innen. Die Geflüchteten bringen Pflanzen auf die sonst karge, abstrakte Bühne und eine Gruppe von Kindern läuft schließlich fröhlich zu ihren Eltern, was die utopisch-paradiesische Stimmung noch verstärkt, die als hoffnungsvoller Schlusspunkt gesetzt wird, ganz anders als in Euripides' Tragödie, in der am Ende die Trojanerinnen als Sklavinnen deportiert werden und sich bereits weitere tödliche Konflikte bei der Rückkehr der Griechen abzeichnen.

The Trojans verlässt also hier die Gattungskonventionen der Tragödie, deren dramaturgische Konstruktion auf die Erregung von Furcht und Mitleid im Publikum und die Plausibilisierung der finalen Katastrophe abzielt. Während *The Trojans* an die emotionale Kraft der antiken Tragödie anschließt, indem die Aufführung insbesondere das in Euripides' *Die Troerinnen* prominente tragische Element der Klage nutzt, lässt das Finale der Aufführung die tragische Dramaturgie hinter sich. Das Ende von *The Trojans* inszeniert die Vision eines gegliückten, friedlichen und freudvollen Zusammenlebens zwischen Schott:innen und syrischen Immigrant:innen und antizipiert sowohl die Überwindung der Trauer als auch die Möglichkeit einer Rückkehr nach Syrien und den Wiederaufbau der Heimat. Insofern »genres create effects of

reality and truth, authority and plausibility, which are central to the different ways the world is understood« (Frow 2006: 2), ist diese Transformation der Tragödie zentral für die gesellschaftlichen Anliegen von *The Trojans*.

Dass sich schließlich nach der Aufführung Darsteller:innen und Publikum gegenseitig Applaus spenden, bekräftigt die doppelte Plausibilitätsinszenierung der *Trojans*, die sowohl die Geflüchteten depolitisiert, um den Glauben an ihre Schutzbedürftigkeit und Integrität zu steigern, also auch das Publikum als ein wohlwollendes, willkommen heißendes figuriert. Hier wird besonders deutlich, dass es sich bei dokumentarischem Theater um eine »manipulative art form« (Wilmer 2018: 94) handelt, die das Publikum von einem bestimmten Standpunkt überzeugen will. Da davon auszugehen ist, dass ein Theaterabend von syrischen Geflüchteten, der als »Intimate...moving...startling« beworben wurde (zit. in *The Trojans*), vor allem ein Publikum anzog, das bereits vor der Aufführung wohlwollend gegenüber Geflüchteten war, ist das Projekt vor allem als Verstärkung der politischen Überzeugung einer bestimmten Gruppe im polarisierten öffentlichen Diskurs zu verstehen, als affektive Affirmation einer Willkommenskultur. Migrationskritiker sind »the ›other others‹«, wie Tomlin für *Queens of Syria* argumentiert hat (Tomlin 2019: 130), die aus dieser Plausibilitätsübung ausgeblendet bleiben und von den Geflüchteten nicht thematisiert werden.

Schlussbemerkung: Theatrale Plausibilisierungstechniken

Der Vergleich von *Credible Witness*, uraufgeführt zu Beginn des 21. Jahrhunderts, und dem aktuellen Projekt *The Trojans* aus den Jahren 2019/20 zeigt ein Spektrum von theatralen Plausibilisierungstechniken im britischen Gegenwartsdrama der Migration, zu denen auch die selbstreferentielle Reflexion über kulturelle Plausibilisierungsverfahren gehört. Indem *The Trojans*, an die Tradition des dokumentarischen Theaters anknüpfend, Geflüchtete auf der Bühne von ihren Erfahrungen berichten lässt, bedient es sich des Authentizitätsregisters der tatsächlichen Zeugschaft, verkompliziert diesen Anspruch aber durch die partielle Transformation von Zeug:innen zu Schauspieler:innen. Da die Zeugenberichte mit Fragmenten aus Euripides' Tragödie *Die Troerinnen* assembliert werden, schließt die Aufführung zugleich an die Tradition des Jahrtausende umfassenden europäischen Dramas der Migration an und nutzt die antike Folie als zusätzliche Plausibilitätsressource. Die direkte Publikumsadressierung und die Inszenierung des Publikums als wohlmeinende, empathische Gastgeber:innen, denen die Geflüchteten am Ende Applaus spenden und sie so als »plausibel« einstufen, ist ein weiteres wichtiges Charakteristikum von *The Trojans*. Timberlake Wertebakers *Credible Witness* verortet sich ebenfalls zwischen dokumentarischem und fiktionalem Drama, zwischen einem direkten Gegenwartsbezug und einem mythopoetischen Interesse an der Vergan-

genheit, um einen Beitrag zur soziokulturellen Verhandlung von Glaubwürdigkeitsfragen in Bezug auf Immigration und Asylsuche zu leisten. Beide Aufführungen verstehen sich als Intervention in einer Kultur des Misstrauens, die geprägt ist von einer Rhetorik der Überflutung, Überfremdung und Überforderung. Indem sie das Leid der Geflüchteten veranschaulichen, ihnen Raum und Zeit geben, ihre Fluchtgeschichten rhetorisch und körpersprachlich darzustellen und an das Mitgefühl des Publikums zu appellieren, machen sie einen sonst nicht in der Öffentlichkeit und unter Zeitdruck stattfindenden Vorgang öffentlich. Dabei reflektieren beide Aufführungen auch die inhärenten Problematiken, etwa, dass Traumatisierungen einer überzeugenden Darlegung entgegenstehen können und dass Fluchtgeschichten konventionalisiert werden müssen, um migrationsbürokratischen Mustern, aber auch kulturellen und moralischen Erwartungen an ›unschuldige‹ Schutzbedürftige zu entsprechen. Indem sie die Einübung einer plausiblen Darstellung der Geflüchteten kritisch beleuchten, zeigen sie Spannungen im aktuellen Drama der Migration auf.

Literaturverzeichnis

Primärquellen

- Aeschylus (2017): *The Suppliant Women*. In a Version by David Greig, London: Faber & Faber.
- Euripides (2009): »The Trojan Women«, in: Euripides: *The Trojan Women and Other Plays*. A New Translation by James Morwood, Oxford: Oxford University Press, S. 38–75.
- Ginsborg, Charlotte (2019): »The Trojans – on Location«, in: *The Trojan Women Project*, <https://www.trojanwomenproject.org>
- The Trojans (2021). *Theatrical Performance Film* Edinburgh Festival, in: Vimeo, R: Victoria Beesle, hochgeladen von Charlotte Eagar, <https://vimeo.com/ondemand/thetrojans> vom 16.02.2021.
- Wertenbaker, Timberlake (2001): *Credible Witness*, London: Faber & Faber.

Sekundärquellen

- Bakewell, Geoffrey W. (2013): *Aeschylus's Suppliant Women. The Tragedy of Immigration*, Madison: The University of Wisconsin Press.
- Bush, Sophie (2013): *The Theatre of Timberlake Wertenbaker*, London: Bloomsbury Methuen Drama.
- Cox, Emma (2014): *Theatre & Migration*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.

- Cox, Emma (2016): »The Politics of Innocence«, in: Louise LePage/Siân Adiseshiah (Hg.), *Twenty-First Century Drama. What Happens Now*, London: Palgrave Macmillan, S. 213–235.
- Cox, Emma/Wake, Caroline (2018): »Envisioning Asylum/Engendering Crisis. Or, Performance and Forced Migration 10 Years On«, in: *Research in Drama Education. The Journal of Applied Theatre and Performance* 23:2, S. 137–147.
- Eagar, Charlotte (2021): »The Trojans, Theatrical Performance Film Edinburgh Festival«, in: Vimeo. <https://vimeo.com/ondemand/thetrojans> vom 16.02.2021.
- Eidinow, Esther/Ramirez, Rafael (2016): »The Aesthetics of Story-Telling as a Technology of the Plausible«, in: *Futures. The Journal of Policy, Planning and Futures Studies* 84, S. 43–49.
- Forsyth, Alison/Megson, Chris, Hg. (2009): *Get Real. Documentary Theatre Past and Present*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Freeman, Sara (2008): »Group Tragedy and Diaspora. New and Old Histories of Exile and Family in Wertebaker's *Hecuba* and *Credible Witness*«, in: Maya E. Roth/Sara Freeman (Hg.), *International Dramaturgy. Translation & Transformations in the Theatre of Timberlake Wertebaker*, Brüssel: Peter Lang, S. 61–75.
- Frow, John (2006): *Genre*, London: Routledge.
- Gibson, Sarah (2013): »Testimony in a Culture of Disbelief. Asylum Hearings and the Impossibility of Bearing Witness«, in: *Journal for Cultural Research* 17:1, S. 1–20.
- Gödde, Susanne (2000): *Das Drama der Hikesie. Ritual und Rhetorik in Aischylos' Hiketiden*, Münster: Aschendorff.
- Grethlein, Jonas (2003): *Asyl und Athen. Die Konstruktion kollektiver Identität in der griechischen Tragödie*, Stuttgart: Metzler.
- Hall, Edith (2010): *Greek Tragedy. Suffering Under the Sun*, Oxford: Oxford University Press.
- Hall, Edith (2009): »Introduction«, in: Euripides, *The Trojan Women and Other Plays. A New Translation by James Morwood*, Oxford: Oxford University Press, S. ix–xlii.
- Jeffers, Alison (2012): *Refugees, Theatre and Crisis. Performing Global Identities*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Laera, Margherita (2013): *Reaching Athens. Community, Democracy and Other Mythologies in Adaptations of Greek Tragedy*, Oxford: Peter Lang.
- »Lords Hansard Text for 5 Apr 2004«, in: UK Parliament, <https://publications.parliament.uk/pa/ld200304/ldhansrd/v0040405/text/40405-22.htm>
- Matthews, Julie/Chung, Kwangsook (2008): »Credible Witness. Identity, Refuge and Hospitality«, in: *Borderlands e-journal* 7:3, S. 1–15.
- Menke, Bettine/Vogel, Juliane (2018): »Das Theater als transitorischer Raum. Einleitende Bemerkungen zum Verhältnis von Flucht und Szene«, in: Bettine Menke/Juliane Vogel (Hg.), *Flucht und Szene. Perspektiven und Formen eines Theaters der Fliehenden*, Berlin: Theater der Zeit, S. 7–23.

- Millbank, Jenni (2009): »The Ring of Truth«. A Case Study of Credibility Assessment in Particular Social Group Refugee Determinations«, in: *International Journal of Refugee Law* 21:1, S. 1–33.
- Reinelt, Janelle (2009): »The Promise of Documentary«, in: Alison Forsyth/Chris Megson (Hg.), *Get Real. Documentary Theatre Past and Present*, Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 6–23.
- Stuart Fisher, Amanda (2020): *Performing the Testimonial. Rethinking Verbatim Dramaturgies*, Manchester: Manchester University Press.
- »The 1951 Refugee Convention«, in: UNHCR. The UN Refugee Agency, <https://www.unhcr.org/1951-refugee-convention.html>
- »The Trojans at the Edinburgh International Culture Summit«, in: The Trojan Women Project, <https://www.trojanwomenproject.org/copy-of-glasgow-black-comedy-drama->
- Thomas, Robert (2006): »Assessing the Credibility of Asylum Claims. EU and UK Approaches Examined«, in: *European Journal of Migration and Law* 8, S. 79–96.
- Tomlin, Liz (2019): *Political Dramaturgies and Theatre Spectatorship. Provocations for Change*, London: Methuen.
- Steudel-Günther, Andrea (1992): »Plausibilität«, in: Gert Ueding/Gregor Kalivoda (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Berlin: de Gruyter, S. 1282–1285.
- Wake, Caroline (2013): »To Witness Mimesis. The Politics, Ethics, and Aesthetics of Testimonial Theatre in *Through the Wire*«, in: *Modern Drama* 56:1, S. 102–125.
- Wald, Christina (2018): »»And Here Remain With Your Uncertainty«. Paradoxien des Raumes in Shakespeares Hikesie-Tragödie *Coriolanus*«, in: Bettine Menke/Juliane Vogel (Hg.), *Flucht und Szene. Perspektiven und Formen eines Theaters der Fliehenden*, Berlin: Theater der Zeit, S. 140–166.
- Whittington, Leah (2016): *Renaissance Suppliants. Poetry, Antiquity, Reconciliation*, Oxford: Oxford University Press.
- Wilmer, Stephen E. (2018): *Performing Statelessness in Europe*, Cham: Palgrave Macmillan.
- Woolley, Agnes (2014): *Contemporary Asylum Narratives. Representing Refugees in the Twenty-First Century*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Woolley, Agnes (2017): »Narrating the ›Asylum Story‹. Between Literary and Legal Storytelling«, in: *Interventions. International Journal of Postcolonial Studies* 19:3, S. 376–394.

Multiple Plausibilität

Gustav René Hocke und seine Manierismus-Studien in *rowohlts deutscher enzyklopädie*

Christopher Möllmann

»sehr einleuchtend«

In seinen erstmals 1960 erschienenen kunstsoziologischen *Zeit-Bildern* prägte Arnold Gehlen die zum Schlagwort geronnene Formel der »Kommentarbedürftigkeit« abstrakter Bildwerke (Gehlen 2016: 229ff.).¹ Aufgrund fehlender Gegenständlichkeit seien diese zunächst unverständlichen Bilder auf sie begleitende Kommentare angewiesen, die sich ihrerseits allerdings infolge eines Mangels an konkreten Bezugspunkten größtenteils in »stereotypen Phrasen« und »Unsinnfloskeln« erschöpften (ebd.: 229). Im Verlaufe des Kapitels über den Kunstkommentar gebraucht Gehlen einmal das Wort ›plausibel‹. Weder führt er es terminologisch ein, noch reflektiert er seine Bedeutung. Dennoch ist die Passage symptomatisch für den argumentativen Stellenwert, den Gehlen der Plausibilität beimisst:

Jedermann kann zwar irgendwelche subjektiven Meinungen über die Beschaffenheit des Weltinneren hegen, die ihm plausibel vorkommen, aber solche Meinungen in abstrakte Kunst umzusetzen, das bedeutet doch, sich der eigentlichen Schwierigkeit der Aufgabe zu entziehen, denn im Grunde handelt es sich ja dann um einen ›Ersatzgegenstand‹: Man verzichtet darauf, Häuser und Gitarren zu malen, will aber das Gleichgewicht des Weltalls oder die absoluten Urformen darstellen, von denen niemand außer dem Betreffenden etwas weiß. (Ebd.: 234, Herv. i.O.)

1 Für die beiden monographischen Manierismus-Studien Gustav René Hockes werden im Text folgende Siglen verwendet: *WL* für Hocke 1957 sowie *ML* für Hocke 1959. Ich danke Kolleg:innen aus Bonn, Halle-Wittenberg, Konstanz, Marbach und Siegen für wichtige Hinweise und Unterstützung. Den Inhaber:innen von entsprechenden Rechten danke ich dafür, aus Beständen des Deutschen Literaturarchivs Marbach zitieren zu dürfen.

Mit der Kategorie des Plausiblen bewegt man sich bei Gehlen in der Welt des ›jedermann‹. Dort gilt üblicherweise, wie Lutz Koch in seinem *Versuch über Plausibilität* festhält, die »Vorzugsstellung der allgemeinen Meinung«, verstanden als Summe »populäre[r] Meinungen« (Koch 2002: 200). Gehlens Hinweis auf die Subjektivität von Meinungen trägt daher ein Spannungsmoment in das Plausible ein. Ferner verwendet Gehlen ›plausibel‹ als Attribut für die Darstellung schwer fassbarer Sujets. Vor allem die »absoluten Urformen« verweisen auf Bildgegenstände, deren gedankliche und sprachliche Abstraktheit die zeitgenössische »Unverständlichkeit des Bildes« (ebd.: 229) allererst bedingt. Deshalb, so Gehlen, sei diese Bildkunst auf nachgelagerte Kommentierung, genauer auf »bildbenachbarte Rhetorik« (ebd.) angewiesen. Deren Aufgabe müsste, so lässt sich folgern, darin bestehen, ihre »Unverständlichkeit« für das Kunstpublikum nicht durch weitere Sprachformeln zu reproduzieren, sondern aufzulösen. Gehlen spricht von einer »propagandistischen Mission« und einem »Werbeauftrag« dieser publikumszugewandten Kommentarpraxis (ebd.: 236). Als ihren diskursiven »Grenzfall« macht er die »reine Rhetorik« (ebd.: 230) aus, deren Worte sich ganz von den Bildern wegbewegten.

Ohne dass Gehlen selbst ausdrücklich daraufhinweist, lässt sich somit ein zweiter Grenzfall konstruieren: ein Kommentar, der ganz im Bildlichen verbleibt und ein Bild durch ein anderes zu erhellen versucht (vgl. ebd.: 230f.). Damit eröffnet sich ein mediales Spektrum der publikumsbezogenen Kommentierung. Innerhalb dessen wird es im Ausgang von Gehlen möglich, im Folgenden anhand eines exemplarischen Falles den Blick auf die spezifische Funktionsweise von sprachlichen und bildlichen bzw. optischen Spielarten der Plausibilität ebenso wie auf ihre Interaktionsweisen zu richten.

Anerkennende Worte findet der ansonsten weitgehend polemisch aufgelegte Gehlen nämlich für eine Darstellung des Manierismus, dem er sich im nächsten Abschnitt der *Zeit-Bilder* zuwendet, und zwar für einen Titel, den er bereits in der Zeitschrift *Merkur* zustimmend besprochen hatte: »Man kann auch die neue Kunst durch vergangene kommentieren, sie sogar sehr einleuchtend mit dem ›Manierismus‹ des 16. und 17. Jahrhunderts in Verbindung bringen, wie es G. R. Hocke durchführte.« (Ebd.: 230; vgl. Gehlen 1958) Mit dem ersten seiner zwei Manierismus-Bücher, der 1957 als Doppelband 50/51 in *rowohlts deutscher enzyklopädie* – im Folgenden *rde* – erschienenen Studie *Die Welt als Labyrinth. Manier und Manie in der europäischen Kunst* ist Gustav René Hocke Ähnliches wie Gehlen gelungen. Obertitel wie Untertitelpaar haben sich im Schlagwortgedächtnis eines kunstinteressierten Milieus bis in die jüngste Gegenwart erhalten. So greift, wer sich heutzutage rasch und preiswert über den Manierismus unterrichten möchte, häufig zum siebten Band von Reclams *Kunst-Epochen*-Serie und findet gleich auf der ersten Seite eine Bezugnahme auf Gustav René Hocke: »Um 1500 wurde die Welt weitgehend noch als geordneter und überschaubarer Kosmos angesehen, im 16. Jahrhundert entwickelte sie sich zum ›Labyrinth‹ (Gustav René Hocke).« (Lein/Wundram 2008: 9)

Die Aussage sieht sich sowohl von der suggestiven Eindringlichkeit der Verlaufsbehauptung ›vom Kosmos zum Labyrinth‹ getragen, die einleuchten kann, ohne sie in ihren Details zu verstehen, als auch von der Autorität Hockes, dessen Name im Lesepublikum als bekannt unterstellt wird. Bei der nachfolgenden Verwendung der weithin bekannten Doppelformel »Manier und Manie« (ebd.: 10) erwähnen die Verfasser Hocke nicht mehr.

Hocke selbst verband mit der Formel zum einen eine spezifische kunst- und literaturhistorische These zur »Interferenz von Manier und Manie«, die er als »Interferenz von Aristotelismus und Platonismus« bestimmt (WL: 138). Zum anderen war der Romanist und Curtius-Schüler Hocke, der auch kunsthistorische Vorlesungen, etwa bei Wilhelm Waetzoldt in Berlin, besucht hatte, ein in Rom tätiger Zeitungskorrespondent, der um die Effekte von Titelformeln wusste und seine Studien in einer Reihe mit schwindelerregender Auflagenhöhe publizieren konnte. Die *rde* gehörte in den fünfziger Jahren zum jungen bundesrepublikanischen Segment einer gemessen an Produktionsweise, Aufmachung und Verbreitung populären Taschenbuchserie, die für Hans Magnus Enzensberger als paradigmatisch für die kulturindustrielle Formation von »Bildung als Konsumgut« galt, wobei er Hockes »Manierismus-Untersuchung« als eine »anregende Originalarbeit« würdigt (Enzensberger 1962: 125; vgl. Asal 2020: 168–178, Schildt 2017).

Bis 1966 erreichte der erste Band eine Auflage von 50.000, die neunte und letzte Auflage im Rahmen der *rde* erschien 1983. Das Buch brachte es auf insgesamt 66.000 Exemplare. Ein bei Drucklegung des ersten bereits geplanter zweiter Band erschien 1959 in derselben Reihe als *Manierismus in der Literatur. Sprach-Alchimie und esoterische Kombinationskunst*. Er kam in sechs Auflagen bis 1978 auf immerhin 48.000 gedruckte Exemplare (sämtliche Zahlen nach Döring/Lewandowski/Oels 2017: 325, 329). Hocke fand mit seinem ersten Reihentitel, in dem er nicht nur »Beiträge zur ›Kunstgeschichte‹« liefern, »sondern vielmehr phänomenologische Untersuchungen zur ›Problematik des modernen Menschen‹ und seiner gerade jetzt höchst gefährdeten ›Stellung im Kosmos‹« (WL: 113) anstellen wollte, über die Rezensionsebene der Tagespresse (z. B. Grohmann 1958) hinaus rasch Resonanz in der professionellen Kunstgeschichte und Wissenschaft. In seiner im Sommersemester 1958 in München gehaltenen Vorlesung zum Manierismus bezog sich Hans Sedlmayr auf ihn; die Görres-Gesellschaft veranstaltete 1960 mit Hockes Thesen als wichtiger Inspiration eine ihrer ersten interdisziplinären, sektionsübergreifenden Tagungen zum »Manierismus-Problem« (vgl. Hofmann 1996: 83ff., Kunisch 1961). Diese Breitenwirkung auch in akademische Milieus hinein dokumentiert den Anspruch der *rde*. Dem als Doppelband 76/77 publizierten umfassenden Register der ersten 75 Bände der Serie stellte der Gesamtherausgeber Ernesto Grassi unter dem Obertitel *Die zweite Aufklärung* eine Einleitung zur *Enzyklopädie heute* voran. Grassi legt in dieser nachgelieferten Programmschrift Wert auf die Teilhabe des Lesepublikums an einem »Forschungsprozess« (Grassi 1958: 43, Herv. i.O.). Es gehe in der *rde* nicht um Wissensver-

mittlung, sondern darum, »den Leser ein[zu]beziehen in einen Prozeß, an dessen Beginn das Einzelproblem, die ›akute‹ Frage steht, die zugleich aber Fragen universaler Art in sich birgt, und ihn herausfordert, die überlieferten Deutungen durch Hypothesen unvoreingenommen selbst zu prüfen.« (Ebd.)

In Gehlens Würdigung von Hockes Studien als »sehr einleuchtend« ist dieser Publikumsbezug mitgedacht. ›Einleuchtend‹ ist ein gängiges Synonym für ›plausibel‹ (vgl. Koch 2002: 203, Steudel-Günther 2003: Sp. 1282). Auch bei Niklas Luhmann heißt es: »Plausibel sind Festlegungen der Semantik dort, wo sie ohne weitere Begründung einleuchten und man erwarten kann, daß sie auch anderen einleuchten.« (Luhmann 1980: 49; vgl. Meißner 2007: 91) Demgemäß hielt Arnold Gehlen die Hauptthese von Hockes Kunstband für ›sehr plausibel‹. Sein Stegreifgebrauch von ›plausibel‹ kann als Kompass dienen, der es erlaubt, Verhältnisse innerhalb des Plausiblen besser zu erfassen. Statt den Allgemeinbegriff aufzubrechen, bietet es sich für die folgenden Analysen an, ihn intern zu vervielfältigen und von ›multipler Plausibilität‹ zu sprechen. Dies gilt für die ausgehend von Gehlen benannte Spannung von Allgemeinheit und Subjektivität ebenso wie für das eingangs eröffnete Spektrum von sprachlicher bis hin zu bildlicher bzw. optischer Plausibilität (vgl. Grasskamp 2014: 102). Diesen medialen Dimensionen multipler Plausibilität widmet sich der folgende zweite Abschnitt. In exemplarischen Analysen von Gustav René Hockes Manierismus-Studien, die auch von der Etymologie von ›plausibel‹ inspiriert sind, entwirft er die epistemische Ökonomie einer imaginären Unmittelbarkeit in einer Welt des ›jedermann‹ und unterscheidet dabei zwischen epistemischen Grundhaltungen, diskursiven Konventionen und Bildprogrammen der Plausibilität. Ein wesentlich knapperer dritter Abschnitt ruft eine kaum mehr beachtete binnenmanieristische semantische Tradition der Plausibilität auf. Sie ist auch nicht in Andrea Steudel-Günthers grundlegenden Handbuchartikel zur »Plausibilität« im *Historischen Wörterbuch der Rhetorik* eingegangen (vgl. Steudel-Günther 2003). In ihr verweist das Attribut ›plausibel‹ nicht auf das Einleuchten von Aussagen, sondern auf das Bewundern von Aussagenden und ihrer subjektiven Befähigung. Diese ›subjektivistische‹ Tradition bestimmt aber, wie sich auch anhand von Archivmaterial nachvollziehen lässt, das Selbstverständnis des Autors Gustav René Hocke. Seinen eigenen Ambitionen gemäß war es, als Autorsubjekt bewundert zu werden, indem seine Studien Staunen und damit Bewunderung für ihn als ingeniöses Subjekt erwecken, statt dass sie ›jedermann‹ einleuchten. Er wollte in diesem manieristischen Sinne ›plausibel‹ sein – ungewöhnlich für eine heutige deutschsprachige Gebrauchsweise, der zufolge ›plausibel‹ selten auf Personen bezogen wird und wenn doch, dann allenfalls im Sinne von ›glaubwürdig‹. Auch dies soll die Wendung ›multiple Plausibilität‹ im Titel dieses Beitrags zum Ausdruck bringen: In Gustav René Hockes Publikationspraxis und einem für manieristische Text- und Bildverfahren aufgeschlossenen bundesrepublikanischen Rezeptionsklima der fünfziger Jahre können zwei scheinbar weit entfernte semantische Traditionen des Plausiblen, je-

weils verbunden mit den Attributen ›einleuchtend‹ und ›bewundernswert‹, zusammenfallen.

Die Welt des ›jedermann‹ und eine epistemische Ökonomie imaginärer Unmittelbarkeit

In einem der wenigen wissenschaftlichen Texte, die sich ausführlich mit der Kategorie der Plausibilität beschäftigen, reservieren die Verfasser Martin Böhnert und Paul Reszke das Attribut ›plausibel‹ für Aussagen, deren Behauptungen in einer bestimmten ›Verstehensumgebung‹ zwar nicht mehr als »absurd«, aber auch noch nicht als »offenkundig« gelten (Böhnert/Reszke 2015: 47, 52). Aussagen als ›plausibel‹ auszuweisen, begreift diese Konzeption demnach als Durchgangsetappe, die im besten Falle zum ›Offenkundigen‹ hin überwunden wird. Dieser Einschätzung entspricht die verbreitete Redeweise, eine Aussage sei ›bloß plausibel‹, wobei das ›bloß‹ auf ein epistemisches Defizit anspielt. Es ließe sich hier von einer Transitorik des Plausiblen sprechen, die eine ihr gemäße epistemische Ökonomie zur Folge hat: Da das Stadium der bloßen Plausibilität aufgelöst werden soll, bedarf es einer eingängigen Prüfung der betreffenden Aussagen, um ihren Wahrheitswert zu verdeutlichen.

Dieser Ökonomie der Intensivierung, die zu einer vertiefenden Beschäftigung mit dem Behaupteten einlädt oder sogar auffordert, lässt sich mit Verweis auf die Etymologie von ›plausibel‹ eine alternative Ökonomie künstlicher Dringlichkeit zur Seite stellen. In dem wortprägenden Applaus des Plausiblen schwingt nämlich noch die Anwesenheitssituation einer unvermittelten, körperlichen Reaktion des Publikums mit, woran auch der Eintrag zum Lemma *Beifall* im Grimmschen Wörterbuch erinnert: »diese worte erregten lärmenden, stürmischen beifall, der sich in händeschlag (applausus) und zuruf (acclamatio) äuszerte« (Grimm/Grimm 1854: Sp. 1368). Einem applaudierenden Publikum bleibt wenig Zeit, das Dargebotene zu durchdringen. Sein im Applaus erklingendes Urteil erfolgt unter Zeitdruck, ohne dass alle relevanten Gesichtspunkte im Detail hätten abgewogen werden können. Selbst wenn im Anschluss an die Anwesenheitssituation und ihre Applauskonventionen die prinzipielle Gelegenheit zu intensiverer Reflexion besteht – zunächst ist eine prompte Reaktion gefragt. In der paradigmatischen Situation einer Theater- oder Operninszenierung folgt sie einem denkbar einfachen – und für zahllose Abwandlungen offenen – Standardmodell unmittelbaren Urteilens: »Die Szene ist zu Ende. Der Vorhang fällt. Das Publikum beginnt zu klatschen.« (Lechner 2009: 8)

Diese »akute‹ Präsenz« (Pietreck 2018: 234) des Klatschens entfällt in der Druckwelt des ›jedermann‹. Hier besteht Gelegenheit zu wiederholter Textlektüre und Bildbetrachtung, zu langwieriger, kritischer und auch selbstrevidierender Prüfung des Vorliegenden und seines jeweiligen Aussagegewerts. Doch auch in diesem

distanzmedialen Umfeld lassen sich funktionale Äquivalente zum Unvermittelten ausmachen, die es in analoger Weise vermögen, Gelesenes und Angeschautes gegen Nachfragen zu immunisieren und so zu einer Rezeptionshaltung zu animieren, als bestünde die im Buchmedium überwundene Unmittelbarkeit der Anwesenheitssituation, in der rasches Applaudieren erwartet wird, fort. Diese alternative epistemische Ökonomie der Plausibilität zielt nicht auf ein begründetes Überwinden eines unzulänglichen Durchgangsstadiums, sondern darauf, als plausibel Ausgemachtes als solches gelten zu lassen, es fortan als gültig ohne weitere Prüfung mitzuführen und demgemäß wenigstens bis auf weiteres darauf zu verzichten, der Sache auf den Grund zu gehen. In ihr gewinnt Plausibles somit im Sinne einer »vorläufigen Gewissheit« einen Eigenwert, der sich nicht darin erschöpfen muss, eine transitorische Zone auf einem Spektrum von »absurd« bis »offenkundig« zu bezeichnen (vgl. die Einleitung zu diesem Band).

Wie oben angedeutet, verschafft sich diese alternative Ökonomie der Plausibilität in Hockes Manierismus-Studien auf drei Ebenen Geltung. Deren schrittweise Darstellung gewährt über den Einzelfall hinaus ein besseres Verständnis ihrer allgemeinen Operationsweisen. Sie sind auch andernorts zu beobachten. So deutet Beat Wyss in seiner Auseinandersetzung mit Hans Sedlmayrs kulturkritischer Schrift *Der Verlust der Mitte* von 1948 einen Satz, in dem eine »diffuse Analogie« von totalem Krieg und Surrealismus behauptet wird, »als an einen Leser gerichtet, der die Passage zustimmend überfliegt«, während zugleich gelte: »je genauer man ihn liest, desto undurchsichtiger wird die Aussage« (Wyss 1997: 285). Welche Verfahren dazu beitragen, eine genaue Lektüre zu unterbinden und zum affirmativen »Überfliegen« zu ermuntern, wäre zu klären. Dazu dienen die folgenden Vorschläge. Sie verbinden eine Analyse des medialen Spektrums einer multiplen Plausibilität, welches in Hockes Studien zu beobachten ist, mit einer These zu ihrer epistemisch relevanten Zeitlichkeit. Hinsichtlich von, erstens, epistemischen Grundhaltungen, die sich textuell häufig bildsprachlich niederschlagen, regt eine Ökonomie imaginärer Unmittelbarkeit dazu an, eine Metaphorik zügigen Voranschreitens gegenüber einer solchen des Innehaltens vorzuziehen. Sprachlich, also zweitens, bietet es sich an, auf Leitbegriffe, Stilfiguren und überhaupt diskursive Konventionen zurückzugreifen, die zeitgenössisch weitverbreitet sind und maßgeblich daran mitwirken, eine allgemeine Akzeptanzlage herbeizuführen. Was schließlich drittens Bildprogramme anbelangt, liegt es nahe, an Sehrouninen des Publikums zu appellieren, so dass eintrainierte Rezeptionsautomatismen reibungslos und ohne Zeitverzug ablaufen können.

Epistemische Grundhaltungen

Alles dies findet sich in Gustav René Hockes Metaphern-, Sprach- und Bildgebrauch wieder. Im Literaturband – um mit der Ebene epistemischer Grund-

haltungen zu beginnen – setzt er sein eigenes Vorgehen von dem Erstellen einer »Generalstabskarte« ab, einer auf minutiöse Detailtreue zielenden, kleinmaßstäbigen kartographischen Praxis also, deren Grad an Genauigkeit bei seiner Vermessung des »abstrusen Europa« noch nicht zu erreichen sei (ML: 8). Zwar appelliert Hocke an die Geduld des Lesers, »wenn man ihm manchmal eine langsame und hin und wieder auch energische Lektüre zumuten muß.« (Ebd.) Auch strebt er an, »unsere Karten zum abstrusen Europa so genau wie möglich aufzuzeichnen, daher gelegentlich unvermeidliche Wiederholungen.« (Ebd.) Der Zusatz verrät jedoch bereits eine Rezeptionsofferte fortschreitenden Spannungsabfalls, was sich besonders im Literaturband offenbart, in den Hocke mehrfach Varianten der Wendung »wir müssen es immer wiederholen« (ebd.: 44) einstreut. Als explizit gemachtes Verfahren können Wiederholungen zu einer flüchtigeren Lektüre verleiten. Schließlich steht nichts grundlegend Neues mehr zu erwarten, für das sich intensives Lesen lohnte. Seine »Ideal-Leser« imaginiert Hocke, und dies ganz passend zum obigen »energisch«, als »Pfadfinder«, die nicht bei seinen Studien verweilen, sondern die mitgelieferten »ausführlichen Literaturangaben« als Gelegenheit ergreifen, »sich für eigene Expeditionen wenigstens elementar auszurüsten.« (Ebd.: 8) Statt in den Text hinein, bewegen sich diese Leser:innen über die Bibliographie aus dem Text heraus. Sobald sie sich selbst mit manieristischen Bildern und Texten befassen, sollen sie Hockes Aussagen als Prämissen eigener Deutung gelten lassen. Die paramilitärische Metaphorik suggeriert zusätzliche Dringlichkeit, der auch eine auf Hockes herausforderndes Thema gemünzte Rede von einem »Kampffeld« (WL: 107) im Kunstband korrespondiert.

Dies wie auch die »Generalstabskarte« wirken im Kontext der fünfziger Jahre wie Reminiszenzen an Sprachgeläufigkeiten der ersten Jahrhunderthälfte und ihrer Gewaltexzesse. Das Bild der »Generalstabskarte« hat aber auch einen präzisen, ungenannt bleibenden publizistischen Referenzort. Im Vorwort zur 1954 erschienenen zweiten Auflage von *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* rückt Ernst Robert Curtius seinen Ansatz in Analogie zu einem fortwährenden Abgleichen von Luftaufnahme und »Generalstabskarte«, welche sich auf die Erkenntnisse philologischer Spezialforschung bezieht (Curtius 1993: 10). Auch Curtius weiß um deren weiße Flecken, verweist daher auf eine notwendige Komplementarität von »Spezialisierung und Ganzheitsbetrachtung« (ebd.) und reklamiert für seine eigenen Forschungen im Ergebnis »Evidenz« (ebd.: 23, 385). Von den zahlreichen Metaphernfeldern, deren sich Curtius bedient, um seine Verfahrensweisen zu veranschaulichen, ist sein elitärer Rekurs auf den mit singulärem Spürsinn begabten »Rutengänger« (ebd.: 386f.) besonders aufschlussreich. Hockes in den Plural gerückter »Pfadfinder« liest sich wie dessen plebejische kinetische Kontrastfigur. So gedeutet, verhilft er einer epistemischen Ökonomie von Plausibilität, wie sie hier entfaltet wird, zu mehr Anschaulichkeit. Die beiden Figuren wecken ganz unterschiedliche Assoziationen. Während sich der Rutengänger, ausgestattet mit »einer höchst differenzierten Auf-

nahmebereitschaft« (ebd.: 387), vorzugsweise allein bewegt, um an erkenntnisverprechenden Stellen konzentriert innezuhalten, schreitet der Pfadfinder frohgemut und gruppenweise voran: ein ›jedermann‹ in jungen Jahren.

Diskursive Konventionen

Die beiden Ebenen von epistemischer Metaphorik und der nun zu behandelnden diskursiven Konventionalität lassen sich nicht immer säuberlich scheiden. Dies zeigt sich etwa, wenn Hocke seine Studien im zweiten Band als »geistesgeschichtliche Höhlenkunde« (ML: 302; vgl. ebd.: 11, Assmann 1997: 174) kennzeichnet und sich damit einer Metapher bedient, die zugleich zeitgenössische Diskurskonventionen aufruft. Denn diese Selbstcharakterisierung geht mit Hockes zeittypischer Vorliebe für ein Vokabular des ›Tiefen‹ und des ›Ur-‹ einher, beides in zahllosen Variationen, wie schon eine cursorische Hocke-Lektüre offenbart. Auch hier erweist sich Arnold Gehlens Spontangebrauch von ›plausibel‹ in der eingangs aus seinen *Zeit-Bildern* zitierten Passage als verlässlicher Kompass. Die genannte Rede von den »absoluten Urformen« (Gehlen 2016: 234) zur Bezeichnung von Bildgegenständen wendet sich polemisch gegen eine »reine Rhetorik« (ebd.: 230) des zeitgenössischen Kunstkommentars. Ein ›Ur-‹ war in den fünfziger Jahren offenkundig schnell zur Hand und ebenso rasch rezipiert. Theodor W. Adorno hatte eine ausufernde Verwendung des Präfixes und der mit ihm assoziierten »chthonischen Tiefen« (Adorno 1970a: 563) bereits 1932 ironisiert, während Ernst Jünger zwei Jahre später gewichtig bemerkte, dass die Vorsilbe ›Ur-‹ »in uns die Vorstellung der dunklen Tiefe und des Ursprungs erweckt« (vgl. Kasper 2021: 22). Er bedient sich ihrer und einer Semantik des Tiefen noch ausgiebig in seinem Langessay *An der Zeitmauer*, den er 1959 publizierte, im selben Jahr wie Hocke seine zweite Manierismus-Studie (Jünger 1959: z. B. 37f., 115f.). Hans Sedlmayr fügte in den ersten Band seiner ebenfalls 1959 veröffentlichten *Gesammelten Schriften zur Kunstgeschichte* einen aus den vierziger Jahren stammenden Text zu Michelangelo ein, in dem er ein »Urverhältnis [Michelangelos] zum Stein« behauptet (Sedlmayr 1959: 235). Dieses manifestiere sich, so Sedlmayr, »in dem *Erlebnis des Versteinerns des menschlichen Leibes*«, um fortzufahren: »Mit der Silbe ›Ur-‹ ist viel Unfug getrieben worden, aber wenn irgendwo, so darf man hier von einem menschlichen Urerlebnis sprechen.« (Ebd., Herv. i.O.) Und auch Werner Hofmann schwelgt 1957 in seinem Taschenbuch zur Malerei des 20. Jahrhundert aus der *Bücher des Wissens*-Reihe der *Fischer Bücherei*, laut seriellem Rückendeckel *Das gute Buch für jedermann*, in einer Fülle von ›Ur-Worten‹: Dem ›Anfang‹ stellt er es bindestrichlos voran, ebenso den ›Bildern‹ und ›Lauten‹, samt Goethe-Zitat der ›Pflanze‹, aber auch dem ›Grund‹, dem ›Schlamm‹, dem ›Zustand‹ (Hofmann 1957: 108, 111, 125, 127).

Wie Hocke verbindet Hofmann seine ›Ur-Lust‹ mit einer Wertschätzung des Tiefen (ebd.: z. B. 111). Die Tiefe aber, so ist im entsprechenden Eintrag des *Wörterbuchs*

philosophischer Metaphern – historisch allerdings zu wenig differenziert – nachzulesen, wird vom »gesunden Menschenverstand« als der »Bereich geistig seelischer Innerlichkeit« dem »oberflächliche[n] Denken, Sprechen und Handeln« vorgezogen (Rolf 2011: 466). Wenn Hocke seine Charakterisierung des Malers Francesco Mazzola gen. Parmigianino mit dem Satz »Die Größe liegt in der Tiefe des Zwiespalts« (WL: 28) beschließt, wenn er im Zuge eines Abrisses kunsttheoretischer Äußerungen Ernst Ludwig Kirchners resümiert, »[d]ie Kunst hat jederzeit ein tiefes *psychisches* Bedürfnis befriedigt« (ebd.: 52, Herv. i.O.), und über ein Bild Marc Chagalls urteilt, es sei »von einer fast unergründlichen Schönheit und Tiefe« (ebd.: 82), so sind nur drei Beispiele aus einer Vielzahl ähnlicher Formulierungen benannt, die belegen: Hocke bewegt sich in der Welt des lesenden »jedermann« der fünfziger Jahre, in der die Semantik der Tiefe zum rasch konsumierbaren Klischee geronnen ist. Sie wirkt daran mit, eine »Wertungsgemeinschaft« von Verfasser und Publikum zu festigen und unmittelbares Einvernehmen zu erreichen.

Bei der Vorsilbe »Ur-« liegen die Dinge komplizierter, und das hat etwas mit Gottfried Benn zu tun. Hocke verschiebt die von Curtius eingeführte literaturwissenschaftliche, transepochal verstandene »Polarität von Klassik und Manierismus« (Curtius 1993: 277) auf das Feld der philosophischen Anthropologie, indem er sie in eine Opposition zweier »Urbärden der Menschheit« (WL: 226; vgl. ebd.: 107, 200) transponiert. Diese für ihn zentrale terminologische Weichenstellung führt er zum einen auf die rhetorische Tradition der Antike und auf manieristische Texte des 17. Jahrhunderts zurück – eine sachlich naheliegende Bezugnahme auf Aby Warburgs »Pathosformeln« unterbleibt hier wie auch im zweiten Band (vgl. Assmann 1997: 174). Zum anderen bezieht sich Hocke auf Benn: »GOTTFRIED BENN schrieb von einem bestimmten Ausdruckszwang. Es muß ein eigengearteter Ausdruckszwang auch zu einer bestimmten Ausdrucksgebärde führen. [...] Manierismus ist also – im allgemeinsten triebpsychologischen Sinne – spezifische *Gebärde* eines bestimmten Ausdruckszwanges.« (WL: 18f., Herv. i.O.; vgl. ebd.: 11f., 107) Hocke nennt keine Belegstelle für das Begriffskompositum und gebraucht im ersten Band analog zur »Urbärde« auch die verstärkende Eigenkomposition »Ur-»Ausdruckszwänge« (WL: 118). Im ersten in der Bibliographie des Literaturbandes aufgeführten Benn-Titel, dessen *Probleme der Lyrik* aus dem Jahr 1951, spricht dieser mehrfach von »Ausdruck« im von Hocke aufgegriffenen Sinne (Benn 1951: z.B. 9, 39; vgl. WL: 310). Ihm nahe kommt außerdem der dort auf ästhetizistische Schriftsteller des 19. Jahrhunderts bezogene »Drang sich auszudrücken« (Benn 1951: 13) sowie am ehesten die für Benns Stil charakteristische Prägung »Ananke des Ausdrucksschaffens« (ebd.: 40). Das einzige in den ersten Hocke-Band aufgenommene Zitat, in dem Benn die für Hocke wegweisende Vorstellung äußert, »daß sich im Verlaufe einer Kulturperiode innere Lagen wiederholen, gleiche Ausdruckszwänge wieder hervortreten, die eine Weile erloschen waren«, stammt aus Benns Einleitung zu der Anthologie *Lyrik des*

expressionistischen Jahrzehnts (Benn 1955: 8; vgl. *WL*: 12). Auch sie findet erst in das Literaturverzeichnis des zweiten Bandes Eingang (vgl.: *ML*: 314).

Dieser Hinweis beabsichtigt nicht, Hocke einer nachlässigen Zitationspraxis zu überführen. Ihr uneinheitliches Gepräge ist auch dem Format des populären Taschenbuchs geschuldet. Die Unschärfe des Benn-Bezugs ist zeitsymptomatisch. In den fünfziger Jahren konnte allein der Rekurs auf Benn und seine Begriffe eine größere Empfangsbereitschaft im Publikum hervorrufen, philologische Präzision hin oder her. Dies hat Dieter Wellershoff, der wichtigste Benn-Forscher jener Jahre, 1952 in der *Deutschen Studentenzeitschrift* so auf den Punkt gebracht:

Wer heute als Literaturbeflissener etwas auf sich hält, redet, schreibt, orakelt über Gottfried Benn. Im gleichen Augenblick, da man sich wieder auf dem Laufenden wußte, hat man seine alte Geläufigkeit zurückgewonnen. Man hat sich Benns Formeln und Prägungen angewöhnt, die tragenden Substantive seiner Sprache sind in die allgemeine Terminologie aufgenommen; der Assimilationsvorgang ist vollzogen. (Wellershoff 1952: 20)

Solcherart ›Geläufiges‹ jedoch – allein im Wort schwingt schon ein schnelleres Tempo mit – bedarf auch keiner intensiven Prüfung mehr. Es findet unvermittelt und bis auf weiteres Anklang, beansprucht Plausibilität im Sinne einer »vorläufigen Gewissheit« (vgl. die Einleitung zu diesem Band) und befördert eine epistemische Ökonomie imaginärer Unmittelbarkeit.

Wellershoff diagnostiziert sogar eine »Benn-Manie«. Er macht sich wie wenige Jahre später Hocke den ähnlichen Wortklang von ›Manie‹ und ›Manier‹ zunutze und geißelt die »Manier« und den »Manierismus« der Benn-Epigonen (ebd.). Zu deren engerem Kreis ist Hocke nicht zu rechnen, selbst wenn auch in seiner zentralen Formel vom »manieristischen Phänotypus« (*WL*: 14) bzw. »manieristischen Menschentypus« (ebd.: 8; vgl. ebd.: z.B. 11, 178, *ML*: 253) der Benn-Sound zu vernehmen ist. In seiner mit einer umfassenden Anthologie versehenen Monographie über das europäische Tagebuch, die 1963 erstmals und 1991 mit leicht modifiziertem Titel, nun als »Standardwerk« beworben im Fischer Taschenbuch Verlag erschien, äußert er sich seinerseits abschätzig über Benn-Nachahmungen und unterstellt ihnen, »aus kommerziellen Gründen« (Hocke 1991: 120) zu erfolgen.

Wellershoffs Beitrag zu konsultieren, bestärkt den Befund, dass Hocke in seiner Schreibpraxis auf geläufige Sprachformen der fünfziger Jahre zurückgreift, wie sie, weitaus umfassender und berühmter, auch in Theodor W. Adornos *Jargon der Eigentlichkeit* von 1964 und in Karl Korn's erstmals 1959 erschienener *Sprache in der verwalteten Welt* vorgeführt werden (Adorno 1970b, Korn 1962). Eine frühe, beißend kritische Beobachterin zeitgenössischer Diskurskonventionen war die Germanistin und Übersetzerin Anni Carlsson. In ihrer Polemik gegen die *Literaturmetaphysik im feil-letonistischen Zeitalter* prangert sie die »zur Manier entartete etymologische Wün-

schelrutengängerei« an, die sich besonders in der »Mode« niederschläge, »Wortverbindungen durch Gedankenstrich pathetisch zu trennen, auf Schritt und Tritt Feststellung, Augen-Blick, Tief-Sinn, Merk-Würdigkeit usw. zu markieren, was den Bedeutungsgehalt nur in besonderen, sparsam gesäten Zusammenhängen wirklich bereichert.« (Carlsson 1953/54: 81) Ähnlich wie später Adorno und Korn stößt sie sich an einem um sich greifenden Ton daseinsphilosophischen Tiefsinns. Das »meistgebrauchte Wort im Munde heutiger Literaturmetaphysiker« sei »das Sein« in allen nur erdenklichen feuilletonistischen Kombinationen« (ebd.: 75), so wenn vom »Dichter des unbehausten Seins« (ebd.) geredet werde, eine Formel, die Carlsson im Fortgang nochmals aufgreift: »H. E. Holthusen betitelt seinen Essayband: ›Der unbehauste Mensch. [...] Seither macht dieses Wort Karriere, der Mensch wird nunmehr als der ›total Unbehauste‹ bezeichnet, und von da ist es nur ein Schritt zum ›unbehausten Sein‹, was schon ganz unvorstellbar ist.« (Ebd.: 81)

Zwar präsentiert sich Hocke am Ende seines ersten Manierismus-Bandes als christlich-religiöser, unverkennbar katholischer Autor, der die zeitgenössische Metaphysik neuthomistisch überwinden möchte: »An diesem Punkt wird man auch mit den ›Daseinsanalysen‹ unserer neuplatonischen Existenzphilosophie kaum noch auskommen können. Gott oder das ›Göttliche‹ als Abgrund, als Ursprung, als die Tiefe usw., welchen ›Sinn‹ haben diese metaphysischen ›Abstrakta‹ für religiöse Erfahrung?« (WL: 215, Herv. i.O.) Trotz eines zunehmend erbaulichen Tonfalls, der im katholischen Milieu der Nachkriegszeit auf Resonanz hoffen durfte, ist seine Prosa zugleich von genau jenen Begriffs- und Stilmoden durchwirkt, die Carlsson aufs Korn nimmt. Seinen »problematischen Menschen« (WL: 226; vgl. ebd.: z.B. 190, 205, ML: 12, 21) kann er mit dem »gefährdeten«, »unbehausten« Menschen« (WL: 117) kombinieren. Den Benn-Referenzen vergleichbar, bemüht er sich, das vom Gegenstand nahegelegte ästhetische mit einem daseinsphilosophischen Register zu vermengen, um im Ergebnis eingängige Regelmäßigkeiten konstatieren zu können: »Die Gefahr der Klassik ist die Erstarrung, diejenige des Manierismus die Auflösung. Die gemeinsame Bezogenheit auf das Absolute bietet die Möglichkeit zumindest einer fruchtbaren Annäherung. Das seinsgewisse und das seinsungewisse Dasein stehen in einem Zusammenhang. Klassik ohne Manierismus als Spannung wird Klassizismus, Manierismus ohne Klassik als Widerstand wird Manieriertheit.« (WL: 226; vgl. ML: 75f.)

Hockes Vorliebe für Bindestrich-Wendungen übertrifft in ihrer Summe vermutlich noch die Vielzahl seiner ›Ur- und ›Tiefe‹-Variationen. Diese Bedeutsamkeit verstärkenden, aufs, wie Adorno für den damaligen Jargon insgesamt festhält, »prompte kollektive Einverständnis« (Adorno 1970b: 419) berechneten, zeitgenössisch jedenfalls rasch konsumierbaren Stilmittel lassen sich auch verknüpfen. Dann tritt das trojanische Pferd als »Ur-Kunststück der Verstellung« (WL: 96) auf, oder Hocke prägt Wörter wie »Ur-Ordnung« und »Ur-Einheit« (ML: 262). Ebenfalls dem zweiten Band entnommen, der analog zum ersten einen mehr und mehr

katholisch-erbaulichen Grundton annimmt – nun allerdings mit Blaise Pascal statt Thomas von Aquin als maßgebliche Gewährsperson – kann sich dies auch so lesen:

Wer den Kernraum des Herzens kennt, braucht nicht auf Irr-Wegen, über den Irr-Wald, durch das Labyrinth zum *fiktiven* Erlösungsraum vorzudringen. [...] Für einen Denker vom Range PASCALS hat [...] das Mysterium des *Leib-Seele-Problems* zu labyrinthischen Verwirrungen geführt. Die ›Problematik‹ aller ›modernen‹ Menschen ergibt sich aus dem Ur-›Problem‹ der Zweiheit von Stoff und Geist. Insofern ist das Labyrinth ein *Sinnbild* dieser dramatischen Erz-Antinomie des Menschengeschlechts. (Ebd.: 265, Herv. i.O.)

Es sind solche und ähnliche Passagen, die einen Rezensenten des Literaturbandes zu seinem Urteil veranlassen dürften, »daß sich der Verfasser im Stil seinem Gegenstand allzusehr angepaßt hat: er versteht so gekonnt, über-wendig, anspielungsreich und stelzig zu schreiben, daß man weite Strecken lesen kann, ohne zu wissen, was er eigentlich meint.« (Holz 1961: 352) Auch dies kann Effekt der beschriebenen Ökonomie sein: weiterzulesen, ohne zu verstehen, und dabei allenfalls die modischen Sprachfiguren zu bemerken. Zugleich kann Hockes vielstimmiges Vokabular aus Kunst, Literatur und Kulturkritik, aus Anthropologie, Daseinsphilosophie und religiöser Erbauung selektives Lesen befördern, eine weitere Spielart rascherer und – ohne damit eine Abwertung zu verbinden – insgesamt auch oberflächlicherer Rezeption.

Bildprogramme

Nachdem Ernesto Grassi bei einem Treffen in Rom ein »prinzipielles Einverständnis« von Hocke erhalten hat (Grassi an Hocke, 8.5.56), einen Band zur *rde* beizutragen, und brieflich die Programmatik der Reihe bis hin zu den Konditionen der Honorierung ausführlicher darlegt, reagiert Hocke auf diesen »ehrentvollen Vorschlag« zurückhaltend (Hocke an Grassi, 10.6.1956). Er legt sich vorerst nicht fest. Vor allem gibt er zu bedenken: »Sehr wichtig ist doch die Frage der Ausstattung mit ausreichenden Photos, zumal meine Sammlung immer grösser wird.« (Ebd.) Das Ringen um plausible Bildprogramme für die beiden Manierismus-Bände wird die Korrespondenz zwischen Hocke, Grassi und dem Rowohlt Verlag für die nächsten Jahre prägen. Damit und auch mit diesbezüglichen Enttäuschungen war Hocke im Zuge seiner Briefwechsel mit den Herausgebern der Zeitschrift *Merkur*, Joachim Moras und Hans Paeschke, vertraut. Das Manuskript von Hockes erstem, nicht bebildertem Manierismus-Beitrag im *Merkur*-Heft 98 (Hocke 1956a) löste bei Moras und Paeschke euphorische Reaktionen aus. Sie empfanden Hockes Entdeckungen als »sensationell« und lobten, dass er »mit dem Nachweis des Manierismus als eines immer wiederkehrenden, nicht nur literarischen Phänomens ein völlig neues Element

für die derzeit so sterile Diskussion auch des Modernismus geliefert« habe (Moras an Hocke, 24.11.1955). Bei den Vorbereitungen für ihr hundertstes Heft planten die Herausgeber zunächst nur, eine Bilderstrecke nachzutragen. Sie baten Hocke, ihnen »6 bis 8 Bildbeispiele für den Manierismus einst und heute zur Verfügung zu stellen. Die Pointe«, so fährt in diesem Falle Paeschke fort, »läge in 3 bis 4 möglichst schlagenden Gegenüberstellungen. Es genügt wohl, den Bildern als Fußnote einige charakterisierende Bemerkungen beizufügen. Der Verweis auf den großen Aufsatz im April-Heft wäre vielleicht Einleitung und Begründung genug.« (Paeschke an Hocke, 24.3.1956) Am Ende war Hocke in der Jubiläumsausgabe des *Merkur* mit dem Beitrag *Manie und Manier in der europäischen Kunst* (Hocke 1956b) vertreten, eine für Moras »großartige und meinem Gefühl nach den ersten Teil noch übertreffende Darstellung« (Moras an Hocke, 18.4.1956). Die Drucklegung erfolgte jedoch mit einem »Wermutstropfen« (ebd.) für Hocke: Der Bildteil beschränkte sich, ergänzt um eine Abbildung von Giuseppe Arcimboldos *Der Bibliothekar*, wie eingangs geplant auf drei »Gegenüberstellungen«, und dies, neben technischen Gründen, weil eine von Hocke bereits vorbereitete umfangreichere »Auswahl vielleicht doch nicht ganz so zwingend auf den Text abgestellt war, dass wir nun unsererseits den Verlag zu einem grösseren Bildteil zwingen konnten.« (Ebd.; vgl. Hocke 1956b: 54off.)

Die sich hier abzeichnende Spannung zwischen sprachlichen und optischen Aspekten einer multiplen Plausibilität lassen Paeschke und Hocke nicht los. Anlässlich seiner Begeisterung für *Die Welt als Labyrinth*, eine »Feiertags-Lektüre« zum Jahreswechsel 1957/58, übermittelt Paeschke »besonders gute Wünsche für den zweiten Band«, um dann die mediale Differenz mythisch zu dramatisieren: »Das Bild zeigt der Deutung die Breitseite, das Wort zeigt ihr nur das Profil. Hoffentlich ergeht es Ihnen da nicht wie mit einer Hydra, es wimmelt von Doppeldeutigkeiten.« (Paeschke an Hocke, 2.1.1958) Mehr als ein Jahr später kommt Paeschke auf diesen Punkt zurück: »Sind Sie mit dem literarischen Manierismus jetzt fertig? Ich kann mir denken, daß sie es erst auf diesem Feld mit der echten Hydra des Themas zu tun bekommen haben.« (Paeschke an Hocke, 2.2.1959) Hocke selbst war sich den Schwierigkeiten bewusst. In einer undatierten handschriftlichen Notiz in den nachgelassenen Materialmappen zum Literaturband richtet er unter der, was die Präposition anbelangt, ungewöhnlichen Überschrift »Zu Stil des Buches« mahnende Worte an sich selbst. Sie zeugen von innerem Widerstreit: »Klar, kurz, elegant, klassisch à la Racine. Alles Überflüssige weg. Nicht »angeben«. Freundliche Sicherheit. Nicht Emphase, keine Hitze. Kälte. Kürze. Schärfe, aber Liebe, Herz, Sinn.« (Nachlass Hocke) Einen weitaus radikaleren Umgang mit dem literarischen Material, der jenseits solcher Autosuggestion liegt, es mit dem eigenen anti-klassischen Stil nicht zu übertreiben, stellt er in einem Brief an den Rowohlt-Verleger Heinrich Maria Ledig-Rowohlt in Aussicht. Er habe zunächst fünfzig bis sechzig Fotos für den Band vorgesehen, sei aber auf »derart sensationelles Material« gestoßen, dass er »auf die Zahl von 128 gekommen« sei (Hocke an Ledig-

Rowohlt, 16.10.1958, Herv. i.O.). Zwar findet sich in einer Sammelmappe für das Literaturbuch eine handschriftliche Liste aller geplanten Abbildungen, wie genau sich Hocke die plausibilisierende Interaktion von Text und Bild vorgestellt hat, lässt sich im Detail allerdings nicht rekonstruieren. Hocke weiß um die Zumutung und versucht, den Verleger mit wirkungsästhetischen Argumenten für sein Anliegen einzunehmen: »Sie können aber versichert sein, sehr verehrter Herr Ledig, dass diese Photos in ihrer Zusammenstellung mit dem Text verblüffend wirken werden. Ich bin dem Verfahren der ›picture in action‹ bei der Textgestaltung gefolgt. Jedes Photo ist also zu einer Pointe geworden, mit anderen Worten: es wäre schade, wenn auch nur eins fortfiel.« (Ebd., Herv. i.O.)

Am Ende fielen bis auf drei Illustrationen (*ML*: 19, 24) alle fort, infolge von Umfangsbegrenzungen, die für sämtliche Bände der *rde*-Serie unverbrüchlich galten (vgl. Schwerin an Hocke, 28.1.1959). Der Kunstband konnte dagegen mit 254 Schwarzweißabbildungen erscheinen, die aus drucktechnischen und Kosten-erwägungen auf anderem Papier und nicht paginierten Seiten in die Buchmitte eingebunden wurden. Hocke sah bereits bei Abschluss seiner »Vorarbeiten« den »Hauptreiz gerade dieses ersten Kunstbandes in der Illustrierung [...], die, was Konfrontierung angeht, in diesem Umfange noch nie gemacht wurde.« (Hocke an Grassi, 18.2.1957, Herv. i.O.) Es sei bereits vorausgesagt worden, dass die Fotos »Furore« (ebd.) machen würden.

Mit dem Verfahren der Konfrontierung war das breite Publikum von Kunstbänden wohlvertraut. Das in den fünfziger Jahren zum zehnten Mal aufgelegte *Sehen und Erkennen*, eine populäre *Anleitung zu vergleichender Kunstbetrachtung*, basierte auf diesem Prinzip, welches darauf angelegt ist, neben Unterschieden die »überraschende Ähnlichkeit« (Brandt 1952: 42; vgl. Bushart 2006: 16ff.) von Bau-, Bildwerken und Plastiken anschaulich vorzuführen. In seiner *Einführung in Kunstbetrachtung und Kunstgeschichte* von 1938, die sich – auf dem Buchrücken als *Eine Einführung für Jedermann* angepriesen – mit ihrem Obertitel *Du und die Kunst* vertraulich und sehr erfolgreich an das kunstinteressierte Publikum wandte und in den fünfziger Jahren in der Reihe *Unterhaltsame Wissenschaft* des Ullstein-Verlags wiederaufgelegt wurde, verfolgt Wilhelm Waetzoldt in einem Kapitel mit entsprechenden Abbildungen das Bildmotiv des römischen Kolosseums »durch die Jahrhunderte« (Waetzoldt 1956: 291ff.; vgl. Hockes Hinweise auf »motivkundliche Untersuchungen« bzw. »Motivforschungen des WARBURG-Instituts«, *WL*: 44 bzw. 225, Herv. i.O.). Dies ist zwar ein etwas anderes Anliegen als die paarweise Gegenüberstellung von Bildern, es half aber dennoch, »vergleichendes Sehen« (Bader/Gaier/Wolf 2010) breitenwirksam einzutrainieren. Vor allem aber ist ein Bildband von Ludwig Goldscheider zu erwähnen, der bereits Anfang der fünfziger Jahre *5000 Jahre Moderner Kunst*, genauer *Kunst der Gegenwart und Kunst der Vergangenheit in Gegenüberstellungen*, auf den Buchmarkt brachte und abgesehen von einer kurzen »Vorbemerkung« ganz auf die synchronisierende Kraft des Bildmediums vertraut (Goldscheider 1952; vgl.

Grasskamp 2014: 105f.). Die wenigen einleitenden Zeilen, die Goldscheider den 98 paarweise angeordneten Abbildungen seines von Hocke nicht erwähnten Buchs voranstellt, verraten auch, wie geläufig der Konnex von Moderne und einer Vielfalt von Manierismen in den fünfziger Jahren war (vgl. ebd.: Vorbemerkung). Goldscheider greift historisch weiter aus, das Prinzip ist aber dasselbe wie bei Hocke. Es werden, so der Anspruch, Kunstwerke über Jahrhunderte bzw. Jahrtausende hinweg auf ihre Ähnlichkeiten hin ansichtig gemacht. Hocke steigert die Suggestivkraft von Bildgegenüberstellungen noch, indem er im Gegensatz zur Praxis der anderen, für das Rezeptionsklima der fünfziger Jahre repräsentativen Titel darauf verzichtet, den Abbildungen Hinweise auf Entstehungsdaten beizufügen. Dies verweist auf ein elastisches Verhältnis von sprachlichen und optischen Anteilen einer multiplen Plausibilität. Sprachlich Behauptetes lässt sich mittels Bildprogramm vielleicht nicht konterkarieren, so doch überakzentuieren: Während Hocke im Text neben der von ihm forcierten Deutung des Manierismus als »Konstante des europäischen Geistes« (WL: 226; vgl. ebd.: 107, ML: 305) auch epochale Einteilungen gelten lässt, suggeriert die buchtechnisch gesonderte Bilderordnung geschichtslose Gleichförmigkeit.

»bewundernswert«

Gustav René Hockes Selbstverständnis zielte auf Ingeniösität. Ihm war daran gelegen, pointierte Thesen wirkungsstark zu belegen. Er wollte verblüffen und Stauen erregen, ganz so wie es die von ihm dargestellten manieristischen Theoretiker, Maler und Autoren beschrieben und betrieben haben. Gemessen daran hätte er es vermutlich als vulgär abgetan, Plausibles im Sinne eines jedermann Einleuchtenden anzustreben. Mit seinen eigenen Text- und Bildverfahren sah er sich eher in der rhetorischen Nachfolge eines Emanuele Tesauro, Matteo Peregrini bzw. Pellegrini und Baltasar Gracián (vgl. WL: 14f., ML: 99). Dies bestätigt der »Gestus« seines Nachlasses. Karteikarten finden sich kaum, und Notizbücher brechen gewöhnlich früh ab. Bleiben als Vorarbeiten für seine Publikationen die unzähligen losen Blätter und Zettel unterschiedlichen Formats, die er in rubrizierten Pappmappen ablegte. Hocke, der zumeist eine blaue Kugelschreibermine verwendete und, so steht zu vermuten, in einem späteren Durchgang mit roter Mine besonders Wichtiges unterstrich, hervorhob und ergänzte, hat im Allgemeinen darauf verzichtet, handschriftliche Aufzeichnungen und Notizen zu datieren. Sie verzeichnen neben Listen, Expositionen und Exzerpten immer wieder gehetzt wirkende Einfälle und können als Belege für seine eigenen Versuche in »Pointenkunst« gelten (WL: 8; ML: 167). Längere Exzerpte sind selten, eines von Erwin Panofskys *Idea*-Aufsatz, der für Hockes Formel einer manieristischen, subjektiven »Idea-Kunst« (WL: 107; vgl. ebd.: 44) maßgeblich war, ragt in seiner Ausführlichkeit heraus. Ganzseitig beschriebene Wort-

und Merklisten in verschiedenen Mappen – »Begriffe zur Kennzeichnung von M« in blauer oder eine »Liste der manieristischen Grundbegriffe gestern und heute« in roter Handschrift (Nachlass Hocke) – deuten darauf hin, dass er neben einem effektvollen Arrangieren seiner Bildersammlung ein scharfsinniges Begriffsgeflecht anstrebte. Der ›Gestus‹ des nachgelassenen Materials strahlt Hockes Verlangen aus, verblüffende Wirkungen hervorzubringen.

Es »entzückt« ihn daher nicht (Hocke an Grassi, 23.7.1956), als Ernesto Grassi in seiner Antwort auf seinen Brief vom 10. Juni 1956 seine verbindliche Bereitschaft einfordert, eine Manierismus-Studie für die *rde* zu schreiben, und ankündigt, sich andernfalls »an jemanden anderen [zu] wenden.« (Grassi an Hocke, 13.6.1956) Hocke nimmt es zwar »nicht tragisch« (Hocke an Grassi, 23.7.1956), lässt aber durchblicken, dass er ein solches Unterfangen angesichts vertraulicher Gespräche in Rom, in denen er Ideen und Fotos mit Grassi geteilt habe, für inopportun halte, selbst wenn er weiterhin nicht zu einer abschließenden Einigung bereit sei. Drei Monate später macht Hocke Werbung in eigener Sache. Er übersendet Grassi »Pressestimmen zu den beiden Manierismus-Essays im ›Merkur‹« (Hocke an Grassi, 23.10.56). Seine maschinenschriftlichen Abschriften enthalten einen längeren Auszug aus einem *Welt*-Artikel, der seinen Beitrag in der *Merkur*-Jubiläumsausgabe lobt: »Er ist die gediegene, wenn auch knappe Arbeit eines Eingeweihten, darum fruchtbar und spannend, an- und aufregend.« (Ebd.; vgl. Sanders 1956) Indem sich Hocke gegen eine drohende Verfasserkonkurrenz verwahrt und die Bezeichnung als ›Eingeweihter‹ zu eigen macht, beansprucht er eine konstitutive Verbindung zwischen einem transepochal verstandenen Manierismus in Kunst und Literatur und seinem eigenen Autorsubjekt, dem esoterische Kenntnisse zugetraut werden.

Gepaart mit Hockes ausgeprägter Wirkungsabsicht ruft dieses Selbstverständnis einen binnenmanieristischen Diskurs der Plausibilität auf, in dem die Eigenschaft, ›plausibel‹ zu sein, nicht Aussagen vorbehalten ist, sondern auch auf Personen bezogen wird. Diese Traditionslinie, über ›plausibel‹ nachzudenken, soll abschließend wenigstens angedeutet werden. Bei Gracián gewinnt ›Plausibilität‹ vor allem im Rahmen eines höfischen Interaktionskontextes den Status einer Tugend (Díez Fernández 2009: 17 und passim). Werner Krauss übersetzt in seinem viel beachteten Buch über *Graciáns Lebenslehre* die spanische ›plausibilidad‹ als »[g]efälliges Wesen« (Krauss 1947: 139) und verortet sie in Graciáns Typologie der »›Vollkommenheiten‹« (ebd., Herv. i.O.) als »passive Eigenschaft« (ebd.: 141), die Ergebnis äußerer Zuerkennung ist. Der 300. und abschließende Aphorismus von Graciáns *Handorakel* reiht das spanische ›plausible‹ in eine Aufzählung von Eigenschaften ein, die »einen Mann [...] zu einem Helden in jedem Betracht machen.« (Gracián 1992: 126; vgl. Díez Fernández 2009: 18) 1832 übersetzt Arthur Schopenhauer ›plausible‹ hier mit »beifällig«, Hans Ulrich Gumbrecht entscheidet sich in seiner Neuübersetzung für »bewundernswert« (Gracián 1992: 126; vgl. ebd. XVIII; Gracián 2020: 170).

Dieses ›bewundernswert‹ verweist auf den Kontext der auch für Hocke zentralen Meraviglia-Ästhetik, in dem das ›Plausible‹ in Begriffsrelationen eintritt, die es vom ›Einleuchtenden‹ und der Welt des ›jedermann‹ wegführen (vgl. Lange 1968: 117). Seine Bedeutungsdimensionen systematisiert Matteo Pellegrini in dem Traktat *Delle Acutezze* aus dem Jahr 1639. In seiner eingehenden Interpretation dieses Textes, die in einer ebenfalls von Ernesto Grassi herausgegebenen Buchreihe erschien, gelingt es Klaus-Peter Lange, den von Pellegrini hergestellten engen Zusammenhang zwischen scharfsinnigen Aussagen und einer in ihnen durchscheinenden, besonderen Befähigung der Aussagenden zu belegen (ebd.: 116–130). Maßgeblich für Langes Pellegrini-Lektüre ist demnach, dass Hörer:innen in einer Aussage, die ihre Bewunderung erregt und ihnen, so Pellegrini in Langes Übersetzung, »auf sehr plausible Weise genußvoll« (ebd.: 122) wird, »die ingeniose Fähigkeit des Sprechenden« (ebd.: 127, Herv. i.O.) bemerken. »Der Hörer ›schließt‹ also«, bringt Lange seine Deutung auf den Punkt, »irgendwie von dem, was sich ihm konkret darbietet (die tatsächliche ›acutezza‹), auf eine innere seltene Fähigkeit des Sprechers.« (Ebd.: 128, Herv. i.O.; vgl. 130) Ohne ausführlich in die Details dieser Dimension einer multiplen Plausibilität einzutreten, zeichnet sich folgendes Bedingungsgefüge ab: Eine Aussage ist plausibel, wenn sie bei Rezipierenden Genuss auslöst, weil sie Bewunderung erregt, und wenn in diesem Prozess der außerordentliche ingeniose Scharfsinn des oder der Produzierenden präsent bleibt. Dies kann es auch rechtfertigen, die Eigenschaft ›plausibel‹ im Sinne von ›beifällig‹ oder ›bewundernswert‹ auf die hervorbringende Person zu beziehen und nicht nur auf das Hervorgebrachte. ›Multiple Plausibilität‹ bedeutet im Falle eines auflagenstarken Autors von *rowohlts deutscher enzyklopädie* in den fünfziger Jahren also: Gustav René Hocke beanspruchte mit seinen Manierismus-Studien Bewunderung und konnte darauf vertrauen, dass seine Text- und Bild-Kompositionen dem Publikum einleuchten.

Literaturverzeichnis

Archivbestände

Bestände des Deutschen Literaturarchivs Marbach:

Nachlass Hocke, Gustav René (1908–1985), Signatur: A: Hocke, Gustav René.

Redaktionsarchiv der Zeitschrift *Merkur* aus den Jahren 1946–1978, Signatur: D: Merkur (Depositum in der A-Reihe) – Briefwechsel von Joachim Moras und von Hans Paeschke, den beiden Herausgebern des *Merkur*, mit Gustav René Hocke.

Verlagsarchiv Rowohlt (inklusive *rde*-Archiv), Signatur: A: Rowohlt-Verlag – Briefwechsel von Ernesto Grassi, Herausgeber der *rde*, von Heinrich Maria Ledig-Rowohlt, Rowohlt-Verleger, und von Ursula Schwerin, Redakteurin der *rde*, mit Gustav René Hocke.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1970a): »Der Ur«, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Band 20/2. *Vermischte Schriften II*, hg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 562–564.
- Adorno, Theodor W. (1970b): *Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie*, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Band 6. *Negative Dialektik/Jargon der Eigentlichkeit*, hg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 413–526.
- Asal, Sonja (2020): »Zwischen Humanismus und zweiter Aufklärung. Ernesto Grassi publizistisches Unternehmertum«, in: Dies./Anette Meyer (Hg.), *Ernesto Grassi in München. Aspekte von Werk und Wirkung*, Paderborn: Wilhelm Fink Verlag, S. 147–193.
- Assmann, Aleida (1997): »Ex oriente nox. Ägypten als das kulturelle Unbewußte der abendländischen Tradition«, in: Staehelin, Elisabeth/Jaeger, Bertrand (Hg.), *Ägypten-Bilder (= Orbis biblicus et orientalis, Band 150)*, Freiburg, Schweiz: Universitätsverlag, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 173–186.
- Bader, Lena/Gaier, Martin/Wolf, Falk (2010): *Vergleichendes Sehen (= Eikones)*, München: Wilhelm Fink Verlag.
- Benn, Gottfried (1951): *Probleme der Lyrik*, Wiesbaden: Limes Verlag.
- Benn, Gottfried (1955): »Einleitung«, in: *Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts. Von den Wegbereitern bis zum Dada*, Wiesbaden: Limes Verlag, S. 5–20.
- Böhnert, Martin/Reszke, Paul (2015): »Linguistisch-philosophische Untersuchungen zu Plausibilität: Über kommunikative Grundmuster bei der Entstehung von wissenschaftlichen Tatsachen«, in: Julia Engelschalt/Arne Maibaum (Hg.), *Auf der Suche nach den Tatsachen: Interdisziplinäre Perspektiven auf die Materialität, Vielfalt und Flüchtigkeit wissenschaftlichen und technischen Wissens (= INSIST-Proceedings, Band 1)*, PID: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-454743>, S. 40–67.
- Brandt, Paul (1952): *Sehen und Erkennen. Eine Anleitung zur vergleichenden Kunstbetrachtung*, 10. Auflage, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
- Bushart, Magdalena (2006): *Logische Schlüsse des Auges. Kunsthistorische Bildstrategien 1900–1930*, in: Bernd Carqué/Daniela Mondini/Matthias Noell (Hg.), *Visualisierung und Imagination. Materielle Relikte des Mittelalters in bildlichen Darstellungen der Neuzeit und Moderne (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Band 25, 2. Teilband)*, Göttingen: Wallstein, S. 547–595.
- Carlsson, Anni (1953/54): *Literaturmetaphysik im feuilletonistischen Zeitalter*, in: *Neue Schweizer Rundschau*, N.F. 21, S. 74–85.
- Curtius, Ernst Robert (1993): *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, 11. Auflage, Tübingen/Basel: Francke.
- Díez Fernández, J. Ignacio (2009): »Plausibilidad«, in: *Conceptos. Revista de Investigación Graciana* 6, S. 11–26.

- Döring, Jörg/Lewandowski, Sonja/Oels, David (2017): rowohlts deutsche enzyklopädie. Wissenschaft im Taschenbuch 1955–68. Themenheft Non Fiktion. Arsenal der anderen Gattungen, 12. Jahrgang, Heft 2, Hannover: Wehrhahn Verlag.
- Enzensberger, Hans Magnus (1962): »Bildung als Konsumgut. Analyse der Taschenbuch-Produktion«, in: Ders., Einzelheiten, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 110–136.
- Gehlen, Arnold (1958): »Die Welt als Labyrinth (Gustav René Hocke)«, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für Europäisches Denken 121, S. 535–558.
- Gehlen, Arnold (2016): Zeit-Bilder, in: Ders., Zeit-Bilder und weitere kunstsoziologische Schriften (Gesamtausgabe 9), Karl-Siegbert Rehberg/Matthes Blank/Hans Schilling (Hg.), Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann, S. 1–332.
- Goldscheider, Ludwig (1952): 5000 Jahre Moderne Kunst oder: Das Bilderbuch des Königs Salomo. Kunst der Gegenwart und Kunst der Vergangenheit in Gegenüberstellungen, London: Phaidon-Verlag.
- Gracián, Baltasar (1992): Handorakel und Kunst der Weltklugheit. Deutsch von Arthur Schopenhauer, 13. Auflage, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
- Gracián, Baltasar (2020): Handorakel und Kunst der Weltklugheit, übers. v. Hans Ulrich Gumbrecht, Ditzingen: Philipp Reclam jun.
- Grassi, Ernesto (1958): Die zweite Aufklärung. Enzyklopdädie heute. Mit lexikalischem Register zu Band 1–75 (= rowohlts deutsche enzyklopädie, Band 76/77), Hamburg: Rowohlts Taschenbuch Verlag.
- Grasskamp, Walter (2014): André Malraux und das imaginäre Museum. Die Weltkunst im Salon, München: C.H. Beck.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (1854): Deutsches Wörterbuch. Erster Band. A–Biermolke, Leipzig: Verlag von S. Hirzel.
- Grohmann, Will (1958): »Wenn das Gespiegelte zum Spiegel wird«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 26.04.1958, S. BuZ5.
- Hocke, Gustav René (1956a): »Über Manierismus in Tradition und Moderne«, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für Europäisches Denken 98, S. 336–363.
- Hocke, Gustav René (1956b): »Manier und Manie in der europäischen Kunst«, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für Europäisches Denken 100, S. 535–558.
- Hocke, Gustav René (1957): Die Welt als Labyrinth. Manier und Manie in der europäischen Kunst. Beiträge zur Ikonographie und Formgeschichte der europäischen Kunst von 1520 bis 1650 und der Gegenwart (= rowohlts deutsche enzyklopädie, Band 50/51), Hamburg: Rowohlts Taschenbuch Verlag.
- Hocke, Gustav René (1959): Manierismus in der Literatur. Sprach-Alchimie und esoterische Kombinationskunst. Beiträge zur Vergleichenden Europäischen Literaturgeschichte (= rowohlts deutsche enzyklopädie, Band 82/83), Hamburg: Rowohlts Taschenbuch Verlag.
- Hocke, Gustav René (1991): Europäische Tagebücher aus vier Jahrhunderten. Motive und Anthologie, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.

- Hofmann, Walter Jürgen (1996): »Hans Sedlmayr. Europäische Kunst im Zeitalter des Manierismus. Mit einer Einleitung herausgegeben von Walter Jürgen Hofmann«, in: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 49, S. 75–90.
- Hofmann, Werner (1957): Zeichen und Gestalt. Die Malerei des 20. Jahrhunderts (= Bücher des Wissens, Fischer Bücherei, Band 161), Frankfurt a.M.: Fischer Bücherei KG.
- Holz, Guido (1961): »Gustav René Hocke. Manierismus in der Literatur. Sprach-Alchimie und esoterische Kombinationskunst. Beiträge zur Vergleichenden Europäischen Literaturgeschichte. Hamburg. Rowohlt 1959. 339 S., 3,30 DM«, in: Muttersprache. Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache 11/71, S. 351–352.
- Jünger, Ernst (1959): An der Zeitmauer, Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- Kasper, Norman (2021): Episteme des »Ur« bei Ernst Jünger. Paläontologie und Vorgeschichte (= Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, Band 100 (334)), Berlin/Boston: Walter de Gruyter.
- Koch, Lutz (2002): »Versuch über Plausibilität«, in: Andreas Dörpinghaus/Karl Helmer (Hg.), Rhetorik – Argumentation – Geltung, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 193–204.
- Korn, Karl (1962): Sprache in der verwalteten Welt, erw. Ausg., München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Krauss, Werner (1947): Graciáns Lebenslehre, Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann.
- Kunisch, Hermann (1961): Zum Problem des Manierismus. Einführung, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch. Neue Folge. Band 2, S. 173–176.
- Lange, Klaus-Peter (1968): Theoretiker des literarischen Manierismus. Tesauros und Pellegrinis Lehre von der »Acutezza« oder von der Macht der Sprache (= Humanistische Bibliothek. Abhandlungen und Texte. Reihe I: Abhandlungen, Band 4), München: Wilhelm Fink Verlag.
- Lechner, Alexander (2009): »Applaus«. Publikumskundgebungen vom Affekt zur Konvention. Fragmentarische theaterhistorische Untersuchung des Beifalls, Diplomarbeit Universität Wien.
- Lein, Edgar/Wundram, Manfred (2008): Manierismus (= Kunst-Epochen, Band 7), Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- Luhmann, Niklas (1980): Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition, in: Ders., Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 9–71.
- Meißner, Stefan (2007): »Wahrheit oder Plausibilität? Mögliche Konsequenzen in der Wissenschaft«, in: Ronald Langner et al. (Hg.), Ordnungen des Denkens. Debatten um Wissenschaftstheorie und Erkenntniskritik, Berlin: LIT-Verlag, S. 87–96.

- Pietreck, Judith (2018): »Klatschen«, in: Heiko Christians/Nikolaus Wegmann/Matthias Bickenbach, (Hg.), *Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs*, Band 2, Köln: Böhlau, S. 220–238.
- Rolf, Thomas (2011): »Tiefe«, in: Ralf Konersmann (Hg.), *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, 3. erweiterte Auflage, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 463–476.
- Sanders, Rino (1956): »Fern von allen Thesen und Programmen. 100 Hefte ›Merkur‹«, in: *Die Welt* Nr. 161 vom 12. Juli 1956.
- Schildt, Axel (2017): »Der Humanismus der ›zweiten Aufklärung‹. Ernesto Grassi rowohlts deutsche enzyklopädie«, in: Matthias Löwe/Georg Streim (Hg.), »Humanismus« in der Krise. Debatten und Diskurse zwischen Weimarer Republik und geteiltem Deutschland (= *Klassik und Moderne*, Band 7), Berlin/Boston: Walter de Gruyter, S. 309–330.
- Sedlmayr, Hans (1959): »Michelangelo. Versuch über die Ursprünge seiner Kunst«, in: Ders., *Epochen und Werke* (= *Gesammelte Schriften zur Kunstgeschichte*, Band 1), Wien: Herold, S. 235–251.
- Stedel-Günther, Andrea (2003): »Plausibilität«, in: Gert Ueding (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Band 6, Tübingen: Niemeyer, Sp. 1282–1285.
- Waetzoldt, Wilhelm (1956): *Du und die Kunst. Eine Einführung in Kunstbetrachtung und Kunstgeschichte* (= *Unterhaltsame Wissenschaft*), Berlin: Ullstein.
- Wellershoff, Dieter (1952): »Dies alles gilt nur innerhalb meiner Worte«. Benn und die Epigonen«, in: *Deutsche Studentenzeitung* 2:7, S. 20.
- Wyss, Beat (1997): *Trauer der Vollendung. Die Geburt der Kulturkritik*, 3., durchges. Auflage, Köln: DuMont Buchverlag.

Infrastrukturelle Ästhetik

Zur Plausibilisierung ökologischer Transformation in der literarischen Moderne

Timo Müller

Die moderne Literatur ist schlecht dafür gerüstet, den Klimawandel abzubilden. So argumentiert der Schriftsteller Amitav Ghosh in seinem vielbeachteten Essay *The Great Derangement* (2016). Durch ihre Beschränkung auf den Gesichtskreis des bürgerlichen Individuums habe die Literatur verlernt, sich mit den großen raumzeitlichen Skalen auseinanderzusetzen, vor deren Hintergrund die tiefgreifenden Auswirkungen menschlichen Handelns auf das globale Ökosystem erst verstehbar werden. Das literarische System habe gewissermaßen die Illusion der westlich-globalen Moderne übernommen, dass es sich bei Naturphänomenen, die sich der Kontrolle technischer Planung entziehen, um außergewöhnliche, unwahrscheinliche oder gar katastrophale Ereignisse handle, die allenfalls Stoff für Science-Fiction oder Horrorgeschichten lieferten, nicht aber für ernsthafte Literatur. Als Ausweg aus dieser Verengung empfiehlt Ghosh eine offenere Auseinandersetzung mit den Potentialen solcher marginalisierter Gattungen, insbesondere aber eine Rückbesinnung auf literarische Verfahren, die von der Moderne verdrängt wurden – etwa die epischen und mythologischen Erzählungen indigener Gesellschaften.

Zusammen mit diesen literarischen Verfahren wertet Ghosh eine Funktion von Literatur auf, die auf theoretischer Ebene nicht mehr häufig reflektiert wird: die der Plausibilisierung. Ohne den Begriff selbst zu verwenden, schreibt Ghosh der Literatur sowohl das ästhetische Potential als auch die ethische Pflicht zu, die umfassenden Auswirkungen menschlichen Handelns auf die Umwelt plausibel zu machen, indem sie die Leser und Leserinnen auch von solchen Zusammenhängen überzeugt, die nicht offensichtlich, beweisbar oder weithin anerkannt sind (Stuedel-Günther 2003). Diese Zuschreibung knüpft an eine lange Tradition insbesondere der westlichen Literaturtheorie an.

Schon die antiken Philosophen rückten die Plausibilisierung ins Zentrum ihres Denkens über Literatur. Plato lehnt die Literatur bekanntlich ab, weil sie wie alle Kunst vorgebe, das Wahre darzustellen, tatsächlich aber nur eine Welt nachahme, die selbst bereits Nachahmung des Wahren sei. Die Dichter seien geübt darin, auch

jenes nachzuahmen, das sie gar nicht vollständig verstehen bzw. ausführen können. In dieser Plausibilisierungsleistung sieht Plato eine Gefahr für das Gemeinwesen, weil sie die Menschen in die Irre führe. Aristoteles nimmt die Mechanismen dieser Leistung genauer in den Blick, wenn er definiert, dass Literatur nicht mitteilt, was geschehen ist, sondern was geschehen sein könnte, und dass sie dieses »nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit [*eikos*] oder Notwendigkeit« darstellt (Aristoteles 2010: 1451a 36–38). Das aristotelische *eikos* wird traditionell mit ›Wahrscheinlichkeit‹ übersetzt, hat hier aber keine mathematische oder ontologische Bedeutung, sondern meint das allgemeine Empfinden, das sich das Dargestellte so zugetragen haben könnte (Kloss 2003). Eine treffendere Übersetzung wäre also ›nach den Regeln der Plausibilität‹. Damit würde auch die Mehrdeutigkeit des Regelbegriffs erklärbar, welche die Aristoteles-Forschung hier ausgemacht hat: Zur Plausibilisierung des Dargestellten können sowohl literarische Konventionen als auch empirisch überprüfbare Sachverhalte wie die Übereinstimmung mit gesellschaftlichen Erfahrungswerten oder physikalischen Gesetzen herangezogen werden. Plato und Aristoteles identifizieren also zwei Grundachsen der Plausibilisierungsfunktion von Literatur: Ontologisch ist die Literatur ihrem Wesen nach Plausibilisierung, weil sie auch Unwahres und Unmögliches so darstellen kann, dass eine breite Leserschaft es für möglich hält. Pragmatisch hat sie dafür formalästhetische Strategien herausgebildet, die auch über den konkreten Darstellungsanlass hinaus verwendet und von der Literaturwissenschaft analytisch nachvollzogen werden können.

Diese Plausibilisierungsstrategien hat die Literatur seit jeher auch zu gesellschaftlichen Zwecken eingesetzt, insbesondere um Abstrakta (Gott, Moral, Nation usw.) nachvollziehbar zu machen. In der Moderne besteht dafür vielfältiger Bedarf: die gewaltigen Zeitspannen der Evolutionsbiologie, die globale Vernetzung infolge technologischen Fortschritts und nicht zuletzt die Wechselwirkungen innerhalb des planetaren Ökosystems – all das sind abstrakte Größen, die auf vielfältige Weise plausibilisiert werden müssen, um Individuen ihre Handlungsoptionen und deren Folgen verständlich zu machen. Die Literatur als Leitmedium der Moderne spielte von Beginn an eine wichtige Rolle in dieser Plausibilisierung, wie Studien etwa zur kollektiven Imagination nationaler Gemeinschaften gezeigt haben (Anderson 2006).

Doch gilt dies auch für die ökologischen Transformationen des Anthropozäns? Oder trifft Ghoshs Behauptung zu, dass sich die moderne Literatur aus den großen Zusammenhängen zurückgezogen hat, in denen diese Transformationen erst plausibel werden können? In der ökologisch orientierten Literaturwissenschaft, dem rasant wachsenden Feld des *Ecocriticism*, finden sich unterschiedliche Einschätzungen. In der Tat kritisieren viele Arbeiten implizit oder explizit, dass weite Bereiche der modernen Literatur sich nicht systematisch mit ökologischen Zusammenhängen auseinandersetzen: dass sie etwa die natürliche Umwelt zum passiven Hintergrund menschlichen Handelns degradierten (Buell 1995), zentrale Ursachen der

globalen Umweltkrise wie die Abhängigkeit von fossilen Brennstoffen verschleiern (LeMenager 2014), und allgemein zu individualistisch dächten, um ökosystemische Kräfte angemessen ausleuchten zu können (Clark 2015). In jüngerer Zeit mehrten sich jedoch auch Stimmen, die der Literatur durchaus ein Bewusstsein für die großen Maßstäbe und systemischen Fragen des Anthropozäns zuschreiben (Heise 2008; Trexler 2015). Es fällt auf, dass letztere Einschätzung sich fast ausschließlich auf Romane jüngerer Datums stützt, die wissenschaftliche Erkenntnisse und öffentliche Debatten – manchmal sogar Ghoshs Essay selbst – bereits assimiliert haben. Doch was ist mit den Klassikern der literarischen Moderne, also des frühen 20. Jahrhunderts – der Zeit, in der die Transformation des globalen Ökosystems durch den Menschen bereits voranschreitet, aber von den Naturwissenschaften noch gar nicht erfasst ist?

Tatsächlich finden sich in dieser Zeit nur vereinzelt Texte, die solche Transformationen in größerem Maßstab benennen und aufarbeiten – etwa die Versandung des Mittleren Westens in John Steinbecks *Die Früchte des Zorns* (1939), die auch im Roman zum Auslöser einer Massenmigration verarmter Bauern an die Westküste wird. Der magere Ertrag dieser literarischen Überschau ist allerdings weniger der Quellenlage geschuldet als einer verengenden Perspektive, die sich auch bei Ghosh bemerkbar macht. Sie verortet eine plausible Darstellung des Klimawandels im Bereich des Großformatigen, Außergewöhnlichen und Spektakulären. In *The Great Derangement* konzentriert sich Ghosh auf extreme Unwetter, Erdbeben und Überflutungen – auf epochale Ereignisse, welche die Routinen der technisierten Moderne durchbrechen und die von ihr verursachten ökologischen Transformationen hypervisibel machen. Was er kaum im Blick hat, sind die heute allgegenwärtigen Infrastrukturen des Klimawandels: Verteilungssysteme wie Verkehr, Elektrizität, Rohstoffkreisläufe und Informationskanäle, durch die der Mensch überhaupt erst in großem Maßstab auf die Umwelt einwirken kann. Die globale Moderne ist nicht zuletzt durch die Herausbildung solcher wirkmächtigen, weltumspannenden Infrastrukturen gekennzeichnet. Dass diese aus Ghoshs Blick geraten, ist kein Zufall: viele dieser Infrastrukturen sind darauf angelegt, aus dem Blick zu geraten, indem sie materiell verborgen, politisch legitimiert und mental routinisiert werden (Larkin 2013; Richter 2018; van Laak 2006). Ihr Zweck besteht darin, die Alltagsabläufe moderner Gesellschaften hervorzubringen, die Ghosh spektakulär aufgebrochen sehen möchte.

Die reflexive Auseinandersetzung mit der Infrastrukturierung der modernen Gesellschaft bildet eine zentrale Komponente der modernistischen Literatur. In Romanen wie *Ulysses*, *Berlin Alexanderplatz* und *Manhattan Transfer* ist Infrastruktur zugleich Leitmotiv und Strukturprinzip. Diese Erzählungen drehen sich, wie Ghosh zurecht anmerkt, um Individuen, ihr mentales Leben und ihr unmittelbares soziales Umfeld. Sie verorten diese Individuen aber in einer materiellen und mentalen Umwelt, die in nie dagewesenem Maße von Infrastrukturen durchzogen ist: von

Straßen und Transportmitteln, Krankenhäusern und Müllabfuhr, schließlich von einer überwältigenden Fülle medial vermittelter Informationen (Rubenstein 2010). Nicht umsonst ist Leopold Bloom der vermutlich erste Held der Weltliteratur, den wir beim Toilettengang begleiten – einschließlich sorgfältiger Zeitungslektüre.

Wie im Folgenden gezeigt werden soll, stellt die modernistische Literatur die Infrastrukturiertheit des modernen Lebens jedoch nicht nur auf der Handlungsebene dar, die Ghosh in den Mittelpunkt seiner Argumentation rückt. Nur wenige Aspekte moderner Infrastruktur manifestieren sich in einer Weise, die anhand der Interaktion individueller Figuren dargestellt werden könnte. Das unterschwellige, systemische Funktionieren dieser Infrastrukturen kann auf der Handlungsebene daher kaum plausibel gemacht werden, ganz zu schweigen von ihren multiskalaren Wechselwirkungen mit der natürlichen Umwelt. Vor diesem Hintergrund entwickelt sich ein Gestaltungsprinzip, das schon T. S. Eliot (1975 [1923]) als zentrales Anliegen der modernistischen Literatur formulierte: Die verwirrende Vielfalt fragmentarischer Sinneseindrücke und Informationen, mit denen die moderne Welt das Individuum überwältigt, wird auf der Textoberfläche radikal nachvollzogen, in der Tiefenstruktur der Texte jedoch zumindest andeutungsweise mit Ordnungsmustern unterlegt, die zumindest das Versprechen der Verstehbarkeit aufrechterhalten. Diese ambigen Ordnungsmuster, die sich in zahlreichen Werken der modernistischen Avantgarde finden, können als Versuch verstanden werden, die Infrastrukturiertheit des modernen Lebens und deren Konsequenzen für die Mensch-Umwelt-Beziehung zu plausibilisieren. Sie funktionieren selbst wie textuelle Infrastrukturen und werden häufig in Analogie zu materiellen Infrastrukturen entworfen: der Roman *Ulysses* gewinnt seine Struktur durch die Analogie zur *Odyssee*; diese manifestiert sich wiederum in der Mobilität seiner Protagonisten in den Straßen und Transportsystemen Dublins, welche den Schifffahrten des Odysseus nachgebildet ist. Die experimentelle Lyrik findet ihre textuellen Infrastrukturen in Schriftsetzungs- und Collage-Verfahren, die von den neuen materiellen Aufschreibe- und Verbreitungssystemen der Zeit inspiriert werden.

Mehr noch als die thematische Darstellung macht diese infrastrukturelle Ästhetik die modernistische Literatur zu einem Resonanzraum, in dem Mensch-Umwelt-Auswirkungen im ökologischen Sinn spür- und denkbar werden. Auch wenn die modernistische Literatur, wie Kritiker anmerken (Schuster 2017), Ressourcenverbrauch und Umweltverschmutzung selten explizit benennt, ermöglicht ihr diese Ästhetik, die systemische Transformation der natürlichen Umwelt plausibel zu machen, weil sie zwei ihrer entscheidenden Faktoren aufspürt und in ihrer Allgegenwart darstellen kann: die gegenseitige Durchdringung von Mensch und Umwelt sowie die multiskalare Dimension dieser Durchdringung.

Damit geht diese Ästhetik deutlich über das Epistem hinaus, das der zeitgenössischen Naturwissenschaft zugrunde liegt. Trotz der nivellierenden Erkenntnisse der Evolutionsbiologie, so zeigt die Wissenschaftsgeschichte, galt der Mensch in

diesem Epistem weiterhin als Souverän, der sich von seiner natürlichen Umwelt weitgehend unabhängig machen konnte und sollte. Die Disziplin der Ökologie, die sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts institutionalisierte, interessierte sich für Mensch-Umwelt-Zusammenhänge primär aus dieser Perspektive, wenn sie etwa das landwirtschaftliche Potential bestimmter ›Ökosysteme‹ (so ein neuer Begriff der Zeit) untersuchte. Sie erkannte an, dass der Mensch auf solche Ökosysteme in schädigender Weise einwirken konnte, etwa durch landwirtschaftliche Übernutzung oder die industrielle Vergiftung von Gewässern. Dass solche Schäden dauerhaft sein könnten, dass sie großflächig und gar auf globaler Ebene auftreten könnten, galt jedoch als abwegige Annahme, die nicht ernsthaft diskutiert wurde (Ågren/Andersson 2011: 8–24; McIntosh 1985: 28–68; Worster 1994; Zirstein 1994).

Ganz anders die modernistische Literatur. Sie trägt auf verschiedenen Ebenen dazu bei, die wechselseitige Durchdringung von Mensch und Umwelt zu plausibilisieren. Ihre Figuren sind einer Flut materieller und sinnlicher Einflüsse ausgesetzt und befinden sich dadurch in einem kontinuierlichen körperlichen und geistigen Austausch miteinander und mit ihrer Umwelt. Umgekehrt schaffen sie auf materieller und mentaler Ebene Strukturen, mit denen sie diese Umwelt in großem Maßstab verändern. In ihrer Darstellung dieser wechselseitigen Durchdringung erfasst die modernistische Literatur enorme raumzeitliche Skalen, vom Moment bis zur Epoche, von der unmittelbaren Umgebung bis zu kontinentalen und planetaren Wechselwirkungen. Ihre infrastrukturelle Ästhetik ist ein wichtiges Mittel, um diese Dimensionierungen plausibel zu machen. Sie zeigt den Menschen immer schon als relationales Wesen, das in größeren ökosystemischen Zusammenhängen existiert, ohne sich dessen immer bewusst zu sein. Sie setzt die individuellen Alltagserfahrungen der Moderne ins Verhältnis zu diesen Zusammenhängen und macht damit kausale Wechselwirkungen auch auf raumzeitlichen Skalen plausibel, die sich der individuellen Wahrnehmung entziehen. Sie legt epistemologische Grundlagen, auf denen die massive Erhöhung der Reichweite menschlichen Handelns gedacht werden kann.

Dadurch kann die Literatur die ökologischen Transformationen der Moderne bereits nachvollziehen und plausibilisieren, bevor sie wissenschaftlich erfassbar sind. Während die von Ghosh besprochenen Beispiele sich auf die Auswirkungen dieser Transformationen konzentrieren, nähert sich die infrastrukturelle Ästhetik der modernistischen Literatur ihren Ursachen. Dies soll im Folgenden an zwei Beispielen aufgezeigt werden, die unterschiedliche Spielarten infrastruktureller Ästhetik markieren: an Virginia Woolfs Roman *Mrs. Dalloway* (1925) und William Carlos Williams' experimentellem Gedichtband *Spring and All* (1923), der thematisch ganz anders gelagert scheint, jedoch eine vergleichbare Ästhetik entwickelt.

Urbane Infrastrukturen in *Mrs. Dalloway*

Mrs. Dalloway ist einer der klassischen Großstadtromane der literarischen Moderne. Er ist durchzogen von urbaner Infrastruktur, die sowohl die Handlung treibt als auch dem Roman ein formales Gerüst gibt. So kann der Roman das chaotische Leben in der modernen Großstadt abbilden und ästhetisch erfahrbar machen und trotzdem die Handlungsstränge und Figuren verknüpfen. Gleich zu Beginn wird diese Technik anhand des Autos eingeführt, das die Protagonistin bei ihrem Morgeneinkauf in der Bond Street sieht. Während es sich langsam den Weg durch die Innenstadt bahnt, wird das Auto von allen Protagonisten des Romans wie auch von zahlreichen Nebenfiguren wahrgenommen und schafft so eine Verknüpfungsebene, die ständige Perspektivwechsel und Handlungssprünge ermöglicht, ohne dass der Roman ins Arbiträre abgleitet.

Eine ähnliche infrastrukturierende Doppelfunktion haben die Glockenschläge des nahegelegenen Big Ben. Sie synchronisieren das vielfältige Leben der Großstadt, strukturieren es durch die engmaschige, viertelstündliche Zeitangabe und stehen beispielhaft für die Rolle der einheitlichen Zeitmessung als Infrastruktur, die das moderne Leben, seine Vernetzung verschiedenster Technologien zum Zweck der Effizienz- und Geschwindigkeitssteigerung, erst möglich macht. Gleichzeitig bilden die Glockenschläge die formale Infrastruktur des Romans. Sie übernehmen die Funktion der Kohärenzbildung, die in traditionellen Romanen die Linearität des Erzählten übernimmt; und sie ermöglichen wie das Auto Perspektivwechsel und Handlungssprünge, weil sie von allen Figuren wahrgenommen werden und daher den Sprung von einer zur anderen ermöglichen.

Diese Strukturierungen sind von der Forschung bereits aufgearbeitet worden (z. B. Sim 2010; Smith 2022; Thacker 2003: 152–191). Was noch nicht beachtet wurde, ist, dass sie auch eine Plausibilisierungsfunktion haben. Sie machen Wechselwirkungen zwischen Mensch und Umwelt nachvollziehbar, die nicht allgemein ersichtlich oder weithin anerkannt sind, d. h. die plausibilisiert werden müssen. Allgemein verhält sich der Roman auffallend skeptisch gegenüber dem Offensichtlichen und Allgemeingültigen. Seine Motiv-Infrastruktur dient häufig dazu, kausalen Beziehungen nachzuspüren, die von dominanten Epistemen verdeckt oder unterdrückt werden.

Bisherige Untersuchungen des Romans haben sich vorwiegend auf zwischenmenschliche Beziehungen konzentriert und etwa gezeigt, wie die Protagonisten durch bestehende Sozial-, Wissens- und Erkenntnisstrukturen daran gehindert werden, ihre Emotionen auszuleben und ihre Persönlichkeit zu entfalten (z. B. Hawthorn 1975; Högberg 2020). Doch die Motiv-Infrastrukturen des Romans arbeiten nicht nur die Beziehungen der Menschen untereinander heraus, sondern auch ihr Verhältnis zur natürlichen Umwelt. Dieses plausibilisieren sie als wechselseitig durchdringendes, indem sie die großflächige Transformation natürlicher Räume

durch den Menschen nachzeichnen. Zugleich erweitern sie die Perspektive über individuelle Akteure und deren lokale Umwelten hinaus, so dass diese Transformation auf verschiedenen raumzeitlichen Skalen vorstellbar wird.

Beispielhaft ist das Motiv des Parks. Der Park bildete sich im späten 19. Jahrhundert als wichtiger Bestandteil urbaner Infrastruktur heraus (Cranz 1982) und übernimmt diese Funktion in *Mrs. Dalloway* sowohl auf der Form- als auch auf der Inhaltsebene. Formal ist der Roman nicht durch Kapitelstrukturen oder eine lineare Geschichte strukturiert, sondern unter anderem durch die Spaziergänge, auf denen die Figuren in unterschiedlichen Konstellationen einander und der Stadtgesellschaft begegnen. Die großflächigen Londoner Stadtparks haben sowohl als Setting als auch als Wegmarkierung dieser Spaziergänge strukturierende Funktion. In kleinerem Maßstab bestätigt sich diese Funktion im Park des Herrschaftshauses Bourton, um den sich die Jugenderinnerungen von Clarissa Dalloway und Peter Walsh drehen.

Auf der Inhaltsebene verhandelt der Roman die stadtplanerische Funktion dieser Parks. Sie entstanden als Erholungs- und Begegnungszonen des urbanen Bürgertums, das sich in den wachsenden Großstädten der Moderne den täglichen Zugang zur Natur erhalten wollte (Cranz 1982). Dadurch wurden Parks zu einer biopolitischen Infrastruktur im Foucaultschen Sinn. Ihnen liegt der Gedanke zugrunde, dass Natur einen (heilenden) Einfluss auf den Menschen hat, dass dieser aber – beispielsweise durch Landschaftsgärtnerei – gesteuert und nutzbar gemacht werden kann. In der Nutzbarmachung manifestiert sich umgekehrt der Einfluss des Menschen auf die Natur in Gestalt systematischer Überplanung und Transformation, also der Prozesse, welche die Moderne im globalen Maßstab hervorbringt. Der Stadtpark ist eine Miniatur dieser Entwicklung, doch er bleibt nicht Miniatur: zur Infrastruktur des modernen Lebens kann er nur im größeren Maßstab werden. Um den gewünschten positiven Effekt auf die Volksgesundheit zu erreichen, wird eine große Zahl systematisch verteilter und geplanter Parks benötigt, d.h. eine breitflächige Transformation von Natur.

Der Roman bildet auch diesen Maßstab ab, indem er verschiedene Londoner Parks in seine Geographie und damit in seine formale Infrastruktur einbezieht. Clarissa läuft zu Beginn des Romans durch den Green Park; Walsh und Smith begegnen sich anschließend im Regent's Park; gegen Ende kehrt Richard Dalloway durch den St. James's Park nachhause zurück. Wie das Auto in der Bond Street dienen die Parks auf dieser Ebene der Handlungsführung, erzeugen Kohärenz und bilden gesellschaftliche Hierarchien und Strukturen ab. Als moderne Großstädter, so scheint es, können die Figuren der Infrastruktur Park gar nicht entgehen, genauso wenig, wie sie den Auswirkungen der breitflächigen Transformation der natürlichen Umwelt in der Moderne entgehen können.

Der Roman plausibilisiert aber nicht nur diese Zusammenhänge, sondern auch die aus ihnen resultierenden Probleme. Denn die Parks erfüllen nicht immer den ih-

nen zgedachten Zweck. Mehr noch, selbst wissenschaftliche Autoritäten sind sich uneins, worin dieser Zweck besteht, d.h. wie sich die Interaktion von Mensch und Umwelt vollzieht. Der Roman entwirft diese Problematik beispielhaft an der Behandlung des traumatisierten Kriegsveteranen Septimus Warren Smith durch die Ärzte Holmes und Bradshaw. Beide empfehlen den Aufenthalt im Grünen, allerdings aus diametral gegensätzlichen Erwägungen. Holmes hält den Patienten zu körperlicher Bewegung an der frischen Luft an, um ihn neuen Sinneseindrücken auszusetzen, die ihn von seinen »nervösen Symptomen« ablenken (100). Bradshaw, der als geadelter Facharzt auf einer höheren Autoritätsstufe steht, empfiehlt dagegen einen Aufenthalt auf dem Land, um Sinneseindrücke zu minimieren. Beide Ärzte setzen sich nur unzureichend mit dem Patienten selbst auseinander, den sie primär als Störfaktor in einem größeren gesellschaftlichen System empfinden – Holmes der Nation, Bradshaw der natürlichen Ordnung der Dinge, in die sich nach seiner Ansicht jedes Individuum einzufügen hat.

Der Roman parallelisiert diese systemischen Überplanungen menschlichen Lebens mit denen der Stadtparks, indem er die Ursachen und Folgen von Smiths Krankheit anhand seiner Reaktionen auf den Regent's Park veranschaulicht. Als große, pastoral angelegte Grünfläche erfüllt der Regent's Park die Voraussetzungen beider ärztlicher Diagnosen: er ermöglicht Smith Bewegung an der frischen Luft, bietet aber auch Rückzugsmöglichkeiten in die Natur. Der Bewusstseinsstrom, der Smiths Reaktion auf diese Einflüsse aufzeichnet, zeigt allerdings, dass keine der Therapien zum Erfolg führen wird. Egal ob seine Frau ihn auf neue Eindrücke aufmerksam macht oder ob Smith in einem ruhigen Teil des Parks die Bäume und Vögel beobachtet; seine traumatischen Erinnerungen intensivieren sich und führen schließlich zum Zusammenbruch. Die Strategie der systemischen Überplanung führt zu unerwarteten Konsequenzen, weil sie Störungen im Mensch-Natur-Verhältnis ignoriert und damit verstärkt. Die doppelte Infrastrukturalität des Romans – seine Verwendung materieller Infrastrukturen als formale Infrastrukturen des Textes – plausibilisiert nicht nur die große Reichweite der Transformation der Natur durch den Menschen, sondern auch die dieser Transformation inhärenten Blindstellen, die sich in unkontrollierbaren Folgen wie dem Zusammenbruch und schließlich dem Selbstmord Smiths niederschlagen.

Diese Plausibilisierungen stützen sich in *Mrs. Dalloway* häufig auf die Idee des Schmetterlingseffekts. Diese wurde erstmals von Woolfs Zeitgenossen Henri Poincaré erläutert: »Eine sehr kleine Ursache, die für uns unbemerkt bleibt, bewirkt einen beträchtlichen Effekt, den wir unbedingt bemerken müssen« (Poincaré 1972: 56; vgl. Hoff 2019). Der Effekt ist nicht vorhersagbar, weil die Ursache bestenfalls näherungsweise bekannt ist. Es handelt sich um eine für den Beobachter überraschende Ausweitung natürlicher Vorgänge, deren Verlauf nicht berechnet und damit auch nicht kontrolliert werden kann. Seinen tierischen Namen erhielt der Schmetterlingseffekt zwar erst in den 1970ern, doch bereits *Mrs. Dalloway* imagi-

niert maßstabsprengende Auswirkungen dieser Art durch das Medium der Luft, insbesondere durch die Wirkung, die moderne Infrastrukturen auf die Luft ausüben. Als das Auto zu Beginn des Romans die Bond Street verlässt, wird der Effekt zum ersten Mal expliziert:

The car had gone, but it had left a slight ripple which flowed through glove shops and hat shops and tailors' shops on both sides of Bond Street. For thirty seconds all heads were inclined the same way—to the window. Choosing a pair of gloves—should they be to the elbow or above it, lemon or pale grey? —ladies stopped; when the sentence was finished something had happened. Something so trifling in single instances that no mathematical instrument, though capable of transmitting shocks in China, could register the vibration; yet in its fullness rather formidable and in its common appeal emotional; for in all the hat shops and tailors' shops strangers looked at each other and thought of the dead; of the flag; of Empire. (19)

Die »Vibration«, die das Auto erzeugt, wabert durch seine unmittelbare Umwelt und wird durch direkten sinnlichen Kontakt »registriert«: die Kundinnen haben das Auto gesehen oder gehört. Der Roman setzt diesen kleinräumlichen Effekt in Analogie zu einer geologischen Erschütterung im weit entfernten China, die durch ein wissenschaftliches Instrument ebenfalls in London registriert werden kann und in den Anwesenden wiederum die Assoziation mit dem weltumspannenden britischen Kolonialreich auslöst. Nicht nur in der lokalen, sondern auch in der globalen Umwelt hängt alles miteinander zusammen, so dass ein kleiner Impuls große Wirkung entfalten und noch weit entfernt spürbar sein kann. Der Roman setzt sich, und damit die Literatur, in Analogie zu diesem Instrument, indem er mit seinen eigenen Mitteln (Sprache, Form, Perspektive) die Vibration des Autos in der Bond Street registriert – nicht ohne darauf hinzuweisen, dass die Literatur dem wissenschaftlichen Instrument überlegen ist, weil sie feiner misst und weil sie emotionale und mentale Übertragungen erfasst, die »mathematisch« nicht messbar sind.

Die Luft, die als Ökosystem alle und alles miteinander verbindet und als Medium für die Übertragung körperlicher wie mentaler Wechselwirkungen fungiert, dient hier zur Plausibilisierung sowohl der weitgreifenden umweltlichen Zusammenhänge als auch der von ihnen ausgelösten Schmetterlingseffekte. Die Luft ist überhaupt eine der am stärksten ausgearbeiteten Ebenen der ästhetischen Infrastruktur des Romans. Beispielsweise werden alle Haupt- und viele der Nebenfiguren als Vögel beschrieben: Clarissa empfindet ihr eigenes Gesicht als »beaked like a bird's« (11) und wird von anderen Figuren als »jay« (4) und »wagtail« (169) wahrgenommen; Peter Walsh als »hawk-like« (179), Sally als »light, glowing, like some bird« (38); Lady Bradshaw trägt »ostrich feathers« (111); Smith ist »beak-nosed« (15), seine Frau erscheint ihm als »little hen« (163) und empfindet sich selbst als »a bird sheltering« (72)

– um nur einige Beispiele zu nennen (vgl. Kostowska 2004). Auch die Bewegungen der Figuren durch ihre unmittelbare Umwelt erinnert häufig an Vögel, angefangen mit Clarissas »plunge«, aus ihrer Haustüre zu Beginn des Romans, den sie mit dem mentalen Ausruf »What a lark! What a plunge!« (3) begleitet. Als sie am Rinnstein ein vorbeifahrendes Auto abwartet, beschreibt ein Nachbar sie als »perched« (4), wie ein auf einem Ast sitzender Vogel, und vergleicht sie explizit mit einem Häher. Die Luft- und Vogelmotivik durchwirkt die Einleitungsszene des Romans und wird über den ganzen Roman hinweg immer wieder aufgegriffen: eine Bettlerin »twittered« mit »bird-like freshness« (90); Bradshaw »swooped« und »devoured« (112) wie ein Raubvogel; Miss Parry »would die like some bird in a frost gripping her perch« (178).

Diese Bildlichkeit ordnet die Figuren in ein Ökosystem der Lüfte ein, in dem ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede, vor allem aber ihre vielfältigen Wechselbeziehungen deutlich werden. Sie unterstreicht, dass die Figuren nie isoliert agieren, sondern innerhalb einer geteilten Umwelt, in der ihre Handlungen und Aussagen, wie der Flügelschlag eines Schmetterlings oder Vogels, sich auch auf Personen auswirken können, die sich gar nicht in der Nähe befinden, ja die sie vielleicht nie getroffen haben. Besonders bedeutsam werden diese ökosystemischen Zusammenhänge in der Schlusszene des Romans, als Clarissa auf ihrer Hausparty von Smiths Selbstmord erfährt. Obwohl sie ihn nicht persönlich kennt, ist sie von seinem Schicksal tief getroffen und wünscht sich, »that she could crouch like a bird and gradually revive« (203). In einer der vielen Parallelen zwischen Eröffnungs- und Schlusszene ruft Clarissas Reaktion diejenige der von ihr bewunderten Lady Bexborough auf, die während des Krieges ihren sozialen Pflichten selbst dann nachkam, als sie das Telegramm mit der Nachricht vom Tod ihres Lieblingssohnes in der Hand hielt. Der Roman führt noch einmal seine Fähigkeit vor, emotionale Erschütterungen und ihre Auswirkungen auf das gesamte Ökosystem selbst in weiter Entfernung zu registrieren.

Die formale Infrastruktur der Luftmotivik ermöglicht dem Roman auch in anderer Hinsicht die Verhandlung von Perspektiven und Zusammenhängen, die wir heute als anthropozäne verstehen (Taylor 2016). Sie bildet etwa den Ausgangspunkt der auffälligen Panoramen, mit denen der Roman gelegentlich die Grenzen des städtischen Lebens überschreitet und dieses ganz in Ghoshs Sinne in größere Umwelten einbettet. So in der Beschreibung eines Flugzeugs, das über die Stadt hinauschießt, »soaring over Greenwich and all the masts; over the little island of grey churches, St. Paul's and the rest till, on either side of London, fields spread out and dark brown woods where adventurous thrushes hopping boldly, glancing quickly, snatched the snail and tapped him on a stone, once, twice, thrice« (30). Später vollzieht sich eine ähnliche Perspektivweitung in den Gedanken Richard Dalloways, als ihn der Wind in den Straßen Londons an seine ländliche Heimat erinnert:

In Norfolk, of which Richard Dalloway was half thinking, a soft warm wind blew back the petals; confused the waters; ruffled the flowering grasses. Haymakers, who had pitched beneath hedges to sleep away the morning toil, parted curtains of green blades; moved trembling globes of cow parsley to see the sky; the blue, the steadfast, the blazing summer sky. (123–24)

In solchen Passagen weitet sich das Luft-Ökosystem der urbanen Gesellschaft auf andere Umwelten, genauer gesagt andere Ökosysteme: die Marschen der Flussmündung, die detailliert beschriebene Flora des ländlichen Norfolk. Die Luft bildet den gemeinsamen Nenner, den Himmel, unter dem sich das gesamte menschliche Leben wie auch das Ökosystem Erde entfaltet; gleichzeitig bildet sie ein Medium, das menschliche Eingriffe in dieses Ökosystem weit über den Gesichtskreis des Individuums, der Stadt oder der Nation hinaus weiterträgt. Der Roman weist zugleich durch die auffällige, ja spektakuläre Weitung der Erzählperspektivik, und auch durch das ostentativ idyllische Bild der Landbauern, auf seine eigene Rolle in der Registrierung solcher Zusammenhänge hin.

Seine deutlichste Metapher findet diese Einschreibung des Menschen in die Natur wie auch ihr Aufschreiben in der Literatur in einer weiteren materiell-symbolischen Infrastruktur des Romans: dem Flugzeug, das vor der hier zitierten Szene mehrere Runden über der Stadt gedreht und mit seinen Abgasen Buchstaben in den Himmel gezeichnet hat. Es gesellt sich zu dem Auto aus der Anfangsszene und übernimmt dieselbe Funktion in größerem Maßstab. Als visuell-aurales Phänomen findet es allgemeine Aufmerksamkeit und verbindet damit die Stadtbewohner wie auch die Handlungsstränge des Romans. Dass der Mensch sich hier mittels modernster Technologie in die Natur einschreibt (und diese dabei verschmutzt), wird allen Bewohnern spektakulär vorgeführt; was er jedoch schreibt, entzieht sich ihrem Verständnis: alle durch die Beobachtung des Flugzeugs verknüpften Figuren interpretieren die Buchstaben auf unterschiedliche Weise, so dass unklar bleibt, welches Wort das Flugzeug nachbildet. Auch hier wirkt der Mensch also in großem Maßstab auf die Umwelt ein, ohne dass die Bedeutung des Einschreibens – d.h. die Folgen dieser Einwirkung – durchschaubar und damit kontrollierbar wären.

Infrastrukturelle Ästhetik in *Spring and All*

Nicht nur diese symbolischen Infrastrukturen spielen sich außerhalb des Blickwinkels von Ghoshes *The Great Derangement* ab, sondern auch die gesamte Gattung, die diese Art der Infrastrukturierung für den Modernismus wegweisend entwickelte. Ghosh setzt die moderne Literatur nämlich mit ihrer Leitgattung, dem Roman, gleich. Zur Lyrik äußert er sich lediglich in einem kurzen biographischen Einschub zu John Miltons Versepos *Paradise Lost* (1667), das er mit der wenig zielführenden

Bemerkung abhandelt, es sei in einer Zeit ungewöhnlich niedriger Temperaturen entstanden. Die ökokritische Forschung hat bereits fundiertere Studien zur Lyrik in Zeiten von Klimawandel und Anthropozän vorgelegt (Keller 2017; Kopisch 2012; Ronda 2018). Ähnlich der Forschung zur Erzählliteratur befassen sich diese Studien fast ausschließlich mit Texten aus jüngster Zeit, die ökologische Diskurse auch inhaltlich aufarbeiten. Ein Blick auf das frühe 20. Jahrhundert ermöglicht es, diese neuen Beispiele in die formalästhetische Entwicklungsgeschichte der Naturlyrik einzuordnen und die Entstehung der infrastrukturellen Ästhetik auszuleuchten, die Romanen wie *Mrs. Dalloway* zugrunde liegt. Die Lyrik war schließlich die innovativste Gattung der Zeit und bildete insbesondere im englischen Sprachraum das bevorzugte Experimentierfeld der literarischen Moderne. Hier entstanden verschiedene Spielarten infrastruktureller Ästhetik und damit auch neue Strategien, mit denen die Auswirkungen der technisierten Moderne auf die Umwelt in unterschiedlichen Maßstäben plausibilisiert werden konnten.

Als repräsentativ für diese Experimente kann William Carlos Williams' Gedichtband *Spring and All* gelten, der aus der transatlantischen Avantgarde hervorging und die Grenzen traditioneller Lyrik in verschiedener Hinsicht sprengt. Im Wechsel von Prosa- und Verspassagen entwirft der Band auf theoretischer und praktischer Ebene eine modernistische Ästhetik, die konventionelle Wahrnehmungs- und Darstellungsmuster aufbricht, indem sie Einzelbeobachtungen in möglichst knappen, sachlichen Worten wiedergibt. Als einer der ersten Dichter nutzt Williams dafür konsequent die typographische Anordnung auf der gedruckten Seite. Indem er Zeilen und Strophen auf wenige Wörter reduziert, lenkt er größtmögliche Aufmerksamkeit auf jede wiedergegebene Beobachtung, wie auch auf die sprachlichen Mittel ihrer Wiedergabe. Auch in den Prosapassagen erschwert er demonstrativ die konventionelle Einordnung von Wörtern in lineare, kohärente Sinnzusammenhänge, etwa durch die persiflierende Verwendung falscher, doppelter oder auf den Kopf gestellter Kapitelangaben. Ähnlich den bekannteren Romanen der Zeit erscheint *Spring and All* auf den ersten Blick ungeordnet, bildet aber formale und motivische Infrastrukturen heraus, die sich im Unterschied zu diesen Romanen auch aus dem Schriftbild ergeben.

Indem er die Bedeutungsarbeit auf diese infrastrukturelle Ebene verlagert, bricht der Band etablierte Denkmuster und Logiken auf. Dies dient der Freisetzung der Imagination, die in den Prosapassagen immer wieder aufgerufen wird. In teils surrealen Bildern beschreibt Williams die Imagination als vitalisierende Kraft, die Individuum, Gesellschaft und natürliche Umwelt durchwirkt. Damit ermöglicht sie die Vision einer neuen Existenz, die den Krieg und die Entfremdung der Gegenwart überwindet. Der Band plausibilisiert diese Ontologie der wechselseitigen Durchdringung von Mensch und Umwelt mittels seiner infrastrukturellen Ästhetik. Sie bricht herrschende Raum- und Zeitvorstellungen auf und macht die Skalen, Relationen und Kontingenzen vorstellbar, auf denen Mensch und Umwelt

in der technisierten Moderne interagieren. Damit wirkt sie auf das im Titel des Bandes angedeutete Programm hin: die imaginative Erfassung der Welt in ihrer Gesamtheit (»all«) – nicht als holistische oder homogene Einheit, sondern als Fülle von Sinneseindrücken und Umweltrelationen, die viel zu weit ausgreifen, um vom Individuum überschaut oder von der Technik beherrscht werden zu können.

An die Stelle des souveränen lyrischen Ichs treten in *Spring and All* daher die materiellen Infrastrukturen der Moderne. Automobilität, Eisenbahn, Architektur und Elektrizität strukturieren sowohl die dargestellte Welt als auch die Bild- und Formensprache der Gedichte. Darüber hinaus stellen sie Metaphern für die poetologische Selbstreflexion in den Prosapassagen bereit. Beispielhaft für diese Mehrfachkodierung ist das mit Abstand bekannteste Gedicht des Buchs, Nr. 22, das unter dem Titel »The Red Wheelbarrow« geläufig ist:

so much depends

upon

a red wheel

barrow

glazed with rain

water

beside the white

chickens (74)

Die Schubkarre bildet den semantischen und perspektivischen Mittelpunkt des Gedichts, greift jedoch im Kontext des Bandes auch das Leitmotiv der mechanisch erzeugten Mobilität auf und verleiht dem Gedicht zudem seine graphische Struktur: mit drei Wörtern in der ersten und einem Wort in der zweiten Zeile sind die Strophen selbst Schubkarren nachgebildet. Dadurch wird auch die Schubkarre semantisch und graphisch in ihre mechanischen Bestandteile, »wheel« und »barrow«, zerlegt. Das Gedicht hängt also, um die erste Strophe aufzugreifen, von der Schubkarre als Synekdoche mechanischer Infrastruktur ebenso ab wie von der motivischen Infrastruktur, die der Band zu diesem Zeitpunkt bereits etabliert hat.

Auch der Titel *Spring and All* bezieht sich nicht nur inhaltlich auf die Jahreszeit, in welcher der Großteil des Buchs angesiedelt ist, sondern führt das Motiv der Erneuerung ein, das viele der Gedichte miteinander verbindet und den Fluchtpunkt der avantgardistischen Ästhetik bildet, die in den Prosapassagen programmatisch entfaltet wird. Die Erneuerung entspringt biologisch aus dem Wiedererwachen des natürlichen Lebens, mechanisch aus der Sprungfeder, die im Englisch ebenfalls mit »spring« bezeichnet wird. Auf beiden Wegen wird, so ein weiteres Leitmotiv des

Bandes, Energie freigesetzt: die Energie der Imagination. Die Prosapassagen entwickeln in lyrischer, lustvoll übertreibender Sprache die Vision einer sich von allen Fesseln befreienden Imagination. Diese Vision ist infrastrukturell durchwirkt: »The imagination is an actual force comparable to electricity or steam« (49), proklamiert Williams. Zur »Erzeugung« von Imagination wird, so legt der Vergleich nahe, eine Infrastruktur benötigt. Sucht man in *Spring and All* nach Manifestationen dieser Infrastruktur, so wird man auf zwei Ebenen fündig: der materiellen und der formal-ästhetischen.

Die materiellen Infrastrukturen des modernen Lebens nehmen eine spannungsvolle Doppelrolle in Williams' ästhetischer Vision ein. Sie errichten die Einschränkungen und Routinen, von denen sich die Imagination befreien muss, erzeugen aber gerade durch dieses Spannungsverhältnis die Energie, mit der die Imagination sich über diese Einschränkungen erheben kann. »The imagination, intoxicated by prohibitions, rises to drunken heights to destroy the world« (5): mit diesem apokalyptischen Szenario beginnt der Band. »Houses crumble to ruin, cities disappear giving place to mounds of soil« (6). Diese materiellen Infrastrukturen repräsentieren die technologisch implementierten Routinen des modernen Lebens, das die Menschen auf körperlicher wie auf mentaler Ebene voneinander und von der natürlichen Umwelt entfremdet. Die Apokalypse, die zugleich einen Neubeginn verspricht, besteht zuvorderst in der Durchbrechung dieser Routinen und damit der destruktiv-kreativen Zweckentfremdung moderner Infrastruktur: »Children laughingly fling themselves under the wheels of the street cars, airplanes crash gaily to the earth. Someone has written a poem« (7). Dass die Dichtung in der Reihe dieser Aktivitäten auftaucht, verweist auf ihre zentrale Rolle in der Wiederbelebung der Imagination, oder genauer in der Erzeugung imaginativer Energie.

Die Gedichte in *Spring and All* brechen einengende Wahrnehmungs- und Darstellungsstrukturen wie Logik, Linearität oder Ganzheitlichkeit auf, indem sie Wörter und Verse, Eindrücke und Gedanken neu arrangieren. Während Romane wie *Mrs. Dalloway* zumindest grundsätzlich an das Prinzip erzählerischer Kontinuität gebunden bleiben, entwirft Williams in seiner Lyrik eine Poetik der Kontiguität. Er löst die Wörter aus ihren herkömmlichen Verwendungszusammenhängen, reduziert sie auf die Wiedergabe einzelner Beobachtungen und Gedanken und stellt sie assoziativ nebeneinander – allerdings nicht rauschhaft oder aleatorisch, sondern, wie »The Red Wheelbarrow« beispielhaft vorführt, in wohlüberlegten Arrangements, die auf verschiedenen Ebenen neue Strukturen ausbilden: im Schriftbild, in der Zeichensetzung, in ihrer Grammatik und Motivik. Jedes Gedicht in *Spring and All*, bemerkt eine frühe Untersuchung, »bricht alte Muster auf, um sie neu zu ordnen« (Myers 1965: 300). Auffällig ist die mechanische Qualität dieser Poetik: sie behandelt Gedichte als »designed assemblies of component parts, including prefabricated parts« (Tichi 1987: 16). In dem von Williams selbst aufgerufenen semantischen

Feld lassen sich diese Wortarrangements als formalästhetische Infrastrukturen verstehen, welche die Imagination als »actual force« übertragen.

Die von *Spring and All* beschworene Kraft der Imagination entfaltet sich also nicht in Abwesenheit jeglicher Struktur, sondern in den produktiven Relationen oder Infrastrukturierungen, welche die Kunst, und hier insbesondere die Lyrik, zwischen objektiver Welt und subjektiver Wahrnehmung herstellt. Indem sie diese Relationen aus der Routine ins Bewusstsein holt, kann Williams' zusammengesetzte Sprache nicht zuletzt die vielfältigen Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Umwelt in der technisierten Moderne plausibilisieren. Sie bricht den begrenzten Horizont der Alltagsroutine auf und erzeugt damit ganz in Ghoshs Sinne eine imaginative Kraft, deren Reichweite sich über den gesamten Planeten erstreckt und von der evolutionären Frühgeschichte bis in eine apokalyptisch erneuerte Zukunft reicht.

Wie in *Mrs. Dalloway* entfaltet sich diese Reichweite im Zusammenspiel materieller und formaler Infrastrukturierungen. Einige der Gedichte in *Spring and All* weisen explizit darauf hin, dass ihre Anordnung und Relationierung von Sinneseindrücken durch materielle Infrastrukturen ermöglicht wird – insbesondere durch die Automobilität. Das erste Gedicht beginnt mit Beobachtungen »By the road to the contagious hospital« (11); das elfte Gedicht gibt eine Reihe von Beobachtungen wieder, die der Sprecher »In passing [...] on the road« (47) macht; im 24. Gedicht notiert er, »I ride in my car/I think about//prehistoric caves/in the Pyrenees« (82). In diesen Gedichten inspiriert die Autofahrt nicht nur einzelne Wahrnehmungen, sondern neue Wahrnehmungsmuster. Für den Autofahrer, der sich auf die Straße konzentriert, bleiben Beobachtungen am Straßenrand notwendigerweise fragmentarisch, tauchen unvermittelt auf und verschwinden einen Augenblick später. Sie bilden kein zusammenhängendes Narrativ, sondern eine Poetik der Kontiguität.

Die gedankliche Verbindung, die der Sprecher des 24. Gedichts zwischen moderner Straße, vorgeschichtlichen Höhlen und einem anderen Kontinent herstellt, lässt die multiskalare Reichweite dieser infrastrukturellen Imagination erahnen. Unter Nutzung technischer Infrastrukturen wird von einer Alltagsszene wie der Autofahrt auf große zeitliche und räumliche Skalen extrapoliert, auf denen auch die wechselseitige Durchdringung von Mensch und Umwelt im anthropozänen Maßstab nachvollzogen werden kann (vgl. Taylor-Wiseman 2021). Eine ähnlich rasante Perspektivweitung vollzieht sich im achten Gedicht, einer wild assoziierten Geschichte moderner Transporttechnologien von den Mythen der Antike bis zu Eisenbahn und Automobilität, die sich am Ende in eine Vision global ökosystemischer Phänomene entgrenzt. Auch diese Vision nährt sich aus dem assoziativen Nebeneinander von Wörtern und Sinneseindrücken:

wind, earthquakes in

Manchuria, a
partridge
from dry leaves (34)

Williams erreicht diese Perspektivweiterungen, indem er eine Eigenart der Versdichtung radikalisiert, die der Literaturwissenschaftler Jahan Ramazani als »the disjunctive logic of poetic lineation« (2009: 61) bezeichnet. Während der Fließtext einer Prosaerzählung raumzeitliche Kontinuität suggeriert und ein Stück weit auch erfordert, kann die Lyrik mit jeder Zeile einen neuen Ort oder eine andere Zeit eröffnen. Diese disjunktive Logik plausibilisiert nicht Linearität oder Kohärenz, sondern Relationalität und Kontingenz, etwa die Wechselwirkungen des globalen Ökosystems und deren unkontrollierbare Auswirkungen auf den Menschen.

In diesen von der Forschung wenig beachteten Dimensionen spürt *Spring and All* auch den Auswirkungen der Moderne auf das Verhältnis von Mensch und Umwelt nach. Die leitmotivischen Infrastrukturen und Technologien werden weder zelebriert noch verdammt, sondern in ihren weitreichenden Ambivalenzen ausgeleuchtet. Sie machen dem Menschen einen größeren Teil seiner Umwelt zugänglich, bergen insofern das Risiko der Überformung natürlicher Lebensprozesse durch die Routinen der technisierten Moderne, ermöglichen aber zugleich neue Formen der Wahrnehmung von und Interaktion mit Umwelt. In Auseinandersetzung mit konkreten dinglichen Bestandteilen dieser Umwelt erschließen die Gedichte in *Spring and All* diese neuen Möglichkeiten der menschlichen Vorstellung und tragen damit zur Herausbildung der epistemologischen Grundlagen bei, auf denen die globalen Maßstäbe menschlicher Auswirkungen auf die Umwelt überhaupt erst plausibel werden konnten.

*

So wie Williams scheinbar fragmentarische Alltagsszenen in übergreifende raumzeitliche Zusammenhänge stellt, führt auch Virginia Woolfs infrastrukturelle Ästhetik vom Besonderen ins Systemische: vom Glockenschlag zur Synchronisierung der modernen Lebenswelt; vom Park zum globalen Ökosystem; vom beobachteten Flugzeug zu den Umwelten, die es durchquert. Weder Williams noch Woolf sollten in anachronistischer Überschreibung als Propheten einer globalen Umweltkrise verstanden werden, die im frühen 20. Jahrhundert noch nicht absehbar war. Doch leisten sie einen wichtigen und frühen Beitrag zum Verständnis der multiskalaren Wechselwirkungen, die dieser Umweltkrise zugrunde liegen und deren Verständnis zu ihrer Bewältigung unabdingbar ist. Indem die modernistische Literatur mittels dieser infrastrukturellen Ästhetik plausibel macht, dass sich die Transformation der Umwelt durch den Menschen auch über den Gesichtskreis des

Individuums hinaus vollziehen und damit potentiell globale und epochale Ausmaße annehmen kann, nimmt sie den Grundgedanken des Anthropozäns vorweg.

Literaturverzeichnis

- Ågren, Göran I./Andersson, Folke O. (2011): *Terrestrial Ecosystem Ecology. Principles and Applications*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Anderson, Benedict (2006): *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London: Verso.
- Aristoteles (2010): *Poetik. Griechisch/Deutsch*, Stuttgart: Reclam.
- Buell, Lawrence (1995): *The Environmental Imagination. Thoreau, Nature Writing, and the Formation of American Culture*, Cambridge: Harvard University Press.
- Clark, Timothy (2015): *Ecocriticism on the Edge. The Anthropocene as a Threshold Concept*, London: Bloomsbury.
- Cranz, Galen (1982): *The Politics of Park Design. A History of Urban Parks in America*, Cambridge: MIT Press.
- Eliot, T. S. (1975 [1923]): »Ulysses, Order, and Myth«, in: Frank Kermode (Hg.), *Selected Prose of T. S. Eliot*, London: Faber and Faber, S. 176–178.
- Ghosh, Amitav (2016): *The Great Derangement. Climate Change and the Unthinkable*, Chicago: University of Chicago Press.
- Hawthorn, Jeremy (1975): *Virginia Woolf's Mrs Dalloway. A Study in Alienation*, London: Sussex University Press.
- Heise, Ursula (2008): *Sense of Place and Sense of Planet. The Environmental Imagination of the Global*, Oxford: Oxford University Press.
- Hoff, Molly (2019): »The Philosophical Lepidoptera. The Butterfly Effect in Mrs. Dalloway«, in: *Virginia Woolf Miscellany* 94, S. 34–35.
- Högberg, Elsa (2020): *Virginia Woolf and the Ethics of Intimacy*, London: Bloomsbury.
- Keller, Lynn (2017): *Recomposing Eco-poetics. North American Poetry of the Self-Conscious Anthropocene*, Charlottesville: University of Virginia Press.
- Kloss, Gerrit (2003): »Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit im 9. Kapitel der Aristotelischen Poetik«, in: *Rheinisches Museum für Philologie* 146, S. 160–183.
- Kopisch, Wendy Anne (2012): *Naturlyrik im Zeichen der ökologischen Krise. Begrifflichkeiten – Rezeption – Kontexte*, Kassel: Kassel University Press.
- Kostowska, Justyna (2004): »Scissors and Silks«, »Flowers and Trees«, and »Geraniums Ruined by the War«. *Virginia Woolf's Ecological Critique of Science in Mrs. Dalloway*, in: *Women's Studies* 33, S. 183–198.
- Larkin, Brian (2013): »The Politics and Poetics of Infrastructure«, in: *Annual Review of Anthropology* 42, S. 327–343.

- LeMenager, Stephanie (2014): *Living Oil. Petroleum Culture in the American Century*, Oxford: Oxford University Press.
- McIntosh, Robert P. (1985): *The Background of Ecology. Concept and Theory*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Myers, Neil (1965): »William Carlos Williams' Spring and All«, in: *Modern Language Quarterly* 26, S. 285–301.
- Poincaré, Henri (1972): *Wissenschaft und Methode*, Darmstadt: WBG.
- Ramazani, Jahan (2009): *A Transnational Poetics*, Chicago: University of Chicago Press.
- Richter, Steffen (2018): *Infrastruktur. Ein Schlüsselkonzept der Moderne und die deutsche Literatur 1848–1914*, Berlin: Matthes & Seitz.
- Ronda, Margaret (2018): *Remainders. American Poetry at Nature's End*, Stanford: Stanford University Press.
- Rubenstein, Michael (2010): *Public Works. Infrastructure, Irish Modernism, and the Postcolonial*, Notre Dame: University of Notre Dame Press.
- Schuster, Joshua (2017): »Where Is the Oil in Modernism?«, in: Imre Szeman/Sheena Wilson (Hg.), *Petrocultures. Oil, Energy, Culture*, Montreal: McGill-Queen's University Press, S. 197–213.
- Sim, Lorraine (2010): *Virginia Woolf. The Patterns of Ordinary Experience*, Farnham: Ashgate.
- Smith, Amy C. (2022): *Virginia Woolf's Mythic Method*, Columbus: Ohio State University Press.
- Steudel-Günther, Andrea (2003): »Plausibilität«, in: Gert Ueding (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Must-Pop. Band 6*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Taylor, Jesse Oak (2016): *The Sky of Our Manufacture. The London Fog in British Fiction From Dickens to Woolf*, Charlottesville: University of Virginia Press.
- Taylor-Wiseman, Rebekah (2021): »Spring and All's Anthropocenic Collage. Compressed Time, Deep Time, and the Urgency of Imagination«, in: *William Carlos Williams Review* 38, S. 1–20.
- Thacker, Andrew (2003): *Moving Through Modernity. Space and Geography in Modernism*, Manchester: Manchester University Press.
- Tichi, Cecelia (1987): *Shifting Gears. Technology, Literature, Culture in Modernist America*, Chapel Hill: University of North Carolina Press.
- Trexler, Adam (2015): *Anthropocene Fictions*, Charlottesville: University of Virginia Press.
- Van Laak, Dirk (2006): »Garanten der Beständigkeit. Infrastrukturen als Integrationsmedien des Raumes und der Zeit«, in: Anselm Doering-Manteuffel (Hg.), *Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*, München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, S. 167–180.
- Williams, William Carlos (1923): *Spring and All*, Paris: Contact.
- Woolf, Virginia (1992 [1925]): *Mrs. Dalloway*, London: Penguin.

Worster, Donald (1994): *Nature's Economy. A History of Ecological Ideas*, Cambridge: Cambridge University Press.

Zirnstien, Gottfried (1994): *Ökologie und Umwelt in der Geschichte*, Marburg: Metropolis.

Sektion 5: Lebensweltliche Mobilisierungen

Märkte, Modelle, Märchen

Techniken der Plausibilisierung unter Wirtschaftsexpert:innen

Stefan Leins

German growth: Ready for take-off. The catalysts for a strong expansion of the German economy during the summer half are falling into place: Global demand is picking up strongly and the vaccination momentum is finally accelerating. The 7.7 % mom [=month over month, Anm. d. Verf.] jump in March retail sales is – in our view – a strong indication for pent-up consumer demand. The phase-out of lockdown restrictions for those fully vaccinated or negatively tested, suggest to us that by the end of May the lockdown impact will have substantially eased. These developments are in line with our earlier expectations. Still, given the slightly smaller than expected drop of Q1 [= Erstes Quartal, Anm. d. Verf.] GDP (-1.7 %) and upward revisions to H2 [= Zweite Jahreshälfte, Anm. d. Verf.] 2020, we have lifted our GDP forecast for 2021 from 3.7 % to 4.0 %. Inflation has risen beyond what was assumed given higher energy prices and basis effects from last year's temporary VAT reduction. We now expect inflation (national def.) to average 2.5 % (vs. 2.2 % before) in 2021. (Deutsche Bank Research 2021)

Mit diesen Ausführungen beginnt ein öffentlich zugänglicher Marktbericht der Deutschen Bank (2021), welcher am 7. Mai 2021 publiziert wurde und eine Analyse aktueller Entwicklungen der deutschen Wirtschaft präsentiert. Solche Berichte werden regelmäßig von Finanzmarktexpert:innen publiziert und haben zum Ziel, interessierten Investor:innen eine Einschätzung über aktuelle und zukünftige Entwicklungen der Gesamtwirtschaft oder einzelner Branchen zu geben. Der Fokus auf Einschätzungen von möglichen kommenden Entwicklungen ist typisch für solche Marktberichte. Das im Bericht verwendete Wort »expect« markiert, dass es hier um subjektive Erwartungen des Autor:innenteams geht. Die Formulierung von Zukunftsszenarien ist für Investor:innen zentral, da diese als Grundlage spekulativer Aktivitäten in Finanzmärkten genutzt werden können. Wie Jens Beckert (2018) argumentiert, sind solche »fiktionalen Erwartungen« das zentrale Steuerungselement des aktuellen finanzmarktbasierten Kapitalismus. Nicht was *ist*, sondern was *sein könnte*, bestimmt darüber, wie und wo Kapital angelegt wird (vgl. Bear 2015; Guyer 2007; Leins 2018, 2020; Miyazaki 2007; Zaloom 2009).

Die Zukunftsorientierung von Finanzmarktpraktiken wurde in den vergangenen Jahren mehrfach untersucht. Dabei drehte sich die Debatte in der Soziologie vor allem um die Frage des Fiktionalen und um die Produktion der damit verbundenen Wissensregime (siehe z.B. Esposito 2011; Knorr Cetina/Preda 2005; Wansleben 2013). In der Ethnologie wurden diese Fragen zwar ebenso aufgegriffen (z.B. bei Riles 2010), die Diskussion um Finanzmarktpraktiken wurde tendenziell aber eher mit Verweis auf die damit einhergehenden gesamtgesellschaftlichen Transformationen geführt. So argumentieren etwa Jean Comaroff und John Comaroff (2000), dass die Popularisierung zukunftsorientierter Expertise in Finanzmärkten eine Revitalisierung magischer Praktiken im südlichen Afrika zur Folge hatte, da beide Wissensformen (oder eher Glaubensformen) Teil eines neoliberalen Mindsets seien. Laura Bear sieht in der Zukunftsgerichtetheit neuer marktbasierter Expertise wiederum das Kernstück von Spekulation, welche sie als »future-oriented affective, physical and intellectual labour that aims to accumulate capital for various ends« definiert (Bear 2020: 2). Wichtig ist hier, dass Bear im Gegensatz zur Auffassung vieler Ökonom:innen und Soziolog:innen nicht die Frage nach dem Zugang zu Informationen als zentral erachtet für die Etablierung zukünftiger Szenarien wirtschaftlicher Entwicklung, sondern normative Ordnungen. Dies bedeutet, dass als Grundlage für Prognosen nicht nur die jeweils aktuell zugänglichen Informationen dienen, sondern gleichermaßen Denkformen, Vorstellungen und Narrative darüber, wie die Wirtschaft (und damit auch die Gesellschaft) idealerweise gestaltet sein sollte (vgl. Leins 2020, 2022).

In vorliegendem Beitrag soll es um einen Aspekt gehen, der in der Debatte um Marktprognosen als zentrale Praxis des finanzialisierten Kapitalismus bislang kaum bearbeitet wurde – nämlich die Frage, wie solche Prognosen als plausibel dargestellt werden. Da Prognosen per Definition immer eine *mögliche* Zukunft beschreiben, können sie im Jetzt nicht beanspruchen, anhand der Leitdifferenz »wahr-/unwahr« behandelt zu werden. Ihre Aussagen können lediglich als »wahrscheinlich« oder »unwahrscheinlich« – oder eben als »plausibel« oder »unplausibel« – bezeichnet werden.

Natürlich haben Wirtschaftsexpert:innen ein Interesse daran, dass ihre Prognosen als plausibel wahrgenommen werden. Denn nur so finden sie Gehör, was dazu verhelfen kann, dass sich ihre Prognosen in realen Investitionen niederschlagen. Um diesem Wunsch, plausible Prognosen zu entwickeln, nachzukommen, so argumentiere ich, nutzen Wirtschaftsexpert:innen bestimmte Techniken der Plausibilisierung. Diese äußern sich in der Art und Weise, wie die Expert:innen über ihre Arbeit sprechen und wie sie dieser nachgehen. Ferner äußern sie sich in den Marktberichten selbst, wie das eingangs angeführte Zitat illustriert.

Konkret werde ich diese Techniken der Plausibilisierung entlang folgender Themenblöcke entschlüsseln: (1) Modellierung und Quantifizierung, (2) »Bauchgefühl« und Überzeugung, (3) Verkörperung und Netzwerkarbeit und, als übergeordnete

Kategorie, (4) Erzählung und Persuasion. Wichtig ist, dass diese Themenblöcke eine für analytische Zwecke konstruierte Trennung darstellen. In der alltäglichen Praxis der Wirtschaftsexpert:innen sind diese verschiedenen Modi der Plausibilisierung nämlich meist eng ineinander verschachtelt.

Die von mir untersuchten Plausibilisierungstechniken verfolgen jeweils zwei Ziele: Sie sind einerseits *sinnstiftend*, helfen also dem/der Expert:in, eine Orientierung im äußerst komplexen Marktgeschehen zu erlangen; andererseits wirken sie *legitimierend*, sie ermöglichen dem/der Expert:in also, bereits etablierte Sichtweisen nachträglich als plausibel darzustellen. Insgesamt ergibt sich so ein Bild vielfältiger und eng miteinander verbundener Praktiken. Ziel dieses Aufsatzes ist es, letztere in prägnanter Form darzustellen und analytisch zu ordnen.

Die dafür benutzten empirischen Daten entstanden im Rahmen einer ethnographischen Feldforschung unter Wirtschaftsexpert:innen im Banken- und Rohstoffhandelssektor. In den vergangenen Jahren habe ich in diesen beiden Sektoren intermittierend teilnehmende Beobachtung betrieben, Expert:inneninterviews durchgeführt und Dokumente analysiert. Ziel war dabei, wirtschaftliches Wissen und die damit verbundenen Praktiken als kulturell im Sinne von Clifford Geertz (1983) zu verstehen – also herauszuarbeiten, welche Bedeutungen involvierte Personen ›dem Markt‹ beziehungsweise der ›Wirtschaft‹ zuordnen und mit welchen Alltagspraktiken sie versuchen, letztere zu dechiffrieren. Diesen interpretativen Ansatz wende ich auch im vorliegenden Kapitel an.

Modellierung und Quantifizierung

Sozialwissenschaftliche Studien zu Finanzmarktwissen und -praktiken (im Englischen oft als *Social Studies of Finance* bezeichnet) fokussierten in der jüngeren Vergangenheit insbesondere auf sogenannte ›performative Effekte‹ (vgl. Sparsam 2019).¹ Solche Effekte beruhen darauf, dass, wie Michel Callon (1998: 2) es formulierte, die Wirtschaftswissenschaften und das Wissen von Wirtschaftsexpert:innen die Wirtschaft nicht einfach beschreiben, sondern mitgestalten. Es geht hier also um das Verhältnis zwischen Expertise, Theoriebildung und empirischen Marktpraktiken. Verschiedene Studien legen dabei dar, dass sich bestimmte theoretische Modelle und Annahmen aus den Wirtschaftswissenschaften nicht deshalb durchgesetzt haben, weil sie eine existierende Realität abbilden, sondern weil sie durch ihre Wirkungsmacht diese Realität erst erschaffen. Ein Beispiel dafür ist die von Donald MacKenzie (2006) beschriebene *Black Scholes*-Formel für die Berechnung von Aktienop-

1 Der Performativitätsbegriff, wie er in den *Social Studies of Finance* genutzt wird, ist nicht deckungsgleich mit der Art, wie er von Forscher:innen wie etwa Judith Butler verwendet wird. Siehe dazu Butler (2010), Callon (2010) und du Gay (2010).

tionen, die sich nach ihrer Popularisierung zwar als ungenau erwies, aber auf den Finanzmärkten dennoch benutzt wird, da sie von allen Marktteilnehmer:innen verwendet wird und daher korrekte Aussagen über die Preisbildung treffen lässt (vgl. Sparsam 2019).

In den sozialwissenschaftlichen Performativitätsstudien spielt Modellierung und Quantifizierung eine zentrale Rolle (siehe z. B. MacKenzie/Muniesa/Siu 2008). Denn durch Modelle und statistische Verfahren können akademische Annahmen, wie Märkte in der Theorie funktionieren, empirische Wirkung entfalten und damit Einfluss darauf nehmen, wie Märkte tatsächlich funktionieren. Während solche performativen Effekte gerade in Bereichen der Finanzmärkte, in denen Kalkulationspraktiken zentral sind, beobachtet werden konnten, so wurde der starke Fokus auf die Performativität wirtschaftswissenschaftlichen Wissens auch immer wieder kritisiert. Wissenssoziolog:innen wie Karin Knorr Cetina (1999) oder Leon Wansleben (2013) wiesen etwa darauf hin, dass ökonomische Wissenskulturen nicht immer nur von wirtschaftswissenschaftlicher Expertise abhängig sind, sondern im Sinne eigenständiger kultureller Felder auch ein Eigenleben entwickeln können. Aus ethnologischer Perspektive wurde zudem kritisiert, dass die Performativitätsstudien wirtschaftliche Realitäten nur ungenügend darstellen. Daniel Miller (2002) betonte anhand des Beispiels ethnographischer Beobachtungen, dass Märkte in der Realität oft ganz anders funktionieren als es Ökonom:innen imaginieren. Auch Annelise Riles (2010) argumentiert, dass der Blick auf die alltäglichen Praktiken der Wirtschaftsexpert:innen die Performativitätsthese an ihre Grenzen stoßen lässt (vgl. Leins 2017).

Was in dieser Debatte weitgehend vernachlässigt wurde, ist die Rolle von Modellierung und Quantifizierung für die Herstellung plausibler Narrative über zukünftige wirtschaftliche Entwicklungen. In der eingangs aufgeführten Analyse der Deutschen Bank finden sich zum Beispiel mehrere numerische Konstruktionen (»7.7 % month over month jump«; »1.7 % GDP drop«; »3.7 % to 4 % GDP forecast«; »2.5 % inflation«). Diese können als »reine Information« für die den Bericht lesenden Investor:innen interpretiert werden, aber auch als ein strategisches Werkzeug zur Plausibilisierung der Analyse. Das Nennen konkreter Zahlen suggeriert komplexe Rechenverfahren, die Leser:innen davon abhalten sollen, sie als subjektive Bewertungen zu deuten. So wird kommunikativ Plausibilität hergestellt, obwohl die Praktiken, auf denen die Zahlen beruhen, oft gar nicht rein rechnerische sind.

Im Laufe meiner Feldforschung bei Wirtschaftsexpert:innen einer international tätigen Großbank wurde mir immer wieder vor Augen geführt, wie vage das numerische Fundament der von Expert:innen angewandten Berechnungen ist (vgl. Leins 2018). So hatte ich zum Beispiel ein längeres Gespräch mit einem Finanzanalysten, den ich Michael nenne. Michael ist ein Schweizer Mitte dreißig mit Hochschulabschluss im Fach *Banking and Finance*. In der Finanzanalyseabteilung der Bank, zu der mir als Forscher Zugang gewährt worden war, war er unter anderem verantwortlich

für die Bewertung von Aktien im Bereich der Bergbauindustrie. Als ich mit Michael über den Prozess der Einschätzung aktueller und zukünftiger Marktentwicklungen sprach, machte er deutlich, dass es zwar standardisierte Modelle gibt, die man mit Informationen füttern kann, man dabei aber immer auch auf Schätzungen angewiesen sei, wie beispielsweise bei den Zahlen zur gesamtwirtschaftlichen Entwicklung (z.B. das Bruttoinlandprodukt oder die Inflationsrate). Zum anderen seien die unternehmensbezogenen Zahlen oft nicht einsehbar oder ungenau. Diese Situation zwingt einen/eine Wirtschaftsexpert:in, mit Schätzungen zu arbeiten. Dabei, so Michael, spiele unter anderem das »Gefühl« des/der Expert:in eine wichtige Rolle. Sei man zum Beispiel vom Erfolg eines Unternehmens überzeugt, so komme es schon vor, dass man die Schätzungen entsprechend positiver gestalte, um das Resultat einer Berechnung in die eine oder andere Richtung zu beeinflussen (vgl. Leins 2018: 73).

In einem Gespräch zwischen mehreren Finanzanalyst:innen, an dem ich während meiner Forschung bei der Großbank teilnehmen konnte, sprachen die Analyst:innen über die Unsicherheiten, mit denen sie sich in ihrer Arbeit täglich konfrontiert sehen. Paul, ein Experte mit Zuständigkeitsbereich Aktien von Automobilunternehmen, störte sich dabei vor allem daran, wie die Resultate der Finanzmarktanalyse kommuniziert werden. Viele Resultate, so erklärte er, würden als Zahlen mit zwei Dezimalstellen an Investor:innen kommuniziert. Hierfür nannte er als Beispiel die »target prices«, also mögliche zukünftige Preise, zu denen eine Aktie gehandelt werden könnte. Diese würden dann etwa als »estimated target price: EUR 35.18« angegeben, obwohl es sich um das Ergebnis einer höchst unsicheren Schätzung handle und der entsprechende Preis mehrere Euro darüber oder darunter liegen könne. Die anderen anwesenden Expert:innen stimmten Paul zu.

Dass der mögliche zukünftige Preis von der Bank in dieser scheinbar akkuraten Weise kommuniziert wird, hat mit Plausibilisierungsstrategien zu tun. Denn während der Entstehungsprozess des Preises von Unsicherheit und Unwissen geprägt ist, geht es der Bank und ihren Expert:innen vor allem darum, das Resultat ihrer Analyse als Ergebnis eines fundierten und möglichst objektiv kalkulationsbasierten Verfahrens darzustellen. Der angegebene Preis von EUR 35.18 soll die Berechnung also exakt erscheinen lassen.

»Bauchgefühl« und Überzeugung

Wie das Beispiel von Michael zeigt, werden auch Aspekte wie das eigene Gefühl (in der Sprache der Expert:innen oft als »market feeling«, »sentiment« oder »Bauchgefühl« bezeichnet) in die Praxis der Etablierung von Expert:innenwissen integriert. Dies steht im Kontrast zur allgemeinen Vorstellung, dass Finanzmärkte von durch

und durch kalkulatorischen Praktiken geprägt sind und sich zum Beispiel Preise auf Basis von »rational expectations« (vgl. Shiller 1978) bilden.

Anaiese Richard und Daromir Rudnycky (2009) argumentieren, dass die dichotome Trennung vom Ökonomischen als Teil der Sphäre des Rationalen und (vermeintlich) durch Affekte geprägte soziale Felder ein Hindernis für die Analyse ökonomischer Expertise darstellt (siehe auch Boyer 2008). Im Sinne dieser Argumentationslinie habe ich in meinem Buch (2018) herausgearbeitet, wie stark beispielsweise Finanzmarktprognosen von affekt-basierten Praktiken geprägt sind. So wird das ›feeling‹ des/der Expert:in stets in Betracht bezogen, wenn es um die Einschätzung möglicher zukünftiger Entwicklungen im Markt geht. Eng damit verbunden sind individuelle Überzeugungen der Expert:innen, die ebenso die Art und Weise beeinflussen, wie Wirtschaftsexpert:innen zu ihren Einschätzungen gelangen (vgl. Chong/Tuckett 2015).

Solche affekt-basierten Praktiken werden als Plausibilisierungsroutine zwar angewandt, jedoch von den Wirtschaftsexpert:innen selten offengelegt. Das hat insbesondere damit zu tun, dass Expert:innen ihre Prognosen gerne als ›faktenbasiert‹ und ›fundiert‹ darstellen und jeglicher Verweis auf affekt-basierte Praktiken dies in Frage stellen könnte. Dennoch deuten auch Aussagen in dem eingangs eingeführten Bericht der Deutschen Bank darauf hin, dass Marktprognostik nie allein auf kalkulatorische Praktiken basierend verstanden werden sollte. Im zitierten Bericht markieren dies Formulierungen wie »indication«, »expected« oder »in our view«.

In meinen Forschungen zeigte sich die Bedeutung solcher Praktiken und ihre Rolle im ökonomischen Handeln vor allem in der Art und Weise, wie die Händler:innen über den Markt sprachen und versuchten, ihn zu lesen. Hier wurde das ›feeling‹ für den Markt immer wieder thematisiert. Um treffende Prognosen abzugeben, so erklärte mir Michael, genüge es eben nicht, genau zu rechnen und über die relevanten Informationen zu verfügen. Grund dafür ist, so meine ich, das Maß an Unsicherheit über mögliche zukünftige Marktentwicklungen, das in kapitalistischen Märkten immer eine wichtige Rolle spielt (vgl. Beckert 2018).

Als ich 2017 in Genf mit Rohstoffhändler:innen über ihre Handelsaktivitäten und die damit verbundenen Netzwerke sprach, kam dieses Gefühl der Unsicherheit ganz besonders zum Ausdruck. Im ersten Halbjahr 2017 waren die Preise für sämtliche Rohstoffe nämlich weltweit gesunken, ohne dass es dazu einen klar erkennbaren Anlass zu geben schien. Gleichzeitig begann mit dem Amtsantritt von Donald Trump im Januar 2017 eine Ära der US-amerikanischen Außenpolitik, deren wirtschaftliche Strategie nur schwer einzuschätzen war. Trumps *executive order* vom März 2017, die darauf abzielte, Personen aus dem Irak, Iran, Libyen, Somalia, Sudan, Syrien und Jemen den Zutritt in die USA einzuschränken, schürte zudem die Angst vor neuen Antagonismen zwischen der Weltmacht USA und der islamischen Welt. Dass es sich bei den von Trump sanktionierten Staaten mehrheitlich um Länder mit großen Erdölreserven handelte, verunsicherte vor allem die Erdölhändler:innen.

Farhad war eine der Personen, die mir in Genf von diesen Unsicherheiten im Erdölhandel erzählte. Ich traf ihn während eines Weiterbildungskurses, den ich im Rahmen meiner Feldforschung absolvierte (vgl. Kesselring/Leins/Schulz 2019). Farhad arbeitete damals als Risikomanager in einem staatlichen Unternehmen Irans, das iranisches Erdöl über die Schweiz handelte, was eine Strategie darstellte, die gegen den Iran gerichteten wirtschaftlichen Sanktionen der USA zu umgehen. Seine Tätigkeit als Risikomanager hing demnach stark von seiner Einschätzung der US-amerikanischen Außenpolitik ab. Natürlich waren deshalb auch die politischen Ereignisse im Iran von großem Interesse für Farhad. Als sich Hassan Rohani im Mai 2017 in den iranischen Präsidentschaftswahlen gegen Ebrahim Raisi durchsetzte, erwähnte Farhad mir gegenüber, dass er sich nun glücklich wännen dürfe, seinen Job behalten zu können, denn: »this means more foreign investment, this means more business for us.«²

Farhads berufliches Denken und Argumentieren war durchzogen von politischen und ökonomischen Abwägungen. Farhad, der im Iran aufgewachsen und als junger Erwachsener in die Schweiz gekommen war, um an der renommierten technischen Hochschule EPFL in Lausanne zu promovieren, machte mir aber auch klar, dass dieses Wissen ihm nur begrenzt half, ein guter Risikomanager zu sein. Immer wieder sprach nämlich auch er davon, einen »sense for the market« entwickeln zu müssen, um mit Unsicherheiten umgehen zu können.

Die allgegenwärtigen Unsicherheiten bei Fragen der Marktentwicklung lehren die Marktteilnehmer:innen also, dass das Sammeln und Verwerten von Informationen nicht hinreicht, um zutreffende Prognosen über Marktgeschehnisse und Preisentwicklungen zu erstellen. Um mögliche Szenarien der Finanzmärkte als plausibel darzustellen, brauchen sie deshalb auch die eigenen Überzeugungen als Ressource. Dabei kann es in Gesprächen mit anderen zu einem »Probelauf« der Plausibilität dieser Überzeugungen kommen. Als sich Farhad und ich beispielsweise in einem Raum aufhielten, in dem ein Fernseher lief, der gerade den neuen Präsidenten Trump zeigte, sagte Farhad zu mir: »I bet that he will be impeached«. Als ich das bezweifelte, schlug mir Farhad eine Wette vor: Wenn Trump des Amtes enthoben würde, müsste ich ihn zu einem Abendessen einladen; wenn nicht, würde er mich einladen. Auch die »terms of trade« legte Farhad als guter Ökonom gleich fest: Das Impeachment müsse innerhalb der nächsten sechs Monaten stattfinden und der Wert des Essens solle sich im Rahmen von rund 100 Schweizer Franken bewegen.

Solche Versuche, die persönlichen Überzeugungen und Aussichten zu testen und idealerweise gegenüber anderen zu behaupten, begegneten mir immer wieder. Auch bei den Finanzanalyst:innen der Großbank wurde zum Beispiel gerne unter Kolleg:innen gewettet. Im Unterschied zu den im vorherigen Kapitel besprochenen Plausibilisierungstechniken durch Quantifizierung und Modellierung, werden

2 Dieses Gespräch fand im Rahmen meiner ethnographischen Forschung 2017 in Genf statt.

diese allerdings selten legitimierend gegenüber den Empfänger:innen von Einschätzungen genutzt. Sie stellen demnach eher eine Ressource dar, die Personen wie Farhad nutzen, um ihr unsicheres Wissen zu stabilisieren, bevor es gegenüber Dritten kommuniziert wird.

Verkörperung und Netzwerkarbeit

Das Zusammenspiel zwischen zahlenbasiertem Argumentieren und überzeugungsgeleiteten Aussagen führt dazu, dass die Einschätzungen der Expert:innen als plausibel angesehen werden können. Es ist aber nicht nur erzählerisches Geschick, was das Gesagte als plausibel erscheinen lässt, sondern auch die Position der Sprecher:innen. Hier ist relevant, dass die Autor:innen selbst als befähigt betrachtet werden, plausible Aussagen zu tätigen. Ihre Expertise wird also nicht einfach durch Äußerungen, sondern auch durch den Auftritt des/der Sprecher:in verkörpert (vgl. Carr 2010). Der Bericht der Deutschen Bank zeigt auch dies. Die Autor:innen werden auf der ersten Seite mit persönlichen Namen und den Designationen »Chief Economist« und »Senior Economist« aufgeführt. Tatsächlich ist so eine Präsentationsform eine Ausnahme in öffentlich zugänglichen Dokumenten von Finanzinstitutionen wie der Deutschen Bank, wo meistens das Unternehmen selbst als Autorin auftritt. Der Grund für diese Routinenabweichung ist hier, dass den Autor:innen besondere Expertise zugeschrieben werden soll, welche mit den genannten Designationen erhärtet wird. Die meisten Leser:innen werden mit der Vita der Autor:innen nicht vertraut sein, können ihre Position als Chef- und Seniorökonom:in also nur als vages Zeichen für finanzwirtschaftliche Expertise lesen. Es gibt aber durchaus auch Leser:innen, die gezielt den Empfehlungen einzelner Expert:innen folgen und ihre Investitionsentscheidungen danach richten. Für diese Leute ist die Angabe der Autorschaft besonders wichtig.

In meinen Forschungen mit Wirtschaftsexpert:innen habe ich immer wieder erlebt, dass Expertise nicht über das von einer Person Geäußerte, sondern auch über spezifische identitäre Kriterien der Person etabliert wurde. So hatte die Finanzanalyseabteilung, in der ich in den Jahren von 2010 bis 2012 forschte, strenge Anstellungskriterien: potentielle neue Angestellte mussten über einen Masterabschluss einer bestimmten Gruppe von Universitäten im deutschsprachigen Raum verfügen, um überhaupt in die engere Auswahl zu kommen. Bei Bewerbungen aus dem englischsprachigen Raum gab es etwas mehr Spielraum; aber auch da gab es eine Liste von Universitäten, deren Absolvent:innen bevorzugt behandelt wurden. Dieses Verfahren hatte zum einen zur Folge, dass die Bank universitäre Netzwerke importierte und in ihren eigenen Reihen weiterleben ließ. So hatten beispielsweise Absolvent:innen aus St. Gallen (einer sehr wirtschaftsnahen Universität in der Schweiz) immer den Vorteil, von anderen ehemaligen Absolvent:innen aus St. Gallen wohl-

wollend aufgenommen zu werden. Die Ethnologin Karen Ho (2009) beschreibt in ihrem Buch *Liquidated* ähnliche Netzwerke zwischen Universitäten und Finanzinstituten am Beispiel von Absolvent:innen aus Princeton an der Wall Street. Sie begründet diese Praxis damit, dass derart eine ›culture of smartness‹ mit entsprechenden In- und Outgroups geformt werden kann.

Neben dem Netzwerkgedanken hat diese Form der Rekrutierung aber auch einen weiteren Zweck. Der Universitätsabschluss einer wirtschaftsnahen Hochschule kann als Indikator für Expertise gelesen werden. Dies wurde für mich umso deutlicher, als ich entdeckte, dass viele finanzwirtschaftliche Expert:innen eine Promotion absolviert hatten und ihre jeweiligen Dokortitel auch immer auf ihren Berichten anführten. Im Gegensatz zu einem Abschluss auf dem Qualifikationsniveau des Master waren bei Promotionen die Universität weniger wichtig. Allerdings wurde hier das Fachgebiet umso relevanter, denn das unterstrich die Expertise in einem konkreten Anwendungsbereich (zum Beispiel ein Doktorat in Biochemie im Falle eines Experten für Pharmaunternehmen).

Im Finanzsektor wird also auch der Bildungshintergrund des/der Expert:in im Sinne eines kulturellen Kapitals dazu genutzt, Einschätzungen als plausibel darzustellen. Natürlich ist es aber nicht so, dass die Rahmung von Aussagen von Finanzexpert:innen als plausible Statements immer einwandfrei funktioniert. Gerade aufgrund schnell wechselnder Bedingungen im Markt können Aussagen bereits Tage, nachdem sie gemacht wurden, völlig unplausibel erscheinen. Vor diesem Hintergrund müssen Wirtschaftsexpert:innen immer versuchen, ihre Einschätzungen als Momentaufnahmen zu präsentieren, die aufgrund späterer Entwicklungen Änderungen notwendig machen können. Die Integration stets neuer Information in ihr Narrativ ist daher wichtig, um ihren Expert:innenstatus nicht in Frage zu stellen. Viele Wirtschaftsexpert:innen passen ihre Aussagen deshalb stetig an aktuelle Ereignisse an und ändern die Stoßrichtung nicht selten sogar ganz.

Es gibt unter den Finanzmarktteilnehmer:innen aber auch Akteure, die die Expertise von Finanzanalyst:innen und anderen Expert:innen grundsätzlich in Frage stellen. Dies sind einerseits die radikalen Verfechter:innen der sogenannten Markteffizienzhypothese, die davon ausgehen, dass man keine Expertise über zukünftige Entwicklungen im Markt haben kann, da die gesamten im Jetzt erhältlichen Informationen über die wirtschaftliche Lage immer schon in den Aktienpreisen reflektiert seien, so dass sich informationsbasierte Aussagen über mögliche zukünftige Entwicklung gar nicht machen ließen (vgl. Leins 2018; MacKenzie 2006; Wansleben 2012). Andererseits gibt es aber auch Akteure, die nicht glauben, dass die Expert:innen mit ihren geäußerten Einschätzungen ein redliches Ziel verfolgen.

Während meiner Forschung in Dubai im Jahr 2011 hatte ich Kontakt zu zwei Personen der letztgenannten Akteursgruppe. Die zwei jungen Deutschen, die aus steuerrechtlichen Gründen in Dubai wohnten und arbeiteten, waren aktiv im sogenannten ›Day Trading‹, einer Form des Börsenhandels, bei dem Aktien in großen

Mengen innerhalb des gleichen Tages gekauft und wieder verkauft werden, um Gewinne zu erzielen. Im Gespräch mit den beiden erfuhr ich, dass sie eine ganz eigene Sichtweise auf Wirtschaftsexpert:innen haben. Sie erklärten mir, dass sie nicht glauben, Finanzanalyst:innen handelten im Interesse ihres Publikums, also den Investor:innen, die Marktberichte lesen. Vielmehr würden sie allein im Interesse der Bank agieren, für die sie arbeiten. Die Banken wiederum würden versuchen, Investor:innen mittels der mutmaßlichen Expertise ihrer Mitarbeiter:innen zum Investieren zu bewegen, um dann von den fallenden oder steigenden Preisen zu profitieren. Eine Bank beauftragt also zum Beispiel einen Analysten, einen Bericht darüber zu schreiben, dass die Siemens-Aktie in den nächsten Wochen an Wert verlieren wird. Investor:innen verkaufen dementsprechend ihre Aktien von Siemens, was am Markt zu einem Wertverlust führt. Bei einem gewissen Tiefstand des Wertes kauft die Bank im großen Stil Siemens-Aktien auf, deren Wert dann mittelfristig wieder steigt, weil sich Investor:innen bewusst werden, dass die vorangehende Entwertung auf einer falschen Erwartung beruhte. Durch diese geläufige Strategie, so erklärten mir die zwei ›Day Traders‹, würden die Investor:innen Geld verlieren und die Bank einen Gewinn verzeichnen. Aus diesem Grund vertrauten die beiden nicht den Empfehlungen von Wirtschaftsexpert:innen, sondern handelten lieber *entgegen* deren Empfehlungen.

Wie diese ethnographische Anekdote illustriert, gelingt es Wirtschaftsexpert:innen nicht immer, ihre Einschätzungen als plausibel darzustellen. Im eben diskutierten Fall hat dieses Scheitern mit einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber dem Finanzmarktsystem selbst zu tun – eine Skepsis, die Expert:innen durch Plausibilisierungstechniken nur schlecht wettmachen können. Für die große Mehrheit der Finanzmarktteilnehmer:innen sind die Expert:innen jedoch erfolgreich darin, ihre Einschätzungen als plausibel erscheinen zu lassen. Dies zeigt nicht nur die hohe Akzeptanz von Finanzexpertisen unter Investor:innen, sondern auch der Umstand, dass diese Wirtschaftsexpert:innen oft in Medien wie Tageszeitungen oder Radioformaten auftreten, um einer breiteren interessierten Öffentlichkeit die aktuellen Entwicklungen am Markt zu erläutern.

Erzählung und Persuasion

Narrative zu entwickeln und zu nutzen, um bestimmte wirtschaftliche Entwicklungslinien als plausibel oder unplausibel darzustellen, ist die wohl wichtigste Plausibilisierungstechnik von Wirtschaftswissen. Sie nimmt im Verhältnis zu den oben besprochenen Techniken eine übergeordnete Rolle ein. Sie integriert mathematische und affektive Elemente und verbindet sie mit erzählerischem Geschick. So waren die meisten Expert:innen, die ich in meinen Forschungen kennenlernte, vor al-

lem gute Geschichtenerzähler:innen. Ihr Erfolg hing immer davon ab, ob es ihnen gelang, ihre Einschätzungen in ein stimmiges Gesamtnarrativ zu integrieren.

In der Ethnologie haben Forscher:innen wie Douglas Holmes (2014) und Arjun Appadurai (2016) auf die Rolle von Narrativen in der wirtschaftsbezogenen Expertise hingewiesen. Anhand der Befunde seiner ethnographischen Forschung bei Zentralbankexpert:innen zeigt Holmes auf, dass es in der staatlichen Geldpolitik ein Bewusstsein dafür gibt, dass Zentralbanken mit den von ihnen selbst entwickelten Narrativen die Wirtschaftsgesamtentwicklung mitprägen. Dies verleitet ihn sogar zur Aussage, dass Märkte eine »function of language« (Holmes 2014, 2019) sind – der Finanzmarkt also als ein internationaler kommunikativer Raum zu verstehen sei. Appadurai argumentiert in seinem 2016 erschienenen Buch *Banking on Words* ähnlich und konstatiert, dass Sprache und Finanzmarkt eng miteinander verknüpft sind. Am Beispiel von Finanzderivaten zeigt er, wie sprachlich-performative Effekte den Finanzmarkt prägen. So schreibt er, dass heutige Finanzmärkte auf Versprechen – und nicht mehr auf effektiven Transaktionen – aufbauen. Da ein Versprechen ein linguistischer Akt sei, stelle Sprache das zentrale Element für die Aufrechterhaltung heutiger Finanzmärkte dar. Und da ein Versprechen immer auch zukunftsorientiert ist, ähnelt Appadurais Argument denjenigen der oben erwähnten Werke von Beckert (2018) und Bear (2020).

Finanzexpertise nimmt also oft die Form von Narrativen über eine mögliche Zukunft an (vgl. Leins 2018, 2020). Ein gutes – und damit plausibles – Narrativ ist dabei eines, das fortlaufend erweitert (und gegebenenfalls auch abgeändert) werden kann. Ein solches Narrativ sollte fundiert, aber auch überraschend sein. Und vor allem soll es von anderen Marktteilnehmer:innen als überzeugend wahrgenommen werden, so dass es von diesen aufgenommen und weitergetragen wird. In der Analyse meiner ethnographischen Materialien unterscheide ich hier zwischen »übergeordneten Narrativen« und »partikulären Narrativen«. Partikuläre Narrative sind Erzählweisen über einzelne Unternehmen, Branchen, Rohstoffe oder andere Spekulationsobjekte. Übergeordnete Narrative zielen wiederum auf die Beschreibung gesamtwirtschaftlicher Entwicklungen ab und transportieren Idealvorstellungen wie der »freie Markt«, der »regulierende Staat« oder die Vorzüge des Wirtschaftswachstums. Im obigen Zitat aus dem Bericht der Deutschen Bank kommt ein solches übergeordnetes Narrativ zur Sprache: Steigender Konsum wird hier unkritisch als wünschenswert dargestellt (was er aus rein wirtschaftlicher Perspektive ja auch ist).

Um zu erläutern, wie durch Narration Plausibilität im Finanzmarkt hergestellt wird, möchte ich einen weiteren Absatz des Marktberichts der Deutschen Bank kritisch beleuchten. Ich erinnere daran, dass es sich hier um einen Textauszug vom Mai 2021 handelt, also einer Einschätzung der wirtschaftlichen Situation inmitten der Covid 19-Pandemie. Der Umstand, dass die Leser:innen des hier vorliegenden Beitrags den weiteren Verlauf der Pandemie bereits kennen, macht einige Aussagen des Berichts als Fehleinschätzungen erkennbar. Hier zeigt sich, wie stark die

Aussagen durch Expert:innen zeitlich gebunden sind und mit historischer Distanz unpassend oder mithin sogar naiv wirken können. Die Expert:innen der Deutschen Bank schreiben im Mai 2021 folgendes:

Since November last year real world trade has been rising at the 1.0 % mom. In February it exceeded its pre-COVID-19 level by 3.6 %. Although the momentum might initially be curtailed by transport shortages, the Baltic Dry Index has increased by 60 % compared to its Q4 2019 level, spot rates at the Shanghai container transport market have almost tripled during the same time, the more and more synchronized global recovery should allow for double-digit growth rates during summer. The Bundesbank's leading indicator of global industrial production has been rising strongly in recent months. This index is a good leading indicator for Germany's foreign order intake. The modest correction of the PMI new export order index (from 69.1 to 67.5) in April might be a first indication of transport shortages. However, more forward-looking export expectations in the ifo index are just two points shy of their all-time high reached in January 2011. Export expectations in the investment goods sector even recorded a new all-time high in April. (2021: 3)

Auffällig ist der positive Grundton der Finanzmarktanalyse. Es ist ersichtlich, dass die Autor:innen die Leserschaft von einem soliden Wachstum der deutschen Wirtschaft im Jahr 2021 überzeugen möchten. Um diesen Grundton zu plausibilisieren, werden mehrere positive wirtschaftliche Faktoren aufgezählt: das Realwachstum der Weltwirtschaft, die steigenden Indikatoren für industrielle Entwicklung und die Exporterwartungen. Auch negative Faktoren werden im Bericht erwähnt, beispielsweise pandemiebedingte Lieferengpässe. Diese werden im Text jedoch gleich wieder relativiert, wodurch ersichtlich wird, dass die Autor:innen die positiven Faktoren stärker gewichten.

Deutlich wird hier auch die narrative Dimension der Expert:innenmeinung. Die positiven und negativen Faktoren werden nicht einfach nüchtern beschrieben, sondern in einen Erzählstrang verflochten. Dieser scheint zunächst ohne Wertungen und Gewichtungen auszukommen – es wird scheinbar neutral und objektiv zusammengefasst, was seit November 2020 passiert ist. Im weiteren Lesefluss wird der/die Leser:in jedoch eingeladen, eine positive Perspektive auf die geschilderten Phänomene einzunehmen. Dieser positive Grundton mündet gegen Ende des Absatzes in die Beschreibung von zwei ›all-time highs‹. Dies suggeriert dem/der Leser:in Optimismus und verleitet unerfahrene Investor:innen vielleicht gar zu Euphorie.

Um ihren Text dennoch nicht als optimistische Meinungsmache erscheinen zu lassen, bedienen sich die Expert:innen einiger Kniffs. So begründen sie ihren Optimismus manchmal konkreter (z.B. mit in Prozent angegebenen Wachstumszahlen), manchmal weniger konkret (z.B. in dem sie auf Indikatoren verweisen). Auf der zweiten Seite des Berichts findet sich zudem eine Fülle weiterer Zahlen, die dem/der

Leser:in den Eindruck vermitteln, sie hätten anhand dieser auch selbst die Möglichkeit, die gesamtwirtschaftliche Entwicklung zu analysieren. Es wird der Anschein erweckt, dass die Expert:innen diese Zahlen lediglich in Worte fassen, ohne wertend vorzugehen.

Fazit: Plausibilisierung im Kontext radikaler Unsicherheit

In diesem Kapitel habe ich herausgearbeitet, wie Wirtschaftsexpert:innen bei der Konstruktion ihrer Einschätzungen der wirtschaftlichen Entwicklung versuchen, Plausibilität herzustellen. Dabei habe ich gezeigt, dass die von ihnen angewandten Techniken der Plausibilisierung sinnstiftend oder legitimierend sein können. Sinnstiftende Techniken helfen dem/der Wirtschaftsexpert:in beim Navigieren im Markt, legitimierende Routinen helfen dabei, bereits entwickelte Einschätzungen zu kommunizieren. Konkret habe ich mir vier Felder angeschaut, in denen solche Techniken der Plausibilisierung erkennbar sind: (1) Modellierung und Quantifizierung, (2) ›Bauchgefühl‹ und Überzeugung, (3) Verkörperung und Netzwerkarbeit und (4) Erzählung und Persuasion. Die vierte Kategorie – jene der Narration – kann dabei als übergeordnet verstanden werden, da sie allen Techniken in der einen oder anderen Weise zugrunde liegt.

Abschließend möchte ich diskutieren, warum mir die Beschäftigung mit Plausibilisierungstechniken gerade im Kontext von Wirtschaftsexpertise als besonders wichtig erscheint, womit die Frage nach der *Politik des Plausibilisierens* im wirtschaftlichen Kontext angesprochen ist. Dazu komme ich nochmals auf die Rolle der Unsicherheit zurück, die ich in meinen Ausführungen zu ›Bauchgefühl‹ und Überzeugung angesprochen habe.

Bereits im frühen zwanzigsten Jahrhundert hatte der Ökonom Frank Knight (1921) die Beobachtung gemacht, dass kapitalistische Märkte immer von Formen der Unsicherheit geprägt sind, die nicht als ›Risiko‹ ausgeflaggt werden können. Er formulierte deshalb eine analytische Unterscheidung dieser beiden Begrifflichkeiten: Risiko ist alles, was in Wahrscheinlichkeiten ausgedrückt werden kann und deshalb auch berechenbar ist; Unsicherheit ist alles, was nicht in Wahrscheinlichkeiten ausgedrückt werden kann und damit auch nicht berechenbar ist. Während zum Beispiel industrielle Lieferengpässe oder Produktionsfehler regelmäßig vorkommen und damit ein einschätzbares Risiko für einen Betrieb darstellen, ist die Möglichkeit einer Beeinträchtigung des operativen Geschäfts eines Betriebs durch eine Finanzkrise oder eine globale Pandemie nicht abschätzbar. Da solche Ereignisse in einem global vernetzten Wirtschaftssystem jedoch immer möglich sind, existiert keine Form des Wirtschaftens (und damit keine Form der Expertise über den wirtschaftlichen Verlauf), die frei von Unsicherheit ist.

Im Zuge der Finanzkrise ab 2008 wurde die Rolle solcher Unsicherheiten im wirtschaftlichen Bereich wieder stärker thematisiert. Und gerade erst kürzlich publizierten John Kay und Mervyn King (2020) das Buch *Radical Uncertainty: Decision-Making Beyond the Numbers*, in welchem sie in Anlehnung an die Arbeiten von John Maynard Keynes die überragende Rolle solcher »radikalen Unsicherheit« im aktuellen Finanzkapitalismus aufzeigen. Auch Kay und King vermerken in ihrem Buch, dass eine Analyse aktueller wirtschaftlicher Ereignisse nicht unter Ausschluss der Rolle von Unsicherheit betrieben werden darf. Ansonsten verschreibe sich die Analyse lediglich einer Ideologie, die suggeriert, dass alle wirtschaftlichen Entwicklungen berechenbar seien.

Auch die Wirtschaftsexpert:innen, die im Zentrum meiner Analyse stehen, wissen um die Existenz solcher Unsicherheit. Diese stellt für sie vor allem zwei Probleme dar: Erstens hindern sie diese Unsicherheiten, treffsichere Prognosen über zukünftige Marktentwicklungen zu erstellen (vgl. Leins 2018: Kapitel 2); zweitens gefährdet die Existenz von Unsicherheiten ihre Legitimation als Expert:innen, denn wer braucht schon Expert:innen, wenn diese zukünftige Entwicklung gar nicht einschätzen können? Genau hier kommen die von mir beschriebenen Plausibilisierungstechniken ins Spiel. Sie erlauben es den Expert:innen, bestimmte Entwicklungen und deren Einschätzung als plausibel zu rahmen. Sie legitimieren ihre Arbeit gegenüber den Personen, die mit ihren Einschätzungen arbeiten. Sie legitimieren ihre Arbeit aber auch gegenüber sich selbst. Durch die angewandten Plausibilisierungstechniken können sie sich nämlich auch selbst vergewissern, dass ihre Praktiken nicht rein spekulativer Natur sind, sondern auf Information, Berechnung und Erfahrung beruhen.

Auch in systemischer Hinsicht sind die Plausibilisierungstechniken relevant, denn sie stützen das Bild eines Finanzkapitalismus, der nicht auf Spekulation, sondern auf Expertise beruht. Damit sind wir bei dem angelangt, was ich als die Politik des Plausibilisierens bezeichne. Diese Plausibilisierungstechniken wirken nämlich stabilisierend und helfen zu vertuschen, wie fragil dieses System und deren zukunftsorientiertes Wissen ist. Ereignisse wie Finanzkrisen, politische Umbrüche oder Umweltkatastrophen erinnern regelmäßig an diese Fragilität und zwingen Wirtschaftsexpert:innen, ihre Narrative anzupassen. Plausibilisierungstechniken helfen ihnen dabei, ihren Expert:innenstatus aufrecht zu erhalten und damit das brüchige System des Finanzkapitalismus zu stützen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Forschungen, die sich mit Finanzmärkten und Wirtschaftsexpertise auseinandersetzen, sollten demnach die Frage des Plausibilisierens stets mitdenken. Denn sie ist zentraler Bestandteil in der Art, wie Wissen über ökonomische Entwicklungen konstruiert und behauptet wird – und damit auch in der Art, wie reelle Kapitalströme gesteuert werden.

Literaturverzeichnis

- Appadurai, Arjun (2016): *Banking on Words. The Failure of Language in the Age of Derivative Finance*, Chicago: University of Chicago Press.
- Bear, Laura (2015): »Capitalist Divination. Populist-Speculators and Technologies of Imagination on the Hooghly River«, in: *Comparative Studies in South Asia, Africa and the Middle East* 35, S. 408–423.
- Bear, Laura (2020): »Speculation. A Political Economy of Technologies of Imagination«, in: *Economy and Society* 49, S. 1–15.
- Beckert, Jens (2018): *Imaginierte Zukunft. Fiktionale Erwartungen und die Dynamik des Kapitalismus*, Berlin: Suhrkamp.
- Boyer, Dominic (2008): »Thinking through the Anthropology of Experts«, in: *Anthropology in Action* 15, S. 38–46.
- Butler, Judith (2010): »Performative Agency«, in: *Journal of Cultural Economy* 3, S. 147–161.
- Callon, Michel (1998): »Introduction. The Embeddedness of Economic Markets in Economics«, in: Michel Callon (Hg.), *The Laws of the Markets*, Oxford, UK: Blackwell, S. 1–57.
- Callon, Michel (2010): »Performativity, Misfires, and Politics«, in: *Journal of Cultural Economy* 3, S. 163–169.
- Carr, E. Summerson (2010): »Enactments of Expertise«, in: *Annual Review of Anthropology* 39, S. 17–32.
- Chong, Kimberly/Tuckett, David (2015): »Constructing Conviction through Action and Narrative. How Money Managers Manage Uncertainty and the Consequence for Financial Market Functioning«, in: *Socio-Economic Review* 13, S. 309–30.
- Comaroff, Jean/Comaroff, John L. (2000): »Millennial Capitalism. First Thoughts on a Second Coming«, in: *Public Culture* 12, S. 291–343.
- Deutsche Bank Research (2021): »Economy ready for take-off – election polls hanging in the balance«, <https://www.dbresearch.com> vom 7.5.2021.
- du Gay, Paul (2010): »Performativities. Butler, Callon and the Moment of Theory«, in: *Journal of Cultural Economy* 3, S. 171–179.
- Esposito, Elena (2011): *The Future of Futures. The Time of Money in Financing and Society*, Cheltenham: Edward Elgar Publishing.
- Geertz, Clifford (1983): »Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur«, in: Ders., *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7–43.
- Guyer, Jane I. (2007): »Prophecy and the Near Future. Thoughts on Macroeconomic, Evangelical, and Punctuated Time«, in: *American Ethnologist* 34, S. 409–421.
- Ho, Karen (2009): *Liquidated. An Ethnography of Wall Street*, Durham, NC: Duke University Press.

- Holmes, Douglas R. (2014): *Economy of Words. Communicative Imperatives in Central Banks*, Chicago: University of Chicago Press.
- Holmes, Douglas R. (2019): *Markets Are a Function of Language. Notes on a Narrative Economics*. Economics Discussion Papers. No 2019–18, Kiel: Kiel Institute for the World Economy.
- Kay, John/King, Mervyn (2020): *Radical Uncertainty. Decision-Making Beyond the Numbers*, New York: W.W. Norton and Company.
- Kesselring, Rita/Leins, Stefan/Schulz, Yvan (2019): *Valueworks. Effects of Financialization Along the Copper Value Chain*. Swiss Network for International Studies Working Paper, Geneva: Swiss Network for International Studies.
- Knight, Frank H. (1921): *Risk, Uncertainty, and Profit*, Boston: Houghton Mifflin.
- Knorr Cetina, Karin (1999): *Epistemic Cultures. How the Sciences Make Knowledge*, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Knorr Cetina, Karin/Preda, Alex (2005): »Introduction«, in: Karin Knorr Cetina/Alex Preda (Hg.), *The Sociology of Financial Markets*, Oxford: Oxford University Press, S. 1–16.
- Leins, Stefan (2017): »Performativität und ihre Grenzen. Das Verhältnis zwischen ökonomischem Wissen und ökonomischer Praxis am Beispiel der Finanzanalyse«, in: Jens Maeße/Hanno Pahl/Jan Sparsam (Hg.), *Die Innenwelt der Ökonomie. Wissen, Macht und Performativität in der Wirtschaftswissenschaft*, Wiesbaden: Springer, S. 425–447.
- Leins, Stefan (2018): *Stories of Capitalism. Inside the Role of Financial Analysts*, Chicago: University of Chicago Press.
- Leins, Stefan (2020): »Responsible Investing. ESG and the Post-Crisis Ethical Order«, in: *Economy and Society* 49, S. 71–91.
- Leins, Stefan (2022): »Narrative Authority. Rethinking Speculation and the Construction of Economic Expertise«, in: *Ethnos* 87, S. 347–364.
- MacKenzie, Donald (2006): *An Engine, Not a Camera. How Financial Models Shape Markets*, Cambridge, MA: MIT Press.
- MacKenzie, Donald/Muniesa, Fabian/Siu, Lucia (Hg.) (2008): *Do Economists Make Markets? On the Performativity of Economics*, Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Miller, Daniel (2002): »Turning Callon the Right Way Up«, in: *Economy and Society* 31, S. 218–233.
- Miyazaki, Hirokazu (2007): »Between Arbitrage and Speculation. An Economy of Belief and Doubt«, in: *Economy and Society* 36, S. 396–415.
- Richard, Analiese/Rudnyckyj, Daromir (2009): »Economies of Affect«, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 15, S. 57–77.
- Riles, Annelise (2010): »Collateral Expertise. Legal Knowledge in the Global Financial Markets«, in: *Current Anthropology* 51, S. 795–818.

- Shiller, Robert J. (1978): »Rational Expectations and the Dynamic Structure of Macroeconomic Models. A Critical Review«, in: *Journal of Monetary Economics* 4, S. 1–44.
- Sparsam, Jan (2019): *Wie ökonomisches Wissen wirksam wird. Von der Performativitäts- zur Verwendungsforschung*, Wiesbaden: Springer.
- Wansleben, Leon (2012): »Financial Analysts« in: Karin Knorr Cetina/Alex Preda (Hg.), *The Oxford Handbook of the Sociology of Finance*, Oxford: Oxford University Press, S. 250–71.
- Wansleben, Leon (2013): *Cultures of Expertise in Global Currency Markets*, Abingdon: Routledge.
- Zaloom, Caitlin (2009): »How to Read the Future. The Yield Curve, Affect, and Financial Prediction«, in: *Public Culture* 21, S. 245–268.

»Lo pasado responde de lo porvenir«:

Die Plausibilisierung der mexikanischen Unabhängigkeit bei fray Servando Teresa de Mier (1763–1827)

Anne Kraume

Auftakt

Am 12. Dezember 1794 hält der neuspanische Dominikanermönch und Doktor der Theologie fray Servando Teresa de Mier eine Predigt in der Basilika der Jungfrau von Guadalupe von Mexiko-Stadt. In Anwesenheit des spanischen Vizekönigs Miguel de la Grúa Talamanca y Branciforte und des spanischen Erzbischofs Alonso Núñez de Haro skizziert der junge Priester einen Gedanken, der sich sowohl für sein eigenes Leben als auch für die politische Entwicklung seines Landes als durchaus folgenreich erweisen würde. So spricht fray Servando über die Marienerscheinungen, die sich der Überlieferung nach im Jahr 1531 und damit nur zehn Jahre nach der Eroberung des Mexicareiches durch die Spanier unter Hernán Cortés zugetragen haben sollen. Damals soll einem Mann indigener Abstammung namens Juan Diego Cuauhtlatoatzin auf der Anhöhe von Tepeyac außerhalb von Mexiko-Stadt die Jungfrau Maria erschienen sein und ihn aufgefordert haben, bei dem spanischen Bischof der Stadt die Errichtung einer Kapelle zu fordern. Dieser sei allerdings skeptisch geblieben und habe den Übermittler der Botschaft aufgefordert, einen Beweis vorzulegen, dass die Marienerscheinungen tatsächlich stattgefunden hatten. Als Juan Diego dann tags darauf vor dem Bischof seinen Mantel ausbreitete, in dem er auf Geheiß seiner Auftraggeberin duftende Rosen gesammelt hatte, sei darin das Bild der dunkelhäutigen Jungfrau erschienen, so die Überlieferung. Daraufhin soll der Bischof der Erzählung Glauben geschenkt und an dem Ort der Erscheinungen die geforderte Kapelle errichten lassen haben (vgl. Brading 2003; Lafaye 2006 [1977]; Poole 2017 [1995]).

In seiner Predigt anlässlich des Feiertags der Jungfrau von Guadalupe schlägt nun mehr als 250 Jahre später fray Servando Teresa de Mier eine vollkommen neue Lektüre dieser Geschichte vor: Die Marienerscheinungen hätten zwar tatsächlich stattgefunden; allerdings keineswegs, um die von den Spaniern initiierte Missionierung der indigenen Bevölkerung des wenige Jahre zuvor eroberten Landes zu ei-

nem erfolgreichen Abschluss zu bringen. Vielmehr seien die Amerikanerinnen und Amerikaner bereits im ersten Jahrhundert nach Christus durch den heiligen Thomas missioniert worden und deshalb schon lange vor der Conquista christlich gewesen. Weil ihr Glaube aber über die Jahrhunderte hinweg in Vergessenheit geraten sei, hätten die Erscheinungen der Jungfrau im 16. Jahrhundert allein dem Zweck gedient, den vergessenen Glauben wieder in Erinnerung zu rufen (vgl. Mier 1981). Was der kreolische Prediger nicht ausdrücklich formuliert,¹ was für seine Zuhörerinnen und Zuhörer aber nur zu deutlich verständlich sein musste, das ist die Konsequenz aus dieser Relektüre einer lokalen christlichen Tradition: Wenn nämlich die Bewohnerinnen und Bewohner Mexikos schon vor der spanischen Conquista christlich gewesen waren, dann war auch das Argument hinfällig, mit dem die Spanier ihre Eroberung des Landes im Verlauf der ganzen Kolonialzeit legitimiert hatten – denn dann hatte dort niemand mehr missioniert werden müssen.

Fray Servandos Predigt stellt insofern ein Schlüsselmoment in der Geschichte der mexikanischen Unabhängigkeitsbewegung um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert dar, als der Dominikaner mit seiner Predigt schon Jahre vor dem Beginn der Kämpfe um die Unabhängigkeit deren zentrale ideologische Botschaft von der Illegitimität der spanischen Kolonialherrschaft vorwegnimmt.² Er unternimmt in

1 Im spanischen Kolonialreich sind Kreolinnen und Kreolen (>criollas< und >criollos<) die bereits in der Kolonie geborenen Nachkommen spanischer Eltern, in Abgrenzung von den noch in Spanien geborenen Spanierinnen und Spaniern, die als >peninsulares< bezeichnet wurden. Im ausgehenden 18. Jahrhundert sah sich diese zahlenmäßig große und zumeist gebildete Bevölkerungsgruppe durch die sogenannten >Bourbonischen Reformen<, mit denen Karl III. die Verwaltung in den spanischen Kolonien straffen wollte, ihrer Möglichkeiten der Einflussnahme auf die Politik in ihren Heimatländern und vor allem ihrer Aufstiegschancen in der kolonialen Verwaltung beraubt. Infolgedessen waren sie die stärksten Befürworter und zentralen Akteure der Unabhängigkeitsbewegung zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Vgl. dazu Moraña 1988; Brading 2003; Vitulli/Solodkow 2009 und Kraume 2013.

2 Allerdings waren die dieser Botschaft zugrundeliegenden Vorstellungen in den Kreisen der gebildeten Kreolen nicht neu, zu denen fray Servando Teresa de Mier gehörte. So hatte fray Servandos Ordensbruder fray Diego Durán in seiner *Historia de las Indias de Nueva España e islas de Tierra Firme* (1567–80) bereits im 16. Jahrhundert die Vorstellung vertreten, dass die indigenen Bewohner Mexikos die Nachfahren eines der »verlorenen zehn Stämme Israels« seien, die dann von einem christlichen Apostel (eben mutmaßlich dem heiligen Thomas) missioniert worden seien (vgl. Durán 1867–1880: 2). Vgl. dazu insbesondere auch Tedeschi 2020. Vergleichbare Positionen waren in der Folge dann von kreolischen Intellektuellen wie zum Beispiel Carlos de Sigüenza y Góngora (1645–1700) vertreten worden. Über diesen schreibt der Historiker David A. Brading: »Obwohl man Carlos de Sigüenza y Góngora als mexikanischen Nationalisten bezeichnet hat, wäre es sicher besser, ihn als einen kreolischen Patrioten zu definieren, der versucht hat, Mexiko eine ruhmreiche Vergangenheit und eine glorreiche Gegenwart zu verleihen. [...] In der Zeit, als er schrieb, war noch nicht einmal das Konzept einer mexikanischen Nation erfunden worden, die all die bunten ethnischen Gruppen und Klassen umfasst hätte, die Neuspanien damals bewohnten. Sigüenza schrieb als Sprachrohr

seiner argumentativ teils durchaus kursorisch verfahrenen Predigt auf diese Weise den Versuch der Plausibilisierung eines Gedankens, dessen politische Tragweite zwar erst Jahre später zum Tragen kommen würde, dessen skandalöses Potential aber schon jetzt nicht zu verkennen war: So steht im Mittelpunkt von fray Servandos Predigt der Gedanke von der kulturellen Eigenständigkeit seines Heimatlandes in Abgrenzung von der spanischen Kolonialmacht. Zu einem Zeitpunkt, zu dem die Französische Revolution erst fünf und die Amerikanische Revolution nicht mehr als 18 Jahre zurücklag, reagierten die spanische Krone und ihre Kolonialverwaltung und insbesondere die katholische Kirche aus diesem Grund äußerst empfindlich auf die subversive Intervention des Predigers: Man strengte einen kirchenrechtlichen Prozess gegen ihn an, in dessen Verlauf er zunächst zum Widerruf seiner polemischen Thesen gezwungen und schließlich zu zehn Jahren Haft in einem spanischen Kloster verurteilt wurde (vgl. Domínguez Michael 2004: 92–103).

In Europa entzieht sich der verurteilte Aufrührer allerdings dem Zugriff der staatlichen und der kirchlichen Obrigkeit durch wiederholte Fluchten aus den unterschiedlichsten Gefängnissen; er knüpft Netzwerke zu einflussreichen Intellektuellen in Frankreich, Italien, Spanien und England; nimmt 1801 als Gast am Konzil der Konstitutionellen Kirche in Paris und 1808 als Feldkaplan am spanischen Befreiungskrieg gegen Napoleon teil, um dann 1810–11 den ersten Sitzungen der Verfassungsgebenden Versammlung in Cádiz beizuwohnen und sich schließlich zwischen 1811 und 1816 den Kreisen der in London exilierten spanischen Liberalen und hispanoamerikanischen Anführer der inzwischen ausgebrochenen Unabhängigkeitskriege anzuschließen.³ 1813 publiziert er dort das erste historiographische Werk über die längst noch nicht abschließend erreichte Unabhängigkeit seines Heimatlandes, die *Historia de la Revolución de Nueva España, antiguamente Anáhuac*. 1817 kehrt er mit einer Truppe von Freischärlern in sein 22 Jahre zuvor verlassenes Heimatland Neuspanien zurück, wird dort umgehend festgenommen und für knapp drei Jahre im Gefängnis der Inquisition in Mexiko-Stadt inhaftiert. Dort schreibt er die erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und damit lange nach seinem Tod publizierten sogenannten *Memorias*, in denen er in zwei Teilen zunächst die Geschichte seiner Predigt von 1794 und dann diejenige seiner sich daran anschließenden Verbannung rekapituliert.

der kreolischen Nation und seines Heimatlandes. Seine historische Bedeutung liegt nicht in dem, was er erreicht hat, was letztlich ziemlich wenig war, sondern in dem, was er zu erreichen hoffte, und in seiner Verbreitung des patriotischen Glaubens« (Brading 2003: 405, Übersetzung A.K.). Über das Verhältnis der Kernaussage von fray Servandos Predigt zu den zuvor schon verbreiteten Überzeugungen konstatiert Brading: »Die abstrusen Spekulationen der kreolischen Gelehrten sahen sich hier mit einem Schlag in eine öffentliche Versicherung der spirituellen Autonomie Mexikos verwandelt« (Brading 2003: 627, Übersetzung A.K.).

3 Vgl. zu fray Servandos Vita die umfangreiche und akribisch dokumentierte Biographie von Christopher Domínguez Michael (Domínguez Michael 2004).

Das Beispiel von fray Servando Teresa de Mier, seiner Predigt und seinen beiden im weitesten Sinne literarischen Werken (nämlich der *Historia de la Revolución* von 1813 und der *Memorias* aus den Jahren von 1817 bis 1820) erlaubt es, diesen Teil der hispanoamerikanischen und insbesondere der mexikanischen Unabhängigkeitsbewegung als Geschichte des Versuchs einer Plausibilisierung der ideologischen Prämisse von der kulturellen Eigenständigkeit Amerikas und der sich daraus ergebenden Konsequenzen zu lesen. Die Sattelzeit um 1800 ist gerade in dem transatlantischen Kontext, in dem sich fray Servando Teresa de Mier bewegte, eine Epoche epistemischer Krisenerfahrungen und politischer Legitimationsprobleme gewesen, wie man mit Reinhart Koselleck argumentieren könnte.⁴ Es ist in diesem Zusammenhang kein Zufall, dass die Unabhängigkeit Neuspaniens insbesondere von katholischen Priestern ins Werk gesetzt worden ist: Sowohl intellektuelle Vordenker der Unabhängigkeitsbewegung wie fray Servando Teresa de Mier als auch deren spätere militärische Anführer wie Miguel Hidalgo und José María Morelos waren als Kleriker nicht nur belesen, sondern vor allem auch rhetorisch geschult und erfahren im Umgang mit der öffentlichen Rede.⁵ Wenn man deshalb der lateinischen Etymologie des Wortes folgend ›das Plausible‹ als das Applauswürdige (oder auch das auf den Applaus Zielende) definieren möchte,⁶ dann bietet sich fray Servandos Predigt als konkreter Ausgangspunkt für eine Untersuchung der von ihm mit dem Ziel der Plausibilisierung der Unabhängigkeit seines Heimatlandes verwendeten Verfahrensweisen an, und das umso mehr, als die Predigt in der kolonialen Gesellschaft Neuspaniens als eine durchaus ernstzunehmende literarische Gattung galt und namentlich fray Servando sein Selbstbewusstsein als Schriftsteller nur zu oft ausdrücklich unmittelbar aus seiner Befähigung zur Predigt herleitet.⁷ »Dotado

4 Vgl. zum Begriff ›Sattelzeit‹ und zur Vorstellung von einer solchen Epochenchwelle um 1800 Koselleck 1979 und Fulda 2016.

5 Vgl. zu Hidalgo und Morelos und der stark von Klerikern geprägten Ausrichtung der mexikanischen Unabhängigkeitsrevolution Breña 2012: 151–161. David A. Brading vermerkt, die große Zahl von Klerikern unter den Aufständischen habe die spanischen Behörden seinerzeit veranlasst, deren Ersetzung durch linientreue spanische Priester zu fordern (vgl. Brading 2003: 620–621).

6 Das deutsche Wort ›plausibel‹ lässt sich ebenso wie das spanische ›plausible‹ etymologisch auf das lateinische ›plausibilis‹ zurückführen, das seinerseits auf das Verb ›plaudere‹ (Beifall klatschen) zurückgeht und deshalb ›Beifall verdienend, einleuchtend‹ bedeutet (vgl. Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache (DWDS) 2022). Die Real Academia Española fasst die Bedeutungen des Adjektivs mit »atendible, admisible, recomendable« zusammen, also in etwa »zulässig, statthaft, empfehlenswert« (Real Academia Española 2022).

7 So verweist Mier in seinen *Memorias* immer wieder auf seine große Reputation als Prediger, etwa wenn er den wegen seiner polemischen Predigt gegen ihn erhobenen Vorwurf des politischen Aufrührertums unter anderem mit dem Hinweis zu widerlegen versucht, dass er schon in den Jahren vor der Predigt von 1794 wiederholt vor einer großen Öffentlichkeit gepredigt habe, bei diesen Gelegenheiten auch vor klaren politischen Stellungnahmen nicht

de fácil palabra, mordaz, erudito, inteligente y deslenguado, siempre supo cautivar la atención de sus oyentes« (»Wortgewandt, bissig, gebildet, intelligent und klatschhaft wie er war, hat er es immer verstanden, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf sich zu ziehen«), so beschreibt ihn auch der mexikanische Historiker Edmundo O’Gorman, der sich Mitte des 20. Jahrhunderts ausführlich mit der Geschichte der Predigt von 1794 auseinandergesetzt hat (O’Gorman 1960 [1945]: 62). Vor diesem Hintergrund widmen sich die folgenden Überlegungen am Beispiel von fray Servando Teresa de Mier der Frage, wie in der historischen Konstellation der beginnenden Unabhängigkeitsbewegungen in Hispanoamerika die Loslösung der ehemaligen Kolonien vom spanischen Mutterland plausibel gemacht wurde. Sie gehen dabei von der Annahme aus, dass die angestrebte Revolution auch von den diese Revolution maßgeblich vorantreibenden gebildeten Kreolen wie Mier als ein »Plausibilitätsbruch« wahrgenommen wurde. Es handelt sich also um eine historische Situation, in der zuvor geläufige Plausibilisierungen grundsätzlich in Frage gestellt wurden und in der aus diesem Grund neue Wege der Plausibilisierung beschritten werden mussten. Welcher Natur die Wege der Plausibilisierung gewesen sind, die der 1794 mit seiner skandalösen Predigt ins Licht der Öffentlichkeit getretene Dominikaner in seinem in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts zwischen Europa und Amerika entstehenden Werk einschlägt, wird im Folgenden zu untersuchen sein.

Kontingenz leben, Kontingenz schreiben

Der in dem vorliegenden Sammelband näher zu beleuchtende Begriff der Plausibilität ist, wie der Verfasser eines der wenigen ausdrücklich die Frage danach aufwerfenden Aufsatzes konstatiert, selbst »so unbestimmt wie das, was er auszudrücken sucht«. Es handle sich allem Anschein nach um einen »Common-sense-Begriff«, dessen Bedeutung denjenigen, die ihn gebrauchen, unausgesprochen auf der Hand zu liegen scheine, ohne dass weiterreichende Untersuchungen dazu notwendig wären (Koch 2002: 194). Tatsächlich sind auch zwanzig Jahre nach Erscheinen dieser Überlegungen Erklärungsversuche rar, die über die etymologische Herleitung des Begriffs »Plausibilität« und die daraus resultierende sehr weit gefasste Definition des Plausiblen als das in einem allgemeinen Sinne Beifallswürdige substanziiell hinausgingen.⁸ Der naheliegende Rückgriff auf die rhetorische Tradition lässt allerdings deutlich werden, dass die Frage nach der Plausibilität des in einer Rede Gesagten

zurückgeschreckt sei und damit jedes Mal große Erfolge bei seinem Publikum erzielt habe (vgl. Mier 2009, t. I: 351–352). Vgl. zur Predigt als Gattung Herrejón Peredo 2003.

8 Der Verfasser des zitierten Aufsatzes konstatiert: »In die einschlägigen philosophischen und wissenschaftstheoretischen Handbücher hat er [der Begriff der Plausibilität] sich noch nicht verirrt« (Koch 2002: 194).

immer dann besonders virulent wird, wenn sich der Redner oder die Rednerin auf das Gebiet der Kontingenz vorwagt, in einen Bereich also, in dem eine Sache so oder auch anders beurteilt werden kann (vgl. Koch 2002: 195–196). Und auch wenn man gegen diese Feststellung ins Feld führen mag, dass wohl die allermeisten Redegegenstände in diesem Sinne kontingent und deshalb erst eigens plausibel zu machen sind (sofern sie jedenfalls jenseits der forensischen Argumentation mit ihren einander klar ausschließenden Kategorien liegen) und dass eine solche Eingrenzung daher nicht wirklich zur schärferen Profilierung des diffusen Begriffs ›Plausibilität‹ dienen kann, scheint mir die Betonung der Kontingenz doch im Kontext der hispanoamerikanischen Unabhängigkeit und den von deren Verfechtern eingesetzten Plausibilisierungsverfahren von besonderer Bedeutung zu sein. So arbeiten sich die beiden bereits erwähnten Hauptwerke fray Servando Teresa de Miers in auffälliger Art und Weise an jener Spannung zwischen Kontingenz und Kontinuität ab, die dem argentinischen Historiker Elías José Palti zufolge einen der Ausgangspunkte für die begriffsgeschichtliche Auseinandersetzung mit dem Epochenumbruch um 1800 darstellt, welcher der bereits zitierte Reinhart Koselleck einen großen Teil seiner wissenschaftlichen Bemühungen gewidmet hat: Die Fruchtbarkeit von dessen Begriffsgeschichte resultiere vor allem aus der Tatsache, dass in der Veränderlichkeit der Begriffe die Prozessualität der Geschichte selbst nachvollziehbar wird. Koselleck habe deshalb Geschichte zwar immer in ihrer Kontingenz verstanden, den historischen Prozess aber dennoch für grundsätzlich intelligibel gehalten (vgl. Palti 2005: 32).

In seiner Auseinandersetzung mit der Geschichte der Unabhängigkeit (in der in London erschienenen *Historia de la Revolución*) und der Geschichte der eigenen Person (in den wenige Jahre später in Mexiko entstandenen *Memorias*) sucht nun fray Servando (der ja nicht nur Zeuge, sondern vor allem auch Akteur des in Frage stehenden Epochenwandels gewesen ist) diese Spannung für die Plausibilisierung der Unabhängigkeit fruchtbar zu machen. Während er sich in der *Historia de la Revolución* bemüht, ausgehend von einer Vielzahl äußerst disperser Quellen und Materialien die einzelnen durchaus kontingenten Ereignisse der mexikanischen Geschichte bis in das Jahr 1813 hinein durch die starke Präsenz eines Erzählers dahingehend zu ordnen, dass sie sich trotz allem als eine sich auf das Ziel der Unabhängigkeit hin entwickelnde Kontinuität darstellen lassen, setzt er in den *Memorias* darauf, die Kontingenz seiner eigenen Lebenserfahrungen ausdrücklich als solche zu markieren und auszustellen (vgl. Kraume 2023).

Diese je unterschiedliche Stoßrichtung lässt sich bereits ausgehend von den Titeln der beiden Werke anschaulich machen. Wenn nämlich der vollständige Titel des historiographischen Werkes *Historia de la Revolución de Nueva España, antiguamente Anáhuac, ó Verdadero origen y causas de ella con la relación de sus progresos hasta el pre-*

sente año de 1813 lautet,⁹ dann legt die darin zum Ausdruck kommende Betonung der Kausalität und des Fortschrittsgedankens tatsächlich die Vermutung nahe, dass das in Frage stehende Werk vor allem die (narrative) Überwindung der historischen Kontingenz versucht. Fray Servandos später unter dem Titel *Memorias* veröffentlichte Erinnerungen bestehen dagegen aus zwei Teilen, deren erster (die »Apología del Dor. Dn. Servando Teresa de Jesús de Mier Noriega Guerra etc. sobre el sermón que predicó en el Santuario de Tepeyac el 12 de Diciembre de 1794, con noticia de todo lo ocurrido en la atroz persecución que con ese pretexto le suscitó el M. R. Dor. Dn. Alonso Núñez de Haro, Arzobispo entonces de México«) eine Rechtfertigungsschrift darstellt, in der sich der Autor mit den wegen seiner skandalösen Predigt gegen ihn erhobenen Vorwürfe auseinandersetzt; und deren zweiter (die »Relación de lo que sucedió en Europa al Dr. D. Servando Teresa de Mier, después de que fue trasladado allá por resultas de lo actuado contra él en México, desde julio de 1795 hasta octubre de 1805«) von den sich daran anschließenden Erlebnissen des verbannten kreolischen Schriftstellers in Europa erzählt.¹⁰ Die passivischen Konstruktionen in den Titeln beider Teile lassen den Protagonisten des autobiographischen Textes eher als Objekt fremder und zwischen den Zeilen als unhintergebar gekennzeichnete Entscheidungen denn als selbstbestimmtes Subjekt erscheinen. So ist das hier in der dritten Person angesprochene Ich des autobiographischen Textes Opfer der willkürlichen Machenschaften seiner Gegner und damit in besonderer Weise der Kontingenz der Geschehnisse unterworfen. Zwischen den Polen von Kontingenzbewältigung und Kontingenzexposition spannt sich auf diese Weise fray Servandos Versuch, in seinen Hauptwerken die Unabhängigkeit seines Heimatlandes nicht nur in einem politischen, sondern auch in einem literarischen Sinne plausibel zu machen.¹¹ Wenn diese Hypothese allerdings die Betonung ganz ausdrücklich auf das

-
- 9 In der deutschen Übersetzung lautet dieser Titel: *Geschichte der Revolution von Neuspanien, das früher Anáhuac hieß, oder Deren tatsächlicher Ursprung und Entwicklung, mit der Erzählung von ihren Fortschritten bis in das gegenwärtige Jahr 1813*.
- 10 In der deutschen Übersetzung heißen die beiden Teile der *Memorias*: »Apologie des Dr. Servando Teresa de Jesús de Mier Noriega Guerra usw. über die Predigt, die er am 12. Dezember 1794 in der Kirche von Tepeyac gehalten hat, mit einem Bericht über alles, was in der fürchterlichen Verfolgung geschehen ist, die Monsignor Dr. Don Alonso Núñez de Haro, damals Erzbischof von Mexiko, wegen dieser Predigt gegen ihn angezettelt hat« und »Erzählung über das, was dem Dr. D. Servando Teresa de Mier in Europa geschehen ist, nachdem er wegen der in Mexiko gegen ihn unternommenen Machenschaften dorthin geschafft worden war, von Juli 1795 bis Oktober 1805«.
- 11 Miriam Lay Brander hat sich mit der Frage nach der Spannung zwischen Kontingenz und Kontinuität mit Blick auf das Erzählen in der Frühen Neuzeit auseinandergesetzt. Sie unterscheidet für diese Zeit zwischen dem Erzähler in historiographischen Texten, der vor allem deshalb als »Garant der Einheit der Erzählung« auftreten könne, weil er das zu erzählende Geschehen von einem Endpunkt aus perspektiviert; und dem Erzähler in fiktionalen Texten, der im Unterschied dazu in Episoden erzähle, weil er »nicht über die totalisierende zeitliche Ein-

Verb legt (›plausibel *machen*‹), dann liegt das daran, dass das Konzept ›Plausibilität‹ grundsätzlich auf einer diskursiven und nicht etwa auf einer phänomenologischen Ebene zu verorten ist. Bei der Diskussion des hier in Frage stehenden Begriffs kann es sich also nicht darum handeln zu klären, wann etwas plausibel *ist*; sondern es kann allein darum gehen zu analysieren, wann, warum und aufgrund welcher Prämissen etwas als plausibel *erscheint*.

Die Illegitimität der Conquista

In seiner so aufsehenerregenden wie folgenreichen Predigt vom Dezember 1794 war der spätere Autor der *Historia de la Revolución de Nueva España* und der *Memorias* von der Annahme ausgegangen, dass die Geschichte der Erscheinungen der Jungfrau von Guadalupe seit jeher verfälscht dargestellt worden sei. Weil die fragliche Geschichte der Marienerscheinungen nämlich ursprünglich auf Nahuatl erzählt worden ist und die europäischen Historiographen Neuspaniens dieser Sprache nur unzureichend mächtig gewesen seien, gelte es, die vermeintlich altbekannte Geschichte neu zu schreiben und die bisherigen Fehler geradezurücken. Um das tun zu können, gliedert fray Servando Teresa de Mier seine Predigt in vier mit dem philosophischen Terminus *proposiciones* bezeichnete Sätze, die er wie folgt aneinanderreihet: 1) Das Bild der Jungfrau von Guadalupe befindet sich nicht auf dem Mantel von Juan Diego Cuauhtlatocatzin, sondern auf dem Umhang des Apostels Thomas. 2) Die Jungfrau wurde schon unmittelbar nach der Kreuzigung Christi von den durch eben diesen Heiligen christianisierten Einwohnern von Mexiko verehrt. 3) Weil die indigene Gemeinschaft in der Folge vom Glauben abfiel, hat Thomas das Bild versteckt, bis die Jungfrau selbst es nach der Conquista durch die Spanier Mexikos Juan Diego überreichte, um die Errichtung einer neuen Stätte der Verehrung zu fordern. 4) Das Bild der Jungfrau von Guadalupe datiert deshalb aus der Anfangszeit des Christentums und ist nicht von Menschenhand gemacht, sondern übernatürlicher Herkunft (vgl. Mier 1981: 238–239 und Mier 2009, t. I: 351–352).

Der Prediger gründet diese im Ganzen doch überraschende Interpretation auf Erkenntnisse aus der zum Zeitpunkt seiner Predigt gerade einsetzenden Beschäftigung mit der prähispanischen Vergangenheit Mexikos. 1790 und 1791 waren unter der Plaza Mayor von Mexiko-Stadt (dem heutigen Zócalo) drei monumentale aztekische Skulpturen ausgegraben worden. Auf diese Funde bezieht sich der

heit eines allwissenden Erzählers verfügt«. Auf eine ähnliche Art und Weise unterscheiden sich tatsächlich auch noch gut zweihundert Jahre später die Erzählerfiguren in fray Servando Teresa de Miers *Historia de la Revolución* einerseits und in seinen *Memorias* andererseits voneinander (Lay Brander 2011: 48).

Dominikaner in seiner Predigt und argumentiert, sie müssten für aussagekräftiger und wertvoller gelten als etwa diejenigen aus Herculaneum und Pompeji.¹² Dank dieses Hinweises auf die römischen Ursprünge der europäischen Kultur wird nun die eigentliche Stoßrichtung seiner polemischen Intervention erkennbar: Für fray Servando ist die mexikanische Frühgeschichte der europäischen nicht nur ebenbürtig, sondern weit überlegen. Diese im weitesten Sinne indigenistische Argumentationsweise ist zunächst nicht unbedingt originell; vielmehr stilisierten sich im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert viele kreolische Intellektuelle in Mexiko zu direkten Nachfahren der Azteken, um auf diese Weise Distanz zwischen ihrer vermeintlich indigenen Abstammung und der dadurch als besonders fremd gekennzeichneten spanischen Kolonialherrschaft herzustellen (vgl. Rubial García 2014: 393–407). Was aber Miers Vorgehensweise im Vergleich zu derjenigen seiner Zeitgenossen auszeichnet, das ist die Art und Weise, wie er die entsprechenden Überlegungen zunächst in seiner Predigt und später in seiner *Historia de la Revolución* und seinen *Memorias* diskursiv entfaltet und vor allem narrativ plausibel zu machen versucht.

Die Argumentation seiner Predigt verläuft in einem Zirkel. Voraussetzung ist die Annahme, dass die spanische Conquista Amerikas jeglicher Legitimation entbehrt hat. Diese Hypothese wird implizit mit der Überlegenheit der präcortesianischen Kultur begründet. Damit diese Überlegenheit aber wirklich zum Tragen kommen kann, muss die in Frage stehende Kultur bereits christlich gewesen sein – womit wiederum bewiesen wäre, dass die spanische Conquista Amerikas jeglicher Legitimation entbehrt hat. Noch Jahre später wird fray Servando seine Argumentation in der *Historia de la Revolución de Nueva España* auf dieser Prämisse von der fundamentalen Illegitimität der spanischen Conquista Amerikas aufbauen. So verweist er im Verlauf dieses Werkes immer wieder darauf, dass die Erbarmungslosigkeit der Spanier in dem neuspanischen Unabhängigkeitskrieg, den zu beschreiben er sich vorgenommen hat, in einer direkten historischen Kontinuität mit derjenigen stehe, welche schon die Konquistadoren bei der in seiner Darstellung eben unrechtmäßigen Eroberung Amerikas an den Tag gelegt hätten.¹³

12 Im Einzelnen handelte es sich um eine Statue der Göttin Coatlicue, um den sogenannten Stein der Sonne sowie den Tízoc-Stein. Die drei massiven Basaltskulpturen hatten allem Anschein nach eine besondere Bedeutung für die Bevölkerung von Tenochtitlan. Wahrscheinlich überlebten sie die Zerstörung nach der Eroberung der Stadt durch die Spanier, weil die unterlegenen Mexica sie vergraben hatten, um sie vor der Zerstörung zu retten (vgl. Boone 1987: 19–29).

13 Vgl. etwa den Anfang von Libro XI der *Historia de Revolución*, wo sich fray Servando lange mit der Beschreibung der Grausamkeiten des Spaniers Nuño de Guzmán bei der Eroberung von Michoacán und Jalisco aufhält, um schließlich darauf hinzuweisen, dass unter der Führung des Vizekönigs Venegas gerade dort auch in der Aktualität die grausamsten Spanier herrschten: »Éstas [las provincias de Michoacán y Jalisco] son aquellas que su primer conquistador,

»Lo pasado responde de lo porvenir« (Mier 1990 [1813]: 328) – »Die Vergangenheit gibt Antworten für die Zukunft«: mit diesem Satz aus dem 11. Buch der *Historia de la Revolución de Nueva España* lässt sich die Konzeption bündig zusammenfassen, der fray Servandos Darstellungen in diesem Zusammenhang folgen und die für die Anlage des ganzen Werkes mit seiner impliziten Überführung der historischen Kontingenzen in erzählerische Kontinuität leitend ist. Weil das so ist, weil sich seiner Meinung nach aus der Vergangenheit Regeln für die Zukunft ableiten lassen, und weil deshalb in der Grausamkeit der Spanier bei der spanischen Conquista Amerikas bereits ihre spätere Grausamkeit im Verlauf des Unabhängigkeitskriegs angelegt ist, greift der Verfasser des *Historia de la Revolución* immer wieder auf das Werk eines Vorläufers zurück, der zeitlebens eine besondere Bedeutung für ihn gehabt hat: So hatte sein Ordensbruder Bartolomé de Las Casas mit der im Jahr 1552 erstmals veröffentlichten *Brevísima relación de la destrucción de las Indias* bereits einen ausführlichen Bericht über die Verheerungen der spanischen Conquista Amerikas vorgelegt; und es war niemand anderes als fray Servando, der 1812 diese seither fast in Vergessenheit geratene *Brevísima relación* in London neu herausgegeben und mit einem Vorwort versehen hat, in dem er Las Casas' Darstellungen von den unschuldigen und schutzbedürftigen Ureinwohnern Amerikas und den sie grausam verfolgenden Spaniern zur Grundlage seiner Argumentation macht.¹⁴ Wenn dann in der nur ein Jahr

Nuño de Guzmán, halló tan pobladas y florecientes que les impuso el nombre de *la Mayor España*, sino que él mismo, después de haber assolado la provincia de Panuco, enviando en millares sus habitantes a vender por esclavos en las Antillas, arruinó también estas otras mucho mayores, atormentando, matando y quemando a los reyes, sus vasallos y sus pueblos. [...] Con todo, aquel reyno y el de Xalisco son hoy todavía lo más rico y granado de toda la Nueva España, aunque destinados siempre a ser la presa de las fieras más atroces. Sí, allí es donde ha soltado Venegas todas las peores suyas, y Reyna en Valladolid, capital hoy de Michoacán, con título de comandante general, aquel Truxillo que ya conocemos, y en Guadalupe, capital de Xalisco, D. José Cruz, que vamos a conocer«. (Mier 1990 [1813]: 313–314. »Diese [die Provinzen Michoacán und Jalisco] sind diejenigen, die ihr erster Eroberer, Nuño de Guzmán, so bevölkert und blühend vorfand, dass er ihnen den Namen Großspanien gab, aber er selbst zerstörte selbst diese viel größeren [Provinzen], indem er die Könige, deren Vasallen und Völker quälte, tötete und verbrannte (nachdem er bereits die Provinz Panuco verwüstet hatte und Tausende ihrer Bewohner als Sklaven auf den Antillen verkaufen lassen hatte) [...]. Trotzdem sind jenes Königreich [Michoacán] und das von Jalisco noch heute die reichsten und wohlhabendsten in ganz Neuspanien, auch wenn sie seit jeher dazu bestimmt waren, von den grausamsten Bestien ausgebeutet zu werden. Ja, da hat Venegas die Schlimmsten unter den Seinen [unter seinen Bestien] losgelassen, und so regiert in Valladolid, der heutigen Hauptstadt von Michoacán, mit dem Titel eines Generalkommandanten jener Trujillo, den wir bereits kennen, und in Guadalupe, der Hauptstadt von Jalisco, D. José Cruz, den wir kennenlernen werden«).

14 In einem Brief aus demselben Jahr 1812 rühmt sich fray Servando ausdrücklich dieses Vorworts (vgl. Rieu-Millán 1989). Der Brief ist im Zusammenhang mit diesem Aufsatz auch abgedruckt; die Stelle, in der sich fray Servando auf sein Vorwort zu Las Casas bezieht, lautet:

später veröffentlichten *Historia de la Revolución de Nueva España* die spanischen Gräueltaten aus den zurückliegenden drei Jahrhunderten der Kolonialzeit und vor allem diejenigen aus der aktuellen Auseinandersetzungen um die Unabhängigkeit immer wieder ausdrücklich in ein Verhältnis zu der Brutalität der spanischen Konquistadoren des 16. Jahrhunderts gesetzt werden, dann ist es auch in diesen narrativ durchaus breit entfalteten Szenen Bartolomé de Las Casas, der als Kronzeuge der Anklage fungiert.¹⁵

In dieser Ausführlichkeit und so ausdrücklich analysiert Mier die fundamentale Illegitimität der Conquista tatsächlich erst in der knapp zwanzig Jahre *nach* seiner Predigt zum Feiertag der Jungfrau von Guadalupe publizierten *Historia de la Revolución*. Um aber die bereits in dieselbe Richtung zielende Vorstellung von einem mexikanischen Urchristentum und die auch daraus resultierende Notwendigkeit der Unabhängigkeit für sein Publikum applauswürdig (und damit plausibel) zu machen, konkretisiert der Dominikaner schon in der Predigt des Jahres 1794 seine zunächst abstrakte Idee dadurch, dass er die Darstellung ausgehend von dem synkretistischen Kern der in Frage stehenden Überlieferung von den Marienerscheinungen auf der Anhöhe von Tepeyac entwickelt. So war diese Überlieferung seit jeher in dem Sinne interpretiert worden, dass sich die Jungfrau mit den Erscheinungen bewusst den gerade erst christianisierten indigenen Gläubigen habe zuwenden wollen. Ihre

»En tres días estará impresa del todo la Brevisima Relación que Usted desea, y con un prologo (ya supone Usted de quien) que se ha de chupar Usted los dedos.« (68, »In drei Tagen wird die Brevisima Relación gedruckt sein, die Sie haben wollten, und mit einem Vorwortchen [Sie wissen schon von wem], nach dem Sie sich die Finger lecken werden.«). Vgl. auch fray Servandos Ausgabe der *Brevisima Relación* selbst: Las Casas 1812. Vgl. insgesamt zu Las Casas und seiner Bedeutung für fray Servando auch Pulido Herráez 2011. Pulido Herráez betont vor allem, wie sehr sich das Vorwort von fray Servando mit seinen Zuspitzungen sehr an der Darstellung von Las Casas selbst orientiere: »Puede observarse cómo el regiomontano reproduce dos de las visiones que Las Casas contribuyó a forjar y con ello perpetuar: la visión (paradisíaca) de los indios como gente sencilla e inocente, y hasta cierto punto débil, necesitada de protección, y la de la maldad, o la malignidad española.« (448, »Es ist zu sehen, wie der Mann aus Monterrey zwei der Visionen reproduziert, die Las Casas mitgeschmiedet und dadurch verewigt hat: die [paradiesische] Sicht auf die Indios als einfache und unschuldige und bis zu einem gewissen Punkt schwache, schutzbedürftige Menschen, und die Vorstellung von der spanischen Bosheit oder Bösartigkeit.«).

15 Mier bahnt auf diese Weise den Weg für die breite Rezeption, die das Werk von Bartolomé de Las Casas im weiteren Verlauf der Unabhängigkeitsbewegung und im 19. Jahrhundert insgesamt auf beiden Seiten des Atlantiks erfahren sollte. Christopher Domínguez Michael weist in diesem Zusammenhang auf die »resurrección [...] como apóstol de las Indias« hin, die Las Casas im Verlauf der Unabhängigkeitsrevolution erlebt habe (Domínguez Michael 2004: 205). Bei seiner Rückkehr nach Neuspanien im Jahr 1817 bringt fray Servando im Übrigen mehrere Exemplare seiner Las-Casas-Edition von 1812 mit (vgl. dazu das von der Inquisition angelegte Inventar der Bibliothek des Dominikaners [Hernández y Dávalos 1877–1882, t. VI: 841 und 843]).

sich auf dem Bild in dem Mantel Juan Diegos abzeichnende dunkle Hautfarbe stehe für ihre ausdrückliche Identifikation mit diesen indigenen Neophyten und ihren mestizischen Nachkommen. Eine dunkelhäutige Jungfrau von Guadalupe wurde zwar auch früher schon in der Heimat vieler Konquistadoren in der Extremadura in Spanien verehrt.¹⁶ Wenn aber zwischen der ursprünglichen spanischen und der erst später in Erscheinung tretenden mexikanischen Guadalupe von Anfang an unterschieden wurde, dann liegt das daran, dass die Vorgeschichte des Ortes der mexikanischen Marienerscheinungen sehr viel weiter zurückreicht als nur bis in die Jahre unmittelbar nach der Conquista.¹⁷ So existierte an jenem Ort nördlich von Mexiko-Stadt bereits in prähispanischer Zeit ein Heiligtum, in dem die aztekische Göttin Tonantzin verehrt wurde.¹⁸ Genau diese verborgene Seite der Geschichte ist es, die fray Servando Teresa de Mier im ausgehenden 18. Jahrhundert zu seiner polemischen Reinterpretation der von den spanischen Eroberern und Missionaren etablierten Glaubenstradition veranlasst. In seinen Jahre nach der ursprünglichen Predigt verfassten Erinnerungen lässt er deshalb keinen Zweifel daran, dass die frühen Missionare bewusst auf synkretistische Praktiken gesetzt haben, um der eigentlich unrechtmäßigen Conquista doch einen Anschein von Legitimität verleihen und die Missionierung der indigenen Bevölkerung Mexikos umso effizienter zum Ziel führen zu können:

Ya es necesario hablar claro. Los conquistadores y los primeros misioneros, quitando los ídolos, sustituyeron a los más célebres, y en los mismos lugares montuosos imágenes del cristianismo, análogas en los nombres y la historia, para que prosiguiesen celebrándose las fiestas antiguas con la misma analogía y concurrencia [...]. (Mier 2009, t. I: 291–292)

Wir müssen jetzt deutlich werden. Die Eroberer und die ersten Missionare entfernten die Idole und ersetzten die berühmtesten unter ihnen an denselben bergigen Orten durch christliche Bilder, analog in Namen und Geschichte, damit die alten Feste weiterhin auf dieselbe Art und Weise und mit demselben Zuspruch gefeiert werden konnten [...].

16 Dort am Fluss Guadalupe sei die Jungfrau im 13. Jahrhundert einem Schäfer erschienen und habe ihn auf eine in der Nähe vergrabene Marienstatue hingewiesen.

17 Vgl. zu der Beziehung zwischen der spanischen und der mexikanischen Guadalupe Zires 1994: 287.

18 »Los testimonios de los misioneros concuerdan, pues, en lo esencial: Tonantzin era una divinidad mayor, su principal santuario se encontraba en el cerro de Tepeyac, a una legua al norte de la ciudad de México, y a él acudían peregrinos de todo el país«, schreibt beispielsweise der Historiker Jacques Lafaye, der sich in seinem Standardwerk *Quetzalcóatl y Guadalupe* intensiv mit der Geschichte der neuspanischen Synkretismen auseinandergesetzt hat. (Lafaye 2006 [1977]: 286, »Die Zeugnisse der Missionare stimmen also im Wesentlichen überein: Tonantzin war eine große Gottheit, ihr Hauptheiligtum lag auf dem Tepeyac-Hügel, eine Meile nördlich von Mexiko-Stadt, und aus dem ganzen Land kamen Pilger dorthin«.).

Nun ist das Wort »ersetzen« (»sustituir«), das der Autobiograph hier zur Bezeichnung der Vorgehensweise der Spanier verwendet, sicher keineswegs zufällig gewählt.¹⁹ Die Substitution der einen Statue durch eine andere und damit letztlich auch diejenige des einen Glaubens durch einen anderen, auf welche die zitierte Passage über die fortgesetzten transatlantischen Überlagerungen anspielt, basiert auf einem Prinzip der fundamentalen Ähnlichkeit.²⁰ In fray Servandos Darstellung konnte die Geschichte dieser sukzessiven Überlagerungen nur deshalb in Gang gesetzt werden, weil die Spanier bei der Eroberung und spirituellen Erneuerung Mexikos auf ähnliche Namen, ähnliche Geschichten und ähnliche Feste gestoßen sind, wie sie sie bereits aus ihrer Heimat kannten.²¹ Seine eigene innovative Lektüre der Tradition kann vor diesem Hintergrund als eine neuerliche Ersetzung interpretiert werden. In seiner Predigt ebenso wie in seinen auf den in dieser Predigt formulierten Überlegungen aufbauenden literarischen Werken überschreibt der Dominikaner die alte Überlieferung von den Marienerscheinungen auf der Anhöhe von Tepeyac. Die Geschichte seines Heimatlandes Mexiko von der präcortesianischen Epoche bis in die Sattelzeit um 1800 erscheint damit als ein Palimpsest, in dessen vielfachen Überschreibungen einmal mehr die Kontingenz

-
- 19 Dasselbe Verb gebraucht er wenig später auch mit Blick auf die konkrete Frage nach der Tradition der Jungfrau von Guadalupe: »Desde luego ya tengo probado que la historia de Nuestra Señora de Guadalupe, en su fondo, no es más que la historia de la antigua *Tonantzin* que los indios veneraban en Tepeyac y a quien dice Torquemada *sustituyeron* los misioneros la imagen de Nuestra Señora de Guadalupe.« (Mier 2009, t. I: 293–294. »Natürlich habe ich bereits bewiesen, dass die Geschichte Unserer Lieben Frau von Guadalupe im Grunde nichts Anderes ist als die Geschichte der alten *Tonantzin*, welche die Indianer in Tepeyac verehrten und von der Torquemada sagt, dass die Missionare sie das Bild Unserer Lieben Frau von Guadalupe *ersetzen*.« [Hervorhebung hinzugefügt, A.K.]
- 20 Anthony Padgen spricht in diesem Zusammenhang von dem »principle of attachment«, mit dem die europäischen Entdecker und Eroberer der Inkommensurabilität dessen begegnet seien, was sie in der (für sie) Neuen Welt antrafen: »Discovery« was, however, only the first moment of the European encounter with America. What followed was a slow and sometimes painful process of assimilation. The conquerors and colonizers of America did their best to transform this ›New world [...] into a likeness of the Old«. (Pagden 1993: 10).
- 21 Dass die Betonung der Ähnlichkeit zwischen Amerika und Europa auf diese Art und Weise gewissermaßen zum Strukturprinzip von fray Servandos Ausführungen wird, ist umso erstaunlicher angesichts der Tatsache, dass der Dominikaner ansonsten stets darum bemüht ist, die nicht zu überwindende Differenz zwischen Spanien und seiner Heimat zu betonen: »Suelen decir los españoles que nada hay en América idéntico a lo de España sino los huevos y los jesuitas«, schreibt er in seinen *Memorias* ironisch, und sein Bericht über seine eigene Wahrnehmung des spanischen ›Mutterlandes‹ bestätigt diese volkstümliche Weisheit immer wieder aufs Neue (Mier 2009, t. II: 202, »Die Spanier pflegen zu sagen, dass es in Amerika nichts gebe, was so sei wie in Spanien, außer den Eiern und den Jesuiten«. Dieselbe Formulierung findet sich auch in Mier 1990 [1813]: 256).

der Historie, zugleich aber auch eine Möglichkeit des produktiven Umgangs mit dieser Kontingenz zum Ausdruck kommt.

Versuche über die Unabhängigkeit

Die *Historia de la Revolución de Nueva España* und die *Memorias* sind nicht nur inhaltlich, sondern auch in einem poetologischen Sinne stark von der frühen Predigt und den dieser Predigt zugrundeliegenden narrativen Prämissen geprägt. So greifen beide Werke auf in unterschiedlich starkem Maße kanonisierte Gattungsmuster zurück, um den kreolischen Bewohnerinnen und Bewohnern Mexikos eine Stimme zu verleihen und auf diese Weise die Unabhängigkeit Mexikos von Spanien plausibel machen zu können. Dabei könnte man etwas vereinfachend argumentieren, dass das historiographische Werk (also die *Historia de la Revolución*) auf die kollektive Unabhängigkeit der zu begründenden Nation zielt, während das autobiographische Werk (also die *Memorias*) eher die individuelle Unabhängigkeit des schreibenden Ichs in den Blick nimmt. Das wiederum hat zur Folge, dass beide Werke die ihnen zugrundeliegenden kanonischen Gattungsmuster in entscheidendem Maße transformieren und an die eigenen Zwecke anpassen, um jenseits der politischen auch eine literarische Unabhängigkeit herbeizuschreiben. Insbesondere die *Memorias* entwickeln zu diesem Zweck eine narrative Form, welche die autobiographische Erzählung als unmittelbare Konsequenz der 25 Jahre zuvor gehaltenen Predigt erscheinen lässt. So betont der Erzähler der *Memorias* immer wieder, dass seine umstrittene Predigt seinerzeit nur als Entwurf und eben keineswegs als fertiger Text mit einer stringenten Argumentation vorgelegen habe. Wenn man nun diesen im Nachhinein so hervorgehobenen skizzenhaften Charakter des Predigttextes nicht nur im Sinne einer bloßen Schutzbehauptung des ja gerade wegen der ursprünglich in der Predigt formulierten Überzeugungen zeitlebens verfolgten Priesters interpretieren möchte, sondern ihn stattdessen als das Ergebnis einer bewusst getroffenen und auch gattungstheoretisch relevanten Entscheidung versteht, dann kann dieser angebliche Entwurfscharakter der Predigt durchaus auch in einem poetologischen Sinne fruchtbar gemacht werden (siehe dazu auch KWASCHIK). In dieser Lesart hätte der Predigt eine Poetik zugrunde gelegen, die als ›Poetik der Skizze‹ bezeichnet werden könnte und die nun auch für die Strategien der Plausibilisierung jenes autobiographischen Werkes konstitutiv ist, in dem diese Poetik im Nachhinein explizit gemacht wird (so meine Hypothese).

An einer Stelle seines Lebensberichts über die Jahre im europäischen Exil denkt der Erzähler der *Memorias* beispielsweise über das Material nach, das in den Akten zu dem seine Predigt verhandelnden Prozess in Spanien archiviert wurde. Er verwendet dabei Formulierungen, die darauf hindeuten, dass sich diese Unterlagen ganz offensichtlich in unterschiedlichen Stadien der Skizzenhaftigkeit befinden.

Die ausdrückliche Erwähnung der Unfertigkeit seiner in der Predigt formulierten Gedankengänge dient ihm nun zwar selbstverständlich vor allem dazu, die Vorläufigkeit und damit auch die Harmlosigkeit dessen zu unterstreichen, was er seinerzeit gepredigt hat. Zugleich lässt sich die in dem Hinweis auf den nur skizzenhaften Charakter des Materials rund um die Predigt enthaltene Lektüeranweisung aber tatsächlich auch auf die aus dieser angeblich nur als Entwurf existierenden Predigt hervorgegangenen Erinnerungen selbst übertragen:

La Academia [...] determinó examinar en cuerpo el asunto, y mandó leer todas las piezas, comenzando por mi sermón. Contenían los autos el borrador que de él entregué primero, la copia que después entregué en limpio, y aun los apuntillos que también entregué [...], y mis borrones de ensayo. (Mier 2009, t. II: 63)

Die Akademie beschloss, die Angelegenheit komplett zu untersuchen und ließ sich daher die gesammelten Unterlagen kommen, angefangen mit meiner Predigt selbst. Die Akten enthielten die Skizze, die ich zuerst für diese Predigt unternommen hatte, die saubere Abschrift, die ich danach noch angefertigt hatte, die Notizen, die ich auch ausgehändigt hatte, und schließlich meine zusammengeklebten Entwürfe zu einem Essay [oder: meine versuchshaften Entwürfe].

Borrador, copia, apuntillos (Skizze, Abschrift, Notizen): Das Wortfeld rund um den Entwurf oder die Skizze, das fray Servando hier ausbreitet, ist nicht nur unerschöpflich, sondern allem Anschein nach auch immer weiter steigerungsfähig. So vermag etwa die Formulierung »borrones de ensayo« (die zusammengeklebten Entwürfe eines Essays) den skizzenhaften Charakter des Materials noch einmal zu potenzieren dadurch, dass sie sich nicht nur auf einen Versuch oder einen Essay bezieht, sondern auf bloße Skizzen zu einem Versuch und damit auf einen Versuch zweiter Ordnung. Die tatsächliche oder vermeintliche Skizzenhaftigkeit dessen, was da dank der Effizienz der spanischen Bürokratie Eingang in die Prozessakten gefunden hat, steht zwar in einem deutlichen Gegensatz zu der Detailversessenheit und Akribie, mit denen fray Servando Teresa de Mier die Geschichte seiner Predigt im Nachhinein in seiner Autobiographie rekonstruiert; sie ist aber nur folgerichtig in einem autobiographischen Zusammenhang, in dem es immer auch darum geht, das eigene Ich vor dem Hintergrund des Skandals um die seinerzeit gehaltene Predigt als eine bewegliche Größe in einem viel zu statischen Kontext zu modellieren.

Gerade die Vielzahl der in den *Memorias* mit großer Genauigkeit rekapitulierten Details kann deshalb paradoxerweise als ein Hinweis darauf gelesen werden, dass auch dieses autobiographische Werk über weite Strecken den skizzenhaften Charakter hat, den fray Servando Teresa de Mier so nachdrücklich für seine umstrittene Predigt geltend macht. Je kleinteiliger und akribischer die Rekonstruktion der Umstände, so könnte man argumentieren, desto vielseitiger und flexibler das litera-

rische Ich, das aus dieser Rekonstruktion resultiert. Der literarische Entwurf eines aus der Urszene der Predigt hervorgehenden Ichs, wie ihn der autobiographische Text der *Memorias* vornimmt, vertraut deshalb auf die Offenheit und Beweglichkeit dieses skizzenhaften Textes selbst. Dieser scheint beispielsweise in entscheidendem Maße auf den Zufall zu setzen, etwa wenn der Erzähler sich in Exkursen verliert und diese ohne größere Umstände an die bisherigen Ausführungen anschließt mit der Wendung: »Se me olvidaba decir que...« (»Ich habe vergessen zu erwähnen, dass...«), oder auch wenn er ein eigentlich abgeschlossenes Kapitel mit einem Zusatz versieht und diesen mit den Worten einleitet: »Ya que ha sobrado este pedazo de papel, contaré una anecdota acontecida en Madrid cuando mi primera residencia en ella« (»Da gerade noch dieses Stückchen Papier übrig ist, werde ich noch eine Anekdote erzählen, die sich in Madrid zugetragen hat, als ich zum ersten Mal dort war«) (Mier 2009, t. II: 263 und 265). Das übrig gebliebene Stückchen Papier, das hier zum Anlass genommen wird, die Erzählung doch noch etwas weiter fortzusetzen, ist repräsentativ für fray Servandos Herangehensweise insgesamt: Anders als sein historiographischer Entwurf setzen seine nach seiner Rückkehr nach Mexiko entstandenen Erinnerungen weniger auf die Bewältigung von Kontingenz als vielmehr auf deren bewusste Exposition, und das eben nicht nur auf einer inhaltlichen, sondern insbesondere auch auf einer stilistischen Ebene. Oft genug ersetzt hier die spontane Improvisation die stringente Struktur dessen, was erzählt wird; und die Tatsache, dass in der zitierten Passage allein die konkrete Materialität des Schreibens bzw. der dazu benötigten Utensilien den Anlass zum Weitererzählen bietet, rückt abermals den offenen, skizzenhaften Charakter der Autobiographie in den Blick.

Weder der Text der Predigt, wie er heute vorliegt, noch der Text der Autobiographie, wie er aus einem durchaus komplexen Editionsprozess im Verlauf der späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts hervorgegangen ist,²² sind von ihrem Autor in genau dieser Gestalt zur Veröffentlichung vorgesehen gewesen. Beide Texte sind auf unterschiedliche Art und Weise bloße Skizzen, Entwürfe, Versuche – der eine, der Text der Predigt, erklärtermaßen und der andere, der Text der *Memorias*, unausgesprochen und zwischen den Zeilen. Die von fray Servando Teresa de Mier selbstverständlich zu einem guten Teil zum Zwecke der nachträglichen Exkulpation betonte Unfertigkeit seiner Argumentation in der Predigt von 1794 findet auf diese Weise in den *Memorias* von 1817–20 ihre konsequente Fortschreibung, und das vor allem dann, wenn es um die Frage der synkretistischen Geschichte Mexikos geht. Seine erstmals in der Predigt von 1794 versuchte Relektüre dieser Geschichte wird in seiner auf die Rechtfertigung des eigenen Handelns zielenden Autobiographie neu kontextualisiert und ausführlicher narrativiert, als es in der frühen Predigt der Fall gewesen war. Wenn der zum Schriftsteller gewordene Prediger zu diesem Zweck auf Verfahrensweisen zurückgreift, die ihrerseits synkretistische Züge haben (insofern

22 Vgl. zu den Stationen dieses Editionsprozesses Kraume 2023.

er nämlich sowohl in seiner *Historia de la Revolución* als auch in seinen *Memorias* ausdrücklich kanonische Gattungsdispositive und überkommene Schreibweisen amalgamiert und neu zusammensetzt), dann ließe sich argumentieren, dass die seiner Predigt ebenso wie seinen späteren Werken zugrundeliegende ›Poetik der Skizze‹ von entscheidender Bedeutung für die Plausibilisierung einer Revolution ist, deren revolutionären Charakter der Verfasser der *Historia de la Revolución de Nueva España* als einer der ersten erkannt und ausdrücklich benannt hat.

Schluss

Die neuen Wege, die fray Servando Teresa de Mier in seiner Predigt und in seinen beiden literarischen Hauptwerken zur Plausibilisierung der von ihm Zeit seines Lebens verfolgten mexikanischen Unabhängigkeit einschlägt, sind sowohl inhaltlicher als auch formaler Natur: Während er auf einer inhaltlichen Ebene seit jeher überlieferte Narrative wie dasjenige von der Missionierung der indigenen Bewohnerinnen und Bewohner Amerikas neu deutet und an den veränderten Kontext anpasst, greift er auf einer formalen Ebene auf überlieferte und in bestimmten Zusammenhängen seit Langem kanonisierte Gattungen wie die Historiographie oder die Autobiographie zurück, die ihrerseits transformiert und an die Erfordernisse der historisch neuen Situation adaptiert werden. Vor diesem Hintergrund erweist sich die Spannung zwischen der am eigenen Leib erlebten Kontingenz der historischen Entwicklung und fray Servandos daraus erwachsenden Bedürfnis, die Unabhängigkeit gerade deshalb immer wieder durch eine narrativ hergestellte Kontinuität zu plausibilisieren, als konstitutiv für die nicht nur in einem politischen, sondern vor allem auch in einem literarischen Sinne weitreichende Wirkung seiner Intervention. Gerade angesichts seiner ambivalenten Positionierung in dem Spannungsverhältnis zwischen Kontingenz und Kontinuität sind fray Servandos Bemühungen um eine nachhaltige Plausibilisierung der Unabhängigkeit auf den unterschiedlichen Ebenen von Politik und Literatur rhetorisch stets als Legitimierungsversuche und insofern in ihrer besonderen appellativen Funktion zu interpretieren. Die Unabhängigkeit plausibilisieren heißt deshalb nicht nur, die Adressatinnen und Adressaten der entsprechenden Interventionen von der Notwendigkeit des Kampfes um die Unabhängigkeit zu überzeugen, sondern es bedeutet vor allem, sie zu mobilisieren und sie als aktive Teilnehmerinnen und Teilnehmer in den Kampf einzubeziehen. Fray Servandos Interventionen sind vor diesem Hintergrund an ein durchaus diverses Publikum gerichtet, das es in diesem Sinne für die Sache der Unabhängigkeit zu gewinnen gilt. Hatte sich die frühe Predigt noch an eine lokal klar definierte Zuhörerschaft gerichtet, nämlich an die kreolischen und spanischen Honoratioren der städtischen Gesellschaft in dem Mexiko des ausgehenden 18. Jahrhunderts, ist der Adressatenkreis der in London publizierten *Historia de la Revolución* und der wenig

später in Mexiko entstandenen *Memorias* weniger leicht eingrenzbar. In dem ersten der beiden Werke richtet sich das Bestreben des Autors vor allem darauf, eine europäische Leserschaft über die Vorkommnisse in Neuspanien seit Beginn der Unabhängigkeitsrevolution zu informieren und namentlich sein Gastland England sogar zum Eingreifen in den Krieg zu bewegen. Das zweite richtet sich dagegen an die amerikanischen Landsleute des Autors, die wiederum über dessen Erfahrungen in Europa und insbesondere über die Zustände in Spanien in Kenntnis gesetzt und dadurch ihrerseits im Kampf um die Unabhängigkeit ihres Heimatlandes von Spanien mobilisiert werden sollen.²³ Diese sukzessive Ausweitung des Adressatenkreises ist nun im Zusammenhang mit der Frage nach der Überzeugungskraft fray Servandos insofern von Bedeutung, als die bei seinem Versuch der Plausibilisierung der Unabhängigkeit gebrauchten Vorgehensweisen angesichts des größer werdenden Rezipientenkreises natürlich möglichst umfassend und weitreichend sein müssen (denn es ist schließlich nicht gesagt, dass Leserinnen und Leser in unterschiedlichen Kontexten durch jeweils dieselben Argumente überzeugt zu werden vermögen). Was fray Servandos Interventionen vor diesem Hintergrund auszeichnet, das ist deshalb ihre Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit: Ein und dasselbe Narrativ, nämlich dasjenige von der Jungfrau von Guadalupe in Mexiko, entfaltet über die Jahre hinweg dadurch seine Wirkung, dass es in verschiedenen Werken in jeweils neue Zusammenhänge eingepasst, ausgeweitet und dadurch für die Plausibilisierung der Unabhängigkeit nutzbar gemacht wird. Die formale Innovation, mit der diese unterschiedlichen Narrativierungen eines erzählerischen Kerns einhergehen, stützt sich auch aus diesem Grund auf die spielerische Weiterentwicklung überlieferter Gattungsmuster wie der Historiographie und der Autobiographie, die mittels der von fray Servando ausdrücklich reklamierten Skizzenhaftigkeit seiner Werke beweglich gehalten werden. Vor allem durch diese sehr bewusst erfolgende gattungstheoretische Erneuerung erweist sich das spezifische Potential der Literatur im Zusammenhang mit der Frage nach der Plausibilität: Plausibilität braucht nicht nur Geschichten, sondern auch die Reflexion über die Art und Weise, wie diese Geschichten am besten erzählt werden können.

23 Die ›paisanos‹, an die sich der Autor in seinen *Memorias* tatsächlich auch ausdrücklich wendet, sind nicht nur seine Landsleute im Wortsinn, sondern vielmehr alle Kreolen in Amerika im Unterschied zu den Spaniern, über deren vermeintliche Degeneration, deren ineffiziente Bürokratie und deren Korruption der zweite Teil dieser *Memorias* so ausführlich erzählt (vgl. Ette 1992: 181). Vgl. zum Zielpublikum der *Memorias* auch Rodrigo 1997: 357.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Durán, Diego (1867–1880): *Historia de las Indias de Nueva España e Islas de Tierra Firme*. La publica con un atlas de estampas, notas e ilustraciones José F. Ramírez, t. I, México: Andrade y F. Escalante.
- Las Casas, Bartolomé de (1812): *Breve relación de la destrucción de las Indias, discurso preliminar del Doctor Don Servando Teresa de Mier, Noriega y Guerra*, London: Schulze and Dean.
- Mier, fray Servando Teresa de (1981): *Obras Completas I – El heterodoxo guadalupano*, México: Universidad Nacional Autónoma de México.
- Mier, fray Servando Teresa de (1990): *Historia de la Revolución de Nueva España, antiguamente Anáhuac ó Verdadero origen y causas de ella con la relación de sus progresos hasta el presente año de 1813*. Edición, introducción y notas por André Saint-Lu y Marie-Cécile Bénassy-Berling, Paris : Publications de la Sorbonne.
- Mier, fray Servando Teresa de (2009): *Días del Futuro Pasado. Las Memorias de fray Servando Teresa de Mier*, 2 Bände, Monterrey: Universidad Autónoma de Nuevo León.

Sekundärliteratur

- Boone, Elizabeth Hill (1987): »Templo Mayor Research, 1521–1978«, in: *The Aztec Templo Mayor. A Symposium at Dumbarton Oaks*. 8th and 9th October 1983, Washington D.C.: Dumbarton Oaks Research Library and Collection, S. 5–70.
- Brading, David A. (2003): *Orbe indiano. De la monarquía católica a la república criolla. 1492–1867*, México: Fondo de Cultura Económica.
- Breña, Roberto (2012): *El imperio de las circunstancias. Las independencias hispanoamericanas y la revolución liberal española*, México: El Colegio de México, Centro de Estudios Internacionales/Marcial Pons.
- Domínguez Michael, Christopher (2004): *Vida de Fray Servando*, México: Ediciones Era/Conaculta INAH.
- Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache (DWDS) (2022): »plausibel«, <https://www.dwds.de/wb/plausibel>
- Ette, Ottmar (1992): »Transatlantic Perceptions. A Contrastive Reading of the Travels of Alexander von Humboldt and Fray Servando Teresa de Mier«, in: *Dispositivo XVII*:42-43, S. 165–197.
- Fulda, Daniel (2016): »Sattelzeit. Karriere und Problematik eines kulturwissenschaftlichen Zentralbegriffs«, in: Elisabeth Décultot/Ders. (Hg.), *Sattelzeit. Historiographiegeschichtliche Revisionen*, Berlin/Boston: de Gruyter, S. 1–18.

- Hernández y Dávalos, Juan Evaristo (1877–1882): Colección de documentos para la historia de la Guerra de Independencia de México de 1808 a 1821, tomo VI, México: José María Sandoval.
- Herrejón Peredo, Carlos (2003): Del sermón al discurso cívico. 1760–1834, Zamora/México: El Colegio de Michoacán/El Colegio de México.
- Koch, Lutz (2002): »Versuch über Plausibilität«, in: Andreas Dörpinghaus/Karl Helmer (Hg.), Rhetorik – Argumentation – Geltung, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 193–204.
- Koselleck, Reinhard (1979): »Einleitung«, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhard Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe 1, Stuttgart: Klett-Cotta 1979, S. XIII–XXVII.
- Kraume, Anne (2013): »Nosotros los otros. Fray Servando Teresa de Mier und die *identidad criolla*«, in: Susanne Greulich/Karen Struve (Hg), *Diskursivierung von Alterität in Texten der Romania (16.-19. Jahrhundert)*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 199–211.
- Kraume, Anne (2023): Literatur und Unabhängigkeit. Transatlantische Verflechtungen bei fray Servando Teresa de Mier (1763–1827), Berlin/Boston: de Gruyter.
- Lafaye, Jacques (2006 [1977]): Quetzalcóatl y Guadalupe. La formación de la conciencia nacional en México. Prefacio de Octavio Paz, México D.F.: Fondo de Cultura Económica.
- Lay Brander, Miriam (2011): Raum-Zeiten im Umbruch. Erzählen und Zeigen im Sevilla der Frühen Neuzeit, Bielefeld: transcript.
- Moraña, Mabel (1988): »Barroco y conciencia criolla en Hispanoamérica«, in: Revista de Crítica Literaria Hispanoamericana 28, S. 229–245.
- O’Gorman, Edmundo (1960 [1945]): »Fr. Servando Teresa de Mier«, in: Ders., Seis estudios de tema mexicano, Veracruz: Universidad Veracruzana, S. 57–97.
- Pagden, Anthony (1993): European Encounters with the New World, New Haven/London: Yale University Press.
- Palti, Elías José (2005): La invención de una legitimidad. Razón y retórica en el pensamiento mexicano del siglo XIX (Un estudio sobre las formas del discurso político), México: Fondo de Cultura Económica.
- Poole, Stafford (2017 [1995]): Our Lady of Guadalupe. The Origins and Sources of a Mexican National Symbol. 1531–1797, Tucson/Arizona: The University of Arizona Press.
- Pulido Herráez, Begoña (2011): »Fray Bartolomé de las Casas en la obra y el pensamiento de fray Servando Teresa de Mier«, in: Historia Mexicana 61:2, S. 429–475.
- Real Academia Española (2022): »plausible«, <http://dle.rae.es/plausible?m=form>
- Rieu-Millán, Marie Laure (1989): »Fray Servando Teresa de Mier en Londres y Miguel Ramos de Arispe en Cádiz (su actividad política y propagandística según una carta inédita de Mier, 1812)«, in: Suplemento de Anuario de Estudios Americanos (sección Historiografía y Bibliografía) 46:2, S. 55–73.

- Rodrigo, Enrique (1997): »Una ›anti-relación de Indias‹. la Relación de Fray Servando Teresa de Mier«, in: Claire J. Paolini (Hg.), *La Chispa* ›97. Selected Proceedings, New Orleans: Louisiana Conference on Hispanic Languages & Literatures, S. 355–363.
- Rubial García, Antonio (2014): »Los indios vistos por los ilustrados«, in: Ders., *El paraíso de los elegidos. Una lectura de la historia cultural de Nueva España (1521–1804)*, México: UNAM/Fondo de Cultura Económica, S. 393–407.
- Tedeschi, Stefano (2020): *El largo viaje de los mitos. Mitos clásicos y mitos prehispánicos en las literaturas latinoamericanas*, Rom: Sapienza Università Editrice.
- Vitulli, Juan M./Solodkow, David (2009): »Ritmos diversos y secuencias plurales: hacia una periodización del concepto ›criollo‹«, in: Dies. (Hg.), *Poéticas de lo criollo. La transformación del concepto ›criollo‹ en las letras hispanoamericanas (siglos XVI al XIX)*, Buenos Aires: Editorial Corregidor, S. 9–59.
- Zires, Margarita (1994): »Los mitos de la Virgen de Guadalupe. Su proceso de construcción y reinterpretación en el México pasado y contemporáneo«, in: *Mexican Studies/Estudios Mexicanos* 10:2, S. 281–313.

Anhang

Autor:innen

Judith Beyer ist seit 2014 Professorin für Ethnologie an der Universität Konstanz. Sie ist spezialisiert auf Politik- und Rechtsethnologie und forscht aktuell zu Staatenlosigkeit, Expertenaktivismus und Wir-Formationen. Theoretisch verortet sie sich in der existentialistischen Anthropologie, der Psychoanalyse sowie der Ethnomethodologie. Sie ist Autorin von *Rethinking Community in Myanmar* (University of Hawai'i Press 2024 / NIAS Press 2023), *The Force of Custom* (University of Pittsburgh Press 2016) und Mitherausgeberin von *Practices of Traditionalization in Central Asia* (Routledge 2020) und *Ethnographies of the State in Central Asia* (Indiana University Press 2014).

Thomas G. Kirsch ist seit 2009 Professor für Ethnologie und Kulturanthropologie an der Universität Konstanz. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Religionsethnologie und der politischen Anthropologie. Seit 2022 ist er Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Zu seinen Buchpublikationen gehören: *Spirits and Letters. Reading, Writing and Charisma in African Christianity* (2008), *Regimes of Ignorance: Anthropological Perspectives on the Production and Reproduction of Non-Knowledge* (2015, Hrsg. mit Roy Dilley), *Ethical Fields in Africa* (2017, Hrsg. mit Astrid Bochow/Rijk van Dijk) und *Religiopolitical Activism in Southern Africa* (2021, Hrsg. mit Franziska Duarte dos Santos/Rijk van Dijk).

Anne Kraume ist Professorin für Romanische Literaturen mit Schwerpunkt iberamerikanische Literatur an der Universität Konstanz. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen die Literaturen der Aufklärung und der hispanoamerikanischen Unabhängigkeit, Erinnerungskultur und Zeugenschaft in Hispanoamerika und Europa, transatlantischer Wissenstransfer und transatlantische Übertragungsprozesse sowie literarische Mittelmeerdiskurse. Sie forscht derzeit in dem von der DFG geförderten Projekt »Reisende Bibliotheken« zum Verhältnis von literarischer Form und Wissen in den Amerikawerken der exilierten hispanoamerikanischen Jesuiten. Sie ist Autorin der Monographien *Das Europa der Literatur. Schriftsteller blicken auf den Kontinent (1815–1945)* (2010) und *Literatur und Unabhängigkeit. Transatlantische*

Verflechtungen bei fray Servando Teresa de Mier (1763–1827) (2023) sowie Mitherausgeberin unter anderem von *Globalisierung in Zeiten der Aufklärung. Texte und Kontexte zur Berliner Debatte um die Neue Welt (18./19. Jahrhundert)* (2015) und *Ausnahmestände in der Gegenwartsliteratur: nach 9/11* (2017).

Anne Kwaschik ist Professorin für Moderne Geschichte mit dem Schwerpunkt Wissensgeschichte an der Universität Konstanz und Präsidentin des Deutsch-Französischen Historikerkomitees. Sie arbeitet zur intellektuellen Geschichte Westeuropas im 19. und 20. Jahrhundert. Aktuell forscht sie zur Geschichte des Frühsozialismus und zur Geschichte des Gesundheitsfeminismus. Seit ihrer Habilitation zur Geschichte der Area Studies beschäftigt sie sich mit der Verwissenschaftlichung des Kolonialen. Wichtige Publikationen: »Die Verwissenschaftlichung des Kolonialen als kultureller Code und internationale Praxis«, in: *Historische Anthropologie* 28 (2020), S. 399–423; »Gesellschaftswissen als Zukunftshandeln. Soziale Epistemologie, genossenschaftliche Lebensform und kommunale Praxis im frühen 19. Jahrhundert«, in: *Francia* 44 (2017), S. 189–211.

Stefan Leins ist Juniorprofessor für Ethnologie mit Schwerpunkt Kulturen der Ökonomie an der Universität Konstanz. Er arbeitet über Rohstoffhandel, Lieferketten, Finanzanalyse, sozial verantwortliches Investieren sowie die Geschichte des ökonomischen Wissens und die narrative Dimension des Finanzwesens. Sein Buch *Stories of Capitalism: Inside the Role of Financial Analysts* wurde 2018 von der University of Chicago Press publiziert. Weitere Arbeiten wurden in *Anthropology Today*, *Economy and Society* und in *Ethnos* veröffentlicht.

Karin Leonhard ist Professorin für Kunstwissenschaft an der Universität Konstanz. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählt die Verbindung von Kunst- und Naturtheorien in der Frühen Neuzeit, v.a. in der nordalpinen Malerei; die Methodologie der Kunstgeschichte und neuerdings v.a. der Dialog zwischen Kunstgeschichte und Restaurierungswissenschaften. Derzeit ist sie Sprecherin des Graduiertenkollegs »Rahmenwechsel«, das sich auf einen solchen Austausch zwischen geistes- und naturwissenschaftlichen Analysen konzentriert, siehe dazu: <https://www.rahmenwechsel.uni-konstanz.de>.

Kirsten Mahlke ist Professorin für Kulturtheorie und kulturwissenschaftliche Methoden an der Universität Konstanz. In ihrer Forschung befasst sie sich mit andiner Literatur der Frühkolonialzeit im 16./17. Jahrhundert, lateinamerikanischer Fantastik und Erzählmodi des Verschwindenlassens der argentinischen Postdiktatur, dekolonialen Imaginarien des Buen Vivir, romanischen Literaturen und Quantenphysik sowie Restitution als Kulturtheorie seit der Spätscholastik. Monographien: *Offenbarung im Westen. Frühe Berichte der Neuen Welt* (Frankfurt am Main: Fischer, 2005);

mit Hannah Beck: *Stoff. Blut. Gold. Auf den Spuren der Konstanzer Kolonialzeit* (Konstanz: Stadler, 2021).

Christian Meyer ist Professor für Allgemeine Soziologie und Kulturosoziologie am Fachbereich Geschichte und Soziologie der Universität Konstanz, wo er auch Direktor des *Binationalen Zentrums für Qualitative Methoden* (BZQM, zus. mit der PH Thurgau in Kreuzlingen) und Vorsitzender des *Sozialwissenschaftlichen Archivs* (Alfred-Schütz-Gedächtnisarchiv) ist. Zuvor hatte er Professuren für Soziologie an der Universität Würzburg sowie für Kommunikationswissenschaft an der Universität Duisburg-Essen inne. Seine Forschungsinteressen umfassen Sozial- und Kulturtheorie, phänomenologische Soziologie, Soziologie der verkörperten Interaktion, Studien zur vergleichenden Sozialität und die Methodologien und Methoden der qualitativen Sozialforschung. Zu seinen jüngeren Veröffentlichungen zählen *Ethnometodologie reloaded* (Bielefeld 2021, Mitherausgeber), »Alltagssprache, Beschreibungssprache und praxeologische Validität. Aspekte sozialwissenschaftlicher Güte aus der Perspektive des interpretativen Paradigmas und der Ethnometodologie«, *Zeitschrift für Soziologie* 52(1), 2023: 50–66 (mit Christian Meier zu Verl und Frank Oberzaucher), und *Culture, Practice, and the Body* (Stuttgart 2018).

Christopher Möllmann ist Wissenschaftlicher Geschäftsführer des Konstanzer *Zentrums für kulturwissenschaftliche Forschung*. Sein Beitrag zu diesem Band geht auf ein Forschungsinteresse an historisch-anthropologischen Wissensformen in der »alten« Bundesrepublik zurück. Hierzu sind bereits erschienen: »Wassergeschichten. Für eine riskante historische Anthropologie in der ersten Person«, in: *Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie* 29 (2020), S. 227–240 sowie »Der Mensch als »Gegenwartswesen«. Vorschläge zu einer historischen Epistemologie der Berliner Historischen Anthropologie in den achtziger und frühen neunziger Jahren«, in: *IASL* 39 (2014), S. 493–514.

Timo Müller ist Professor für Amerikanistik an der Universität Konstanz. Seine Forschungsschwerpunkte sind Modernismus, afroamerikanische Literatur und Environmental Humanities. Er ist Herausgeber mehrerer Lehrbücher und Autor zweier Monographien, *The Self as Object in Modernist Fiction* (2010) und *The African American Sonnet: A Literary History* (2018). Er hatte Gaststipendien an der British Library, Harvard und Yale inne. Von 2023 bis 2027 leitet er das ERC-finanzierte Forschungsprojekt »Off the Road: The Environmental Aesthetics of Early Automobility«.

Sven Reichardt ist Inhaber des Lehrstuhls für Zeitgeschichte an der Universität Konstanz. In seiner Forschung befasst er sich mit der Geschichte des Faschismus und moderner Diktaturen im 20. Jahrhundert, der Geschichte von Gewalt im 19. und 20. Jahrhundert, der Geschichte der (neuen) sozialen Bewegungen, linker

Gegen- und Alternativkulturen und Fragen der Geschichtstheorie. Monographien: *Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadrismus und in der deutschen SA* (2. Auflage Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2009) und *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren* (2. Auflage Berlin: suhrkamp, 2014).

Jacob Rosenthal ist Professor für Praktische Philosophie unter besonderer Berücksichtigung der Ethik und Moralphilosophie und ihrer Grundlagen an der Universität Konstanz. Seine Forschungsschwerpunkte betreffen den Begriff der Wahrscheinlichkeit, besonders dessen objektive Interpretationen, das Problemfeld von Willensfreiheit und Verantwortung sowie die Moralbegründung. Näheres zur Vita und den Publikationen findet man unter <https://www.philosophie.uni-konstanz.de/professur-fuer-praktische-philosophie/jacob-rosenthal/>.

Rudolf Schlögl war von 1995 bis 2021 Professor für Neuere Geschichte an der Universität Konstanz, von 2006 bis 2019 Sprecher des Exzellenzclusters *Kulturelle Grundlagen von Integration* und von 2010 bis 2017 Leiter eines Reinhart-Koselleck-Projektes zum Thema »Vergesellschaftung unter Anwesenden und ihre Transformation. Eine Gesellschaftsgeschichte und Theorie der europäischen Frühneuzeit«. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Religion und Geschichte in der Frühen Neuzeit, Semantiken des Sozialen in der Vormoderne, Kommunikations- und Mediengeschichte, Gesellschaftsgeschichte und Anthropologien der Frühen Neuzeit. Zu seinen Buchpublikationen zählen *Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit* (2014) und *Alter Glaube und moderne Welt. Europäisches Christentum im Umbruch (1750–1850)* (2013).

Wolfgang Seibel war von 1990 bis 2022 Professor für Politik- und Verwaltungswissenschaft an der Universität Konstanz und ist Senior Fellow der Hertie School in Berlin. Seit 2009 ist er Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Seibel leitet das Langzeitprojekt »Schwarze Schwäne in der Verwaltung. Seltenes Organisationsversagen mit schwerwiegenden Folgen«, das 2017–2025 durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) im Rahmen des Reinhart Koselleck Programms gefördert wird. Seine letzten Buchveröffentlichungen sind *Verwaltung verstehen. Eine theoriegeschichtliche Einführung* (3. Aufl., Berlin: Suhrkamp Verlag 2018) und *Collapsing Structures and Public Mismanagement* (Basingstoke: Palgrave Macmillan 2022).

Christina Wald ist Professorin für Englische und Allgemeine Literaturwissenschaft und Direktorin des *Zentrums für kulturwissenschaftliche Forschung* an der Universität Konstanz. Zuvor lehrte sie an den Universitäten Köln und Augsburg, an der Humboldt-Universität Berlin und an der Harvard University. Ihre Forschungsschwer-

punkte liegen in der frühen Neuzeit und der Gegenwart. Zu ihren Publikationen gehören die Monographien *Hysteria, Trauma and Melancholia: Performative Maladies in Contemporary Drama* (2007), *The Reformation of Romance* (2014) und *Shakespeare's Serial Returns in Complex TV* (2020) sowie Aufsätze zu transkulturellen und transmedialen Adaptionen in den Zeitschriften *Anglia*, *Shakespeare*, *Shakespeare Bulletin*, *Modern Drama*, *South African Theatre Journal*, *Adaptation* und *Classical Receptions Journal*.

